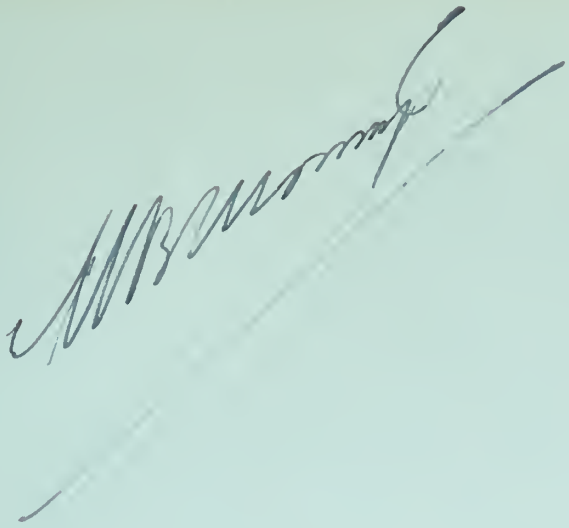
UNIVERSITY OF
ILLINOIS LIBRARY
AT URBANA-CHAMPAIGN
BOOKSTACKS



Digitized by the Internet Archive
in 2017 with funding from
University of Illinois Urbana-Champaign Alternates

https://archive.org/details/volksbucher5818marb

Volksbücher.

5.

Herausgegeben von G. O. Marbach.

Geschichte

von der

schönen Magelone

und dem

Ritter Peter mit den silbernen Schlüsseln.

Leipzig, 1838. Bei Otto Wigand.

833
V882
V.5-8

Geschichte

von der

schönen Magelone und dem Ritter Peter mit den silbernen Schlüsseln

---

Ritter Peter hört von der schönen Magelone und ziehet gen Neapel.

Das schöne Land Provence, welches gegenwärtig einen Theil Frankreichs bildet, wurde vor mehren Jahrhunderten von eigenen reichen und vornehmen Grafen beherrscht. Einer dieser Grafen hatte mit seiner Gemahlin einen einzigen Sohn, welcher Peter hieß und den die Eltern über Alles liebten, weil er nicht nur schön von Ansehn und kräftig von Gestalt, sondern auch klug, tugendhaft und tapferen Sinnes war. Nicht nur daheim, sondern überall, wo man den mächtigen Grafen von Provence kannte, sprach man auch von seinem hoffnungsvollen Sohne, dem jungen Ritter Peter. Seine künftigen Unterthanen liebten und verehrten ihn und selbst die Ritter, welche er in Turnieren und ritterlichen Spielen überwand, mochten ihm nichts Uebles nachreden, denn trotz seiner Siege blieb er immer bescheiden und zuvorkommend. — Einst gab der Graf von Provence ein großes Turnier, zu welchem alle Barone und Edlen seines Landes und wer von rühmlichen Rittern noch sonst zugegen sein mochte, eingeladen wurden. Muth, Kraft und Gewandtheit machten den Ritter Peter zum Sieger über alle die berühmten Herren, welche es mit ihm im Kampfe versuchten, so daß ihm mit Recht der erste Kampfpreis zuerkannt wurde. Hocherfreut über die ihm

durch seinen Sohn widerfahrene Ehre, ließ der Graf von Provence glänzende Feste anrichten. Saßen nun die Ritter bei gefüllten Pokalen zusammen, so erzählten sie von allerlei ritterlichen Unternehmungen und diejenigen welche auf Reisen weit umhergekommen waren, meldeten von den Abenteuern, welche sie bestanden, von den mannhaften Rittern, welche sie kennen gelernt und von den Frauen, deren Schönheit sie bewundert hatten. Da rief ein Ritter laut, die schönste und minniglichste aller Frauen sei doch die Prinzessin Magelone, die Tochter des Königs von Neapel, von wo er selbst eben zurückkehre. Wie solches Peter vernahm, horchte er gar hoch auf und freute sich, daß der fremde Ritter seines Lobens und Rühmens kein Ende finden konnte, denn er hatte auch sonst schon von der Schönheit Magelonens gehört und sein Herz, welches sich noch keiner Frau in Liebe zugewendet hatte, schlug jedesmal laut auf, wenn er das Lob der unbekannten Prinzessin vernahm. Peter war sich seiner Liebe zu der gepriesenen Schönheit nicht bewußt, aber allen edlen Gemüthern ist es eigen, daß sie für das Höchste und Beste sich seiner würdig zu machen entbrennen, wenn sie auch aus Bescheidenheit ihre Wünsche keinem Andern, ja kaum sich selbst gestehen. So sagte denn auch Peter kein Wort, als der fremde Ritter sich endlich also an ihn wendete: „Wohl ist der seligste Mann, wer einst dieser schönen und edlen Frau Herz und Hand gewinnt. Wahrlich, Herr Ritter, wär ich jung, reich und vornehm wie Ihr, der Ihr auch an Tapferkeit die Besten übertrefft, ich machte mich auf und zöge gen Neapel und die schönste Frau der Erde und das herrliche Königreich Neapel dazu müßten mein eigen werden!“ Peter erwiderte kein Wort, aber sein Antlitz überflog eine dunkle Röthe und in seinem Herzen rief eine muthige Stimme: „ich will!“ — Der Graf von Provence saß bei seiner Gemahlin, da trat ihr Sohn Peter herein und ließ sich auf ein Knie vor ihnen nieder. „Gnädige Eltern,

sprach er, vernehmet meine unterthänige Bitte. Dankbar erkenne ich, wie unsägliches Gutes Ihr an mir von Kindheit auf gethan habt; aber es drängt mich unwiderstehlich in ferne und fremde Lande zu ziehen, wie solches auch andere Ritter und Herren meines Standes thun. Dort werde ich manche nützliche und heilsame Lehre gewinnen, und werde mir selbst und Euch durch tapferes und ritterliches Betragen Ruhm und Ehre erwerben. Gebt mir Euren Segen und lasset mich ziehen!" Als der Graf und die Gräfin die Rede ihres theuren einzigen Sohnes vernahmen, wurden sie tief betrübt. „Ach mein lieber Sohn Peter," rief endlich der alte Graf, „bedenke doch, daß Du unser einziges Kind, Hoffnung und Trost unsers Alters bist, und daß auf Dir die Erhaltung unseres Hauses in der Herrschaft beruht!" — „Was willst Du, lieber Sohn," fuhr die Mutter fort, „in der Fremde suchen? Schönheit, Reichthum, Ehre, Adel, Wissenschaft hast Du daheim, wie irgend ein Fürst in der Welt; Dein Ruhm ist verbreitet weit über die Grenzen des schönen Landes, welches Dein Eigenthum ist, — o so bleibe doch bei uns! Sieh, ich flehe Dich herzlich, ich, Deine Mutter! sprich ferner nicht von Scheiden!" — Peter liebte seine Eltern herzinnig und so konnte er auf so liebevolle Bitten nichts erwidern. Er gehorchte, aber sein freudiger Sinn war gebrochen, und obgleich er gegen seine Eltern sich nach wie vor freundlich und dankbar erwies, so mußten sie ihm doch bald anmerken, daß er an Waffen und ritterlichen Uebungen keine Lust mehr hatte, sondern still, in sich gekehrt und traurig war. Da beschlossen die Eltern, um dem theuren Sohne den muthigen frischen Sinn wiederzugeben, ihn immerhin reisen zu lassen. Der Vater sprach: „Ziehe hin, mein Sohn, wie Dein Herz Dich leitet. Wandle in Gottesfurcht und Frömmigkeit, bewahre Deine ritterliche Ehre." Die Mutter umarmte ihren Sohn und schenkte ihm drei Ringe, von denen immer einer kostbarer und schöner als der andere

war. „Gedenk an uns,“ rief sie; „suche gute Gesellschaft und meide die böse; kehre bald heim zur Freude Deiner Eltern!“ — Mit vom Abschied schwerem Herzen, doch muthigen Sinnes der Zukunft entgegenblickend, reich ausgestattet mit Geld, Kostbarkeiten und stattlichen Waffen, aber nur von einem Knappen begleitet, ritt Herr Peter von dannen, hin nach Neapel.

Peter kommt nach Neapel, besteht mit Ehren und lernt die schöne Magelone kennen.

Still und ohne Prunk hielt Herr Peter seinen Einzug in Neapel, denn er hatte sich vorgenommen, unerkannt zu bleiben. Glück und Ehre hoffte er allerdings zu erringen, aber er wollte sie nicht seinem Namen und seiner vornehmen Geburt, sondern seiner Tapferkeit und seinen sonstigen Vorzügen zu verdanken haben. Er bezog daher eine gewöhnliche Herberge auf dem

Fürstenplatze und blieb unter der Menge von fremden Rittern, welche der Glanz des Hofes von Neapel aus allen Gegenden herbeigezogen hatte, unerkannt und unbemerkt. Peter erkundigte sich indeß bei dem Wirthe der Herberge sorgfältig nach allem was ihm zu wissen nöthig war, sonderlich nach den Einrichtungen des königlichen Hofes und nach den an ihm herrschenden Sitten und Gewohnheiten. Der Wirth gab ihm über Alles Bescheid und erzählte ihm zugleich zu seiner nicht geringen Freude, daß schon auf den nächsten Sonntag ein glänzendes Turnier oder Lustrennen angesagt sei, zu Ehren eines vornehmen fremden Ritters, des Herrn Heinrich von Carpona, der vor Kurzem mit besondern Empfehlungen bei Hofe angekommen sei. Auf weiteres Befragen sagte ihm dann der Wirth noch, daß auch andere fremde kampflustige Ritter auf die Bahn gelassen würden, wenn sie nur in gehöriger Rüstung erschienen. — Herr Peter rüstete alsbald sich und sein Streitroß aufs Vollständigste und ließ namentlich auf seinem Helm so wie auf den Decken seines Pferdes je zwei silberne Schlüssel anbringen. Solches that er zu Ehren des heiligen Apostel Petrus, dessen Namen er führte, und nannte sich von nun an: den Ritter mit den silbernen Schlüsseln. Als der Sonntag-Morgen angebrochen war, machte sich Peter früh auf und ging andächtigen Sinnes den Beistand des Himmels erflehend zur Messe in die Hofkirche. Nachdem er sein Gebet verrichtet hatte, blickte er auf und siehe da erschien zum ersten Male seinen Augen Magelone, die königliche Prinzessin, welche auch in die Kirche zur Messe gekommen war. Noch viel herrlicher und schöner kam sie ihm vor, als er sie bisher in seinen Träumen erblickt hatte, und die Liebe, welche bisher in seinem Herzen nur in verborgener Glut geglimmt hatte, schlug zu lichten Flammen empor. Er konnte nun kaum die Zeit erwarten, bis das Turnier seinen Anfang nahm. Endlich schlug die heiß ersehnte Stunde. Die Bahn ward eröffnet,

der König, seine Gemahlin und Magelone, die schöne Prinzessin, welche Aller Augen auf sich zog, erschienen mit zahlreichem Gefolge auf der für sie errichteten Bühne. Ritter Peter ritt mit seinem Knappen herbei, da er aber als ein unbekannter, fremder Ritter auftrat, so stellte er sich zuletzt unter die in großer Anzahl versammelten streitlustigen Ritter. Die Trompeten erschallten und ein Herold trat hervor, der rief auf Befehl des Königs: Wer gesonnen sei und Muth habe, mit dem tapfern Herrn Heinrich von Carpona zu Ehren der anwesenden Frauen und Jungfrauen eine Lanze zu brechen, der solle sich bereit halten. Alsbald erschien auch Carpona in den Schranken, und gegen ihn ritt ein Ritter von dem königlichen Hofgesinde. Die beiden rennten zusammen und der Neapolitaner ward sogleich aus dem Sattel gehoben, im Fall aber warf er die Lanze von sich und diese gerieth dem Pferde des Ritter Heinrich zwischen die Beine, so daß das Pferd mit seinem Reiter niederstürzte. Die Freunde des Neapolitaners erhoben nun ein Freudengeschrei und die Kampfrichter, welche dem fremden Herrn den Sieg mißgönnen mochten, fällten das ungerechte Urtheil: Carpona sei so gut gefallen und überwunden als der neapolitanische Ritter. Das verdroß den edlen Herrn von Carpona so sehr, daß er nicht weiter kämpfen wollte, sondern sogleich die Schranken verließ, während der übermüthige Höfling, als wär er der Sieger, zurückblieb. Das ungerechte Urtheil hatte alle anwesende Ritter gekränkt, am meisten aber Herrn Peter. Wie nun der Herold die Aufforderung that, mit dem zurückgebliebenen Ritter zu kämpfen, da sprengte Peter mit verhängtem Zügel in die Schranken, und so gewaltig war sein Anlauf, daß sein Gegner sammt seinem Rosse in den Sand geworfen wurde. Da ertönte lauter Beifallruf von allen Seiten. Jeder bewunderte und pries die Tapferkeit des Ritters mit den silbernen Schlüsseln und der König sendete einen Herold an ihn ab und ließ nach seinem Stand und Na-

nen fragen. Ritter Peter aber antwortete dem Herold: „Sage dem König Deinem Herrn, seine Majestät möge mir gnädigst erlauben, daß ich meinen Namen annoch vor ihm verschweige, denn ein theures Gelübde verbinde mich, eine Zeitlang Jedermann zu verhehlen, wie ich heiße. Sage übrigens dem Herrn Könige, daß ich ein armer Ritter aus Frankreich sei, und begierig einigen Ruhm und Ehre bei Jedermann, sonderlich aber bei edlen Frauen und Jungfrauen zu erwerben.“ — Der König begnügte sich bei dieser Antwort und da er wohl vermuthete, daß ein so edler und tapferer Ritter keinen unehrenhaften Grund haben könne, seinen Namen zu verheimlichen, so bewunderte er ihn im Stillen wegen seiner großen Bescheidenheit. Das Turnier nahm nun seinen Fortgang und Peter blieb noch lange auf der Bahn, denn keiner der vielen Ritter, welche nach der Ehre sich mit ihm zu messen geizten, konnte ihn bewältigen. So ward ihm denn endlich vom König und von allen Anwesenden die Ehre und der Preis des Turniers öffentlich zuerkannt. Frauen und Jungfrauen priesen unter einander und noch mehr in ihren Herzen die männlichen Tugenden des edlen Ritters und sonderlich auf die schöne Prinzessin Magelone hatte seine edle Gestalt und stattliche Haltung einen tiefen Eindruck gemacht, obschon sie ihn noch nicht in der Nähe gesehen hatte. Unter dem Beifallsruf der versammelten Menge und begleitet von einer großen Anzahl von Rittern, die sich um seine Freundschaft bemühten, zog Herr Peter vom Kampfplatze nach seiner Herberge. Besonders schloß sich Herr Heinrich von Carpona an ihn an, begleitete ihn nach der Herberge, leerte noch manchen Becher mit ihm und blieb fortan in treuer Freundschaft ihm zugethan.

Ritter Peter wird mit der Prinzessin Magelone näher bekannt.

Nun folgten am Hofe die Turniere schnell auf einander und immer mehr Ritter wurden durch die festlichen Spiele herbeigezo-

gen. Nicht nur liebte der König von Neapel selbst die ritterlichen Wettkämpfe, sondern auch seine Tochter Magelone lag ihm an, dieselben zu veranstalten. Den Grund, aus dem sie so großes Wohlgefallen an denselben fand, hatte sie sich zwar selbst noch nicht eingestanden, aber es war kein anderer als der, daß sie Gelegenheit suchte, den Ritter mit den silbernen Schlüsseln zu sehen und seine Tapferkeit zu bewundern. Wenn die Rosse schnaubten, die Schilde klirrten und die Lanzen krachten, und der Ritter mit den silbernen Schlüsseln siegreich seinen Gegner aus dem Sattel brachte, dann erglühte ihr reizendes Angesicht in dunkler Röthe. Auch der König ließ mit immer wachsendem Wohlwollen sein Auge auf dem trefflichen Jünglinge ruhen, welcher in edlem Anstand und ritterlicher Tugend nicht seines Gleichen hatte. Er beschloß daher, dem Ritter, dessen edle Abkunft er vermuthete, obschon er seinen Namen nicht kannte, fernerhin mehr Ehre zu erzeigen, als bisher geschehen war. Als daher die Festlichkeiten zu Ende waren, schickte der König einen seiner Diener in die Herberge und ließ den Ritter mit den silbernen Schlüsseln an seine Tafel einladen. Da jubelte es in dessen Herzen hoch auf, denn er durfte doch nun hoffen, das schöne Frauenbild, welches er so hoch verehrte, endlich einmal in der Nähe zu sehen. Als daher die Stunde des Mahles gekommen war, da ließ Herr Peter nicht auf sich warten und so günstig war ihm sein Geschick, daß er bei Tafel der schönen Prinzessin gegenüber zu sitzen kam. Köstliche ausländische Gerichte und herrliche Weine wurden aufgetragen, aber der Ritter achtete dessen wenig, sondern vergaß Essen und Trinken, indem sein Auge und sein Geist unablässig mit der liebenswürdigen Dame beschäftigt waren. Seine Augen sagten ihm, daß es auf Erden kein schöneres Weib geben könne als Magelone, und sein einziger Gedanke war unablässig der Eine: „Glückselig ist der Mann, dem einst dieser holden Jungfrau Liebe zu Theil wird!“ Dabei dachte er nicht an sich,

denn so hoch schien ihm das Glück von Magelonens Liebe zu sein, daß er nicht zu hoffen wagte, daß es ihm jemals zu Theil werden könne. Obschon nun sein Inneres also aufgeregt war, war Peter doch, als ein gebildeter und sittiger Ritter, gar wohl bedacht, daß er dem Könige, der sich mehr als einmal mit huldreichen Anreden und Fragen an ihn wendete, klug und wie es sich geziemte antwortete; und die Höflinge sahen, daß er ebenso sehr in zierlichen Reden und Sitten wie im Waffenkampfe Allen den Vorrang streitig machte. Nachdem sie gespeist hatten, wurden im königlichen Saal allerlei unterhaltende Spiele vorgenommen. Der König zog sich zurück und Ritter Peter benutzte eine schickliche Gelegenheit der holden Magelone sich zu nähern. Doch hätte er nicht den Muth gehabt sie anzureden, wenn sie ihm nicht überaus huldvoll entgegen getreten wäre und ihn mit der Bitte angeredet hätte, daß er doch fernerhin öfter am Hofe ihres Herrn Vaters erscheinen möge, denn der König, so wie alle, die zu seinem Hause und Hofstaate gehörten, ehrten ihn hoch wegen seiner Tapferkeit, Bescheidenheit und edlen Wesens. Peters Augen strahlten vor Freude und er drückte der edlen Jungfrau mit schicklichen Worten seinen Dank aus für die allzugroße Ehre, die sie ihm widerfahren lasse; doch verspreche er, daß es sein einziges Streben sein solle, sich derselben einigermaßen würdig zu machen. Sie wechselten nur wenige Worte mit einander, als die Königin Mutter der Prinzessin rief, um mit ihr den Saal zu verlassen. Da sagte Magelone nur noch: „Haltet ja Wort, Herr Ritter, und besuchet uns oft. Ich möchte von Euch noch Manches über die Sitten Eurer Heimath erfahren, sowie von den Schönheiten der Länder, welche Ihr gesehen habt.“ Dabei neigte sie sich gegen ihn und sah ihn mit einem so freundlichen Blicke an, daß sein Herz noch tiefer verwundet wurde, als es schon vorher war. Nicht lange darauf kehrte der König zurück und redete mit den Herren, die an seinem Hofe zugegen waren.

Bald wendete er sich auch an den Ritter mit den silbernen Schlüsseln, lobte ihn höchlich und ersuchte ihn freundlich, er möge ihm doch nunmehr seinen Stand und Namen zu erkennen geben. Peter aber wies mit ehrerbietigen doch standhaften Worten das Anliegen des Königs zurück und erklärte abermals, daß er nichts als ein armer französischer Edelmann sei, welcher durch die Welt ziehe, um diese kennen zu lernen und sich im Ritterthum zu üben, auch, wo sich Gelegenheit biete, einige Ehre zu erwerben. Der König konnte nicht umhin, die Bescheidenheit und Standhaftigkeit des Ritters zu bewundern und weit entfernt, sich durch dessen Weigerung beleidigt zu fühlen, entließ er ihn vielmehr in aller Güte und Freundlichkeit. Der Ritter ging mit den übrigen Herren vom Hofe und kehrte glücklichen Herzens in seine Herberge zurück.

Peter und Magelone werden sich ihrer Liebe bewußt.

Peter war kaum in seiner Wohnung angekommen, als er sich ganz einsam und im Dunkeln in seine Kammer setzte, um noch einmal in der Erinnerung das Glück des verflossenen Tages zu genießen. Nicht die Ehre, welche ihm an dem königlichen Hofe zu Theil geworden war, bewegte sein Gemüth; sondern einzig und allein die holde Jungfrau, in deren Augen er heut zum erstenmal geschaut und deren reine schöne Seele er in den untadelhaften Zügen ihres reizenden Antlitzes erkannt zu haben glaubte. Wie ein Blitz fuhr da durch seinen Kopf der Gedanke: „O könnte sie dein werden — und sie kann, muß und wird dein sein, wenn sie dich liebt! Vielleicht! Vielleicht!“ —— Auch Magelone suchte die Einsamkeit ihrer Gemächer und wie er an sie, so dachte sie an ihn. Aber nicht nur die Ungewißheit, ob er sie liebe, quälte sie, sondern überdies noch der Gedanke, von welcher Abkunft er sein möge. Nimmer konnte sie glauben, daß er so niedern Standes sei, wie er vorgab, denn seine ed-

len Sitten, sein gewandtes und sicheres Benehmen am Hofe des Königes sprachen überzeugender für seine vornehme Geburt als sein Mund. Zwar fühlte sie, daß sie ihn nicht inniger lieben würde, wenn er ein Königssohn, als wenn er wirklich nur ein armer fahrender Ritter wäre; aber nur, wenn er der Sohn eines vornehmen Hauses war, durfte sie als ein sittsames Mädchen ihr Herz in Liebe ihm zuwenden, denn nur dann durfte sie hoffen, daß ihr königlicher Vater in eine Vermählung mit ihm willigen werde. Schon mehre Tage hatte sich die Prinzessin mit ihrer Liebe und mit ihrer Sorge getragen, als sie fühlte, daß es ihr unmöglich sei, länger allein und rathlos diesen Zustand zu ertragen. Da gedachte sie an ihre treue Amme, die sie von Jugend auf gepflegt und geliebt hatte, und welcher sie Alles anvertrauen zu dürfen glaubte, und beschloß, welche Ueberwindung es auch kosten möchte, ihr das Geheimniß ihres Herzens mitzutheilen, um Rath und Beistand bei ihr zu finden. Als sich nun Magelone eines Tages allein mit ihrer guten Amme sah, redete sie dieselbe mit herzlichen Worten an: „Liebe Amme, all mein Lebtag hast Du mir Liebe und Treue erwiesen und ich weiß Niemand, auf welchen ich so all mein Zutrauen setzte als auf Dich. So will ich Dir denn auch jetzt etwas anvertrauen, was Du vor aller Welt geheim halten mußt, und wenn Du dieses thust und mir mit Deinem treuen Rathe beistehst, so werde ich Dir solches niemals vergessen!“ — „„Ach, liebes Kind, erwiderte die Amme, Alles will ich für Dich thun, was zu Deinem Wohle gereicht, und müßte ich schon darüber sterben, darum öffne mir ohne Argwohn Dein Herz!““ — Da faßte die schöne Magelone Muth und fuhr zutraulich fort: „Sag, liebe Amme, hast Du den jungen Ritter gesehen, welcher in den Turnieren gesiegt hat und den sie den Ritter mit den silbernen Schlüsseln nennen? — Er ists, — an ihm hängt mein Herz, daß ich vor ewigem Denken an ihn nicht essen, trinken und schla-

fen kann. Ach, allerliebste Amme, könntest Du mir nur die Gewißheit verschaffen, daß er von vornehmer Geburt wäre, so wollte ich alle meine Hoffnung auf ihn setzen, daß er mein Gemahl würde. Denn sieh, da ich ihn so sehr und wahrhaft liebe, so muß er mich wohl wieder lieben. Rathe mir, liebe Amme, sieh, ob Du seine Herkunft erfahren kannst und ob er —" Ueber diese Rede war die Amme heftig erschrocken. Sie wußte lange nicht was sie sagen sollte und erwiderte endlich: „„Liebes Kind, was sagst Du! Wisse, Dein hoher Stand macht Dich würdig die Gemahlin des vornehmsten Fürsten der Erde zu werden, und er müßte sich noch glücklich preisen! Und nun hängst Du Dein Herz an einen fremden unbekannten Ritter, einen Abenteurer, — o bedenke, theures Kind, was Du thust; willst Du Spott und Schande auf Dich ziehn und den Zorn Deines königlichen Vaters? Ich bitte Dich um Alles, verbanne diese Gedanken aus Deinem Herzen!"" — Obschon nun Magelone mit ihrem eigenen Verstande einsehen mußte, daß die Amme Recht habe, so war sie doch über die Rede derselben tief betrübt, denn die Liebe hatte bereits so sehr sich ihres Herzens bemächtigt, daß sie der abmahnenden Stimme des Verstandes kein Gehör schenkte. „Ach! rief sie aus, ist das die Liebe, welche Du für mich hegest? Den Tod willst Du mir geben, mich elend umkommen lassen in der Krankheit, die mich ergriffen, ohne auch nur Einen Schritt zu thun, um mir die Arzenei zu holen, welche allein mich zu retten vermag! Was will ich denn von Dir? Ist es etwa ein Unrecht, daraus mir oder meinen lieben Eltern ein Unglück erwachsen könnte? Nichts sollst Du thun als nach seinem Stand und Namen Dich erkundigen. Nun thue wie Du willst, Du hast die Wahl. Gehorchst Du meinen Bitten, so werde ich gerettet sein; beharrst Du bei Deiner Weigerung, so wirst Du bald vor Deinen Augen in Kummer und Schmerz mich elend vergehen sehen." Nachdem sie

so gesprochen, sank die Jungfrau ohnmächtig auf ihr Lager hin, kam aber nach einiger Zeit wieder zu sich und fuhr mit gleichem Eifer fort: „O glaube nur, liebe Amme, daß er, der so reich an allen Tugenden und zierlichen Sitten, nimmer von geringem Stande sein kann! Das ist es auch, warum er seinen Namen nicht nennen will. Er will Ruhm und Ehre nicht seiner vornehmen Geburt, sondern allein seiner Tapferkeit zu verdanken haben. Geh, geh, liebe Amme, frage ihn nur in meinem Auftrage nach seinem Namen und Stande und er wird ihn nicht geheim halten!“ Als nun die gute Amme sah, wie groß die Liebe sei, welche Magelone zu dem Ritter in ihrem Herzen trug, auch die hohen Tugenden bedachte, welche denselben schmückten, wie Jedermann wußte, so vermochte sie nicht länger Widerstand zu leisten, tröstete daher die Jungfrau und versprach ihr, sie wolle alles thun, was sie vermöge, um zu erfahren, was jene wünsche.

Der Ritter Peter und die schöne Magelone erfahren durch die Amme von ihrer gegenseitigen Liebe.

Am nächsten Morgen ging die Amme nach der Kirche, denn sie wußte, daß der Ritter mit den silbernen Schlüsseln in ihr seine Morgenandacht zu verrichten pflegte. Wie die Amme in die Kirche getreten war, erblickte sie auch alsbald den Ritter, ging hin und kniete neben ihm nieder, ihr Gebet zu verrichten. Peter hatte aber die Frau schon am königlichen Hofe erblickt und wußte, daß sie die Amme der schönen Magelone sei. Als sie daher vom Gebet aufstand und fortgehen wollte, erhob auch er sich und redete sie an. Die Amme aber sagte nach einigen Zwischenreden zu ihm: „Herr Ritter, Jedermann wundert sich, daß Ihr, nachdem Ihr zu Neapel so viel Ruhm und Ehre geerntet, noch immer Euren Namen und Stand geheim haltet. Ich weiß gewiß, daß der König und die Königin, vorzüglich

aber die schöne Magelone sich sehr freuen würden, wenn sie erfahren könnten, Wer und von Wannen Ihr seid. Gewiß, Ihr thätet der Prinzessin einen großen Gefallen, wenn Ihr Euch zu erkennen gäbet!" Als Peter diese Worte vernommen hatte, da stand er eine Weile ganz still und schaute nachdenklich vor sich hin, allmählig aber stieg eine hohe Röthe in sein Antlitz, und sein Herz begann mächtig zu schlagen, denn es sprach in ihm eine Stimme: sie liebt dich! Endlich aber gab er der Amme diese Antwort: „Liebe Frau, seit ich meine Heimath verlassen, habe ich mich vor Niemand zu erkennen gegeben. Aber, wahrlich, es lebt Niemand in der Welt, dem ich so gern gehorsam mich erweisen möchte, als Eurer schönen Gebieterin; darum, wenn sie mich würdig hält nach meinem Namen ernstlich zu fragen, so saget ihr, daß mein Geschlecht groß und hoch geadelt ist. Saget ihr überdies in meinem Namen, daß ich sie unterthänig bitte, hieran sich genügen zu lassen. Euch aber ersuche ich, Ihr wollet dieses von meiner geringen Habe als ein Andenken mit Euch nehmen!" Bei diesen Worten übergab er der Amme einen von den drei köstlichen Ringen, welche seine Mutter ihm mitgegeben hatte, als er von ihr Abschied nahm. — Hierauf ging die Amme von dannen und eilte fröhlich dem königlichen Schlosse zu. Seine bescheidenen und edlen Reden hatten ihr gar wohl gefallen und sie glaubte nun selbst, was er ihr ja auch ausdrücklich versichert hatte, daß er von angesehenem Geschlechte sei. — Magelone saß in ihrem Gemach und harrte mit großer Sehnsucht auf die Rückkehr der Amme. Als diese nun in die Thür trat, hielt sie sogleich der Prinzessin den Ring entgegen und meldete ihr alles, was sie mit dem Ritter geredet hatte. Magelone ergriff freudig den Ring, betrachtete ihn und rief: „Siehst Du, liebe Amme, wie ich Recht gehabt habe, daß er nothwendig von vornehmem Geschlecht sein müsse! Schau doch nur diesen Ring an! Meinst Du, daß ein armer und nie-

driger Ritter ein so köstliches Kleinod wegzugeben vermöge? O, wie glücklich wird meine Liebe mich machen! Nie, nie soll ein anderer Gedanke und Wunsch in mein Herz kommen, als ihn zu besitzen und einzig ihn zu lieben und zu begehren. Als ich ihn das erste Mal erblickt habe, da schon hat sich mein Herz ihm ergeben. Und nun weiß ich auch, Amme, daß er einzig um meinetwillen hierher nach Neapel gekommen ist. Ich bitte Dich aber, überlaß mir diesen Ring und nnnm Dir dafür von allen meinen Schmucksachen, was Dir gefällt!" Die Amme überließ ihr den Ring gern; als nun aber Magelone weiter verlangte, sie solle hingehen und dem Ritter ihr ganzes Gemüth entdecken und wie sie ihn über Alles liebe, da erschrack die gute Frau heftig und bat die Prinzessin, sie möge doch nicht Zucht und Sitte vergessen und mit ihrer Liebe einem fremden unbekannten Ritter sich in die Arme werfen. Magelone aber rief mit bewegter Stimme: „O, Amme, nenne ihn nie mehr gegen mich einen Fremden, denn wisse, daß auf der ganzen Erde Niemand lebt, der mir näher stände und den ich inniger liebte, als ihn!" Als die Amme sah, wie der Jungfrau Gemüth ergriffen und bewegt war, wollte sie nicht dawider reden und sagte daher nur: „Theures Kind, ich denke ja allein auf Dein Bestes und daß Deine Ehre bewahrt werde. Diese wird aber, glaube mir, durch alles verletzt, was wider die Regel und unüberlegt geschieht. Ich zweifle so wenig an Deiner Liebe wie daran, daß der edle Ritter dieser Liebe werth sei; doch nur wenn Zucht und Ehre streng von Dir im Auge gehalten wird, kann diese Liebe zu Deinem Besten ausschlagen. Hierin will ich Dir auch mit Rath und Hilfe getreulich beistehn, und ich hoffe zu Gott, daß er Alles zum Besten lenken wird!" Diese Reden vermochten Magelonen einigermaßen zu beruhigen. Sie steckte den Ring an ihren Finger, ging in ihr Bette, drückte den Ring mehr als einmal an ihre Lippen, unter herzlichen Seufzern des theuren Rit-

ters gedenkend, und entschlief endlich in sanftem Schlummer. Da hatte sie ein Traumgesicht, als wäre sie mit dem Ritter allein zusammen in einem lustigen Garten, und sie wandelte neben ihm und sagte zu ihm: „Ich bitte Euch freundlich, Herr Ritter, um der Liebe willen, die ich zu Euch trage, sagt mir, welches Geschlechts und von wannen Ihr seid?“ Weiter träumte ihr dann, daß der Ritter sie bäte, sie möge nicht weiter darnach fragen, denn sie solle es gewiß in Kurzem erfahren, und zugleich nähme er einen Ring vom Finger und gäbe ihr den. Sie meinte den Ring ganz deutlich zu sehen und zu fühlen, und er war noch weit herrlicher als der, welchen sie von der Amme erhalten hatte. Hierauf waren sie noch lange in großen Freuden bei einander. So in süßen Träumen befangen lag die schöne Magelone bis zum andern Morgen, da schlug sie die Augen auf und erzählte der Amme ihren Traum, welche daraus erkannte, daß Magelone ihr ganzes Herz dem Ritter zugewendet habe, und fortan jeden Gedanken daran aufgab sie fernerhin in ihrer Liebe zu stören. — Herr Peter wendete indeß allen Fleiß an, die Amme wiederzusehen, und da auch die Amme ihm zu begegnen begehrte, so währte es nicht lange, daß sie einander in der Kirche wieder ansichtig wurden. Der Ritter gab ihr ein Zeichen, daß er sie zu sprechen begehre, und so trat sie zu ihm und sagte ihm leise, wie über den Ring, den sie von dem Ritter erhalten habe, Magelone sich gefreut und sie aufgefordert habe ihn ihr abzutreten. „Liebe Frau, sagte dagegen der Ritter: jenen Ring habe ich Euch gegeben, nicht der holden Prinzessin, denn ich weiß gar wohl, daß eine solche Gabe viel zu gering ist, um einer so großen Fürstin würdig zu sein. Alles jedoch was ich besitze, Leib und Gut will ihr zu eigen geben. Wisset nur, daß ihre unvergleichliche Schönheit also mein Herz getroffen hat, daß ich ohne ihre Gunst nicht ferner leben kann und mag, ja daß ich mich für den allerunglücklichsten Ritter auf der

ganzen Welt halte. Saget ihr dieß, ich bitte Euch darum, denn ich weiß gewiß, daß die Prinzessin keine treuere und vertrautere Freundin hat, als Euch!" Die Amme war auf diese Erklärung schon gefaßt gewesen und sagte nun dagegen: „Alles, Herr Ritter, was Ihr befehlet, will ich thun und meiner Gebieterin es redlich anzeigen, kann Euch auch Hoffnung auf eine günstige Antwort geben. Zuvor aber möchte ich wissen, wie Eure Liebe gemeint sei; — denn ist sie thöricht und unedel, so bitte ich Euch, daß Ihr nie mehr von derselben ein Wort verlauten lasset!" Da sprach der Ritter mit edlem Anstand: „Frau, ich will eines bösen unglücklichen Todes sterben, wenn ich jemals an eine solche Liebe oder vielmehr Schande gedacht habe. Es ist eine ehrliche, treue, aufrichtige Liebe, mit der ich sie als eine reine Jungfrau lieben und ihr in Zucht und Ehren dienen will." Die Amme war mit dieser Betheurung gar wohl zufrieden, fragte jedoch weiter: „So Ihr nun gelobt, mit getreuer Liebe lieben zu wollen, warum verhehlet Ihr noch immer Euren Namen und Euer Geschlecht? Wenn Ihr nachweisen könnet, daß Ihr von hochadeligen Eltern entsprossen seid, so könnte wohl mit Gottes Hilfe die Ehe zwischen Euch zu Stande kommen; denn ich weiß, Ihr liebet einander von ganzem Herzen!" Als Peter dies hörte, da flammte die Liebe hoch auf in seinem Herzen. „Ich bitte Euch, rief er, liebe Amme, schaffet, daß ich mit der Jungfrau eine Unterredung habe, da will ich ihr meine Herkunft und Alles offenbaren, was sie von mir zu wissen begehret!" Als ihm auch dieses die Amme zusagte, da gab ihr der Ritter den zweiten Ring für Magelone und schied mit vergnügtem Herzen. — Die Amme eilte alsbald zur schönen Magelone, welche auf ihrem Ruhebette lag und vor allzugroßer Liebe ganz krank geworden war. Kaum aber erblickte sie die Amme, da sprang sie auf und rief: „Sei willkommen, liebe Freundin; aber wehe mir, wenn Du nicht gute Botschaft bringst

von ihm, den meine Seele liebt. Ach, gib mir einen Rath, daß ich ihn sehen und sprechen mag, sonst muß ich sterben!'' — ,,,,Fasse Muth, liebes Kind, sagte die Amme, ich komme mit guter Zeitung!'''' Da fiel ihr Magelone um den Hals, herzte und küßte sie. Die Amme aber erzählte, wie sie mit dem Ritter gesprochen. ,,Glaube mir, fuhr sie fort, wenn Du seinetwegen große Schmerzen erfährst, so duldet er um Deinetwegen nicht geringer. Aber ich freue mich, daß Eure beiderseitige Liebe bei aller Heftigkeit getreu, züchtig und ehrlich ist. Töchterchen, ich sage Dir, nie ist mir noch ein Ritter vorgekommen, der so weise geredet. Nun aber will er heimlich eine Unterredung mit Euch haben, um Euch seinen Namen und Stand zu entdecken; überdieß noch, so bittet er Euch, Ihr wollet diesen Ring von ihm annehmen.'' Während die Amme sprach, horchte die schöne Magelone gar aufmerksam zu und schlug die Augen nieder, während ihre Wangen sich röthelten. Als aber die Amme des Ringes erwähnte, da flammte ihr ganzes Antlitz in Freude; sie blickte schnell auf, ergriff den Ring, betrachtete ihn und rief: ,,Wahrhaftig, sieh Amme, es ist derselbe Ring, den ich jüngst im Traume erblickt habe. Ja, mein Herz hat wahr geredet und wird mich auch ferner nicht belügen. Nun glaube ich fest, daß der Ritter mein Gemahl werden wird, und Du, Amme, ich bitte Dich, denke auf Mittel, daß ich ihn recht bald sehen und mit ihm reden kann.'' Das versprach die Amme, und Magelone war fröhlich, hüpfte und jubelte wie ein Kind, betrachtete ihre zwei Ringe, steckte sie bald an diesen Finger, bald an jenen, bedeckte sie dann wieder mit Küssen und dankte dabei Gott in ihrem Herzen, daß er ihr diese Seligkeit der Liebe gegeben habe.— Als am nächsten Morgen der Ritter Peter die Amme erblickte, eilte er zu ihr hin und fragte sie nach der schönen Magelone und ob er bei ihr in Gnaden stehe. ,,Edler Ritter, erwiderte die Amme, ich sage Euch, daß dermalen kein Ritter lebt von Al-

len, welche den Harnisch führen und Ritterspiel üben, dessen Glück dem Eurigen gleich käme. Eine gute Stunde hat Euch in dieses Land gebracht und mit Eurer Tapferkeit habt Ihr die schönste Jungfrau der Erde gewonnen; denn wisset, daß die Prinzessin herzliches Verlangen trägt Euch zu sehen und freundlich mit Euch zu reden. Ich will mich dem auch nicht widersetzen, doch müßt Ihr mir zuvor bei Treu und Glauben eines echten Edelmannes geloben, daß Eure Liebe also in Zucht und Ehre beschaffen ist, wie Eurem und der Prinzessin hohem Stande geziemet.'' Da kniete der Ritter vor der Frau auf die Erde nieder, und schwur ihr einen theuren Eid vor Gott seinem Schöpfer, daß er mit dieser Liebe nichts anderes zu erlangen begehre als das heilige Sakrament der Ehe, und daß ohnedieß Gott in dieser Welt ihm nimmermehr helfen möge. Nun reichte ihm die Amme die Hand, daß er aufstehen sollte und sprach: ,,Wohlan, so kommet morgen Nachmittags durch das kleine Pförtchen unseres Gartens zu meiner schönen Gebieterin in ihre Kammer, in welcher Ihr sie mit mir allein finden werdet. Dann werde auch ich die Kammer verlassen, auf daß Ihr Euch Beide allein mit einander bereden und Eurer Herzen Anliegen einander erzählen könnet.'' Fröhlicher Hoffnung voll schied der Ritter von der Amme.

Peter kommt mit der schönen Magelone heimlich zusammen.

Des folgenden Tages konnte Herr Peter die verabredete Stunde kaum erwarten. Kaum erschien sie, so stand er auch an dem Pförtchen, welches er offen fand. Er eilte durch den Garten und erreichte mit klopfendem Herzen den Pallast und die Kammer seiner Geliebten. Hier fand er die schöne Magelone allein mit der Amme, und wie sie seiner ansichtig wurde, so ward ihr Antlitz so roth wie eine Rose, und dabei zitterte sie und wäre ihm sicher entgegen und an den Hals geflogen, wenn nicht die edlen Sitten sie zurückgehalten hätten, welche in einem gebilde-

ten Herzen stets die Obmacht über die Leidenschaft behalten. Aber ihr Herz hüpfte vor Freude in ihrem Leibe, als sie den theuren Ritter sah, und die Liebe, welche sie mit keinem Laut verrieth, leuchtete aus ihrem Antlitz und strahlte aus ihren lieblichen holdseligen Augen. Auch der Ritter hatte seine Farbe gewandelt, als er nun die Geliebte also vor sich erblickte, wie ihn seine kühnsten Wünsche niemals hatten hoffen lassen. Er suchte lange Zeit vergebens nach schicklichen Worten, mit denen er sie anreden sollte; dabei war ihm zu Muthe, als einem, der nicht weiß, ob er auf der Erde steht, oder in den Lüften schwebt, ob er wacht oder träumt. Er kniete demnach vor ihr nieder, neigte das Haupt zur Erde und sprach: „Hochgeborne Fürstin, Gott der Allmächtige verleihe Euch Ehre und Alles was Euer Herz begehrt!“ Magelone nun faßte seine Hand, neigte sich ein wenig zu ihm hernieder und sprach mit leiser Stimme: „Seid mir willkommen, edler Ritter!“ Hierauf hob sie den Ritter auf, setzte sich und hieß ihn neben ihr Platz nehmen; die Amme aber verließ das Gemach. Die Jungfrau redete ihn nun mit niedergeschlagenen Augen an: „Ich weiß sehr wohl, sagte sie, daß es einem jungen Mädchen, wie ich bin, wenig ziemt, mit einem Ritter eine heimliche Unterredung zu haben; aber ich habe in meinem Innern Euer adliges und redliches Gemüth bedacht, und dadurch die Sicherheit und den Muth erlangt, dem Verlangen meines Herzens nachzugeben. Wisset nur, daß schon damals, als meine Augen Euch zum erstenmal erblickten, mein Herz alles Gute Euch wünschte, und daß nun kein Mensch auf Erden lebt, dem ich wohlwollender gesinnt wäre, als Euch. Dieß, edler Ritter, ist auch der Grund, warum ich wünsche und, wie Ihr wohl selbst einsehen werdet, begierig sein muß zu erfahren, wer Ihr seid, aus welchem Lande entsprossen und warum Ihr hierher gekommen seid.“ Freudig stand der Ritter auf und sagte: „Dank sei Euch, gnädigste Prinzessin, für die Freundlichkeit,

mit welcher Ihr Euer Gemüth mir zugewendet, obschon keine Tugend in mir ist, die mir einen Anspruch auf Eure Huld gibt. Gewiß ist es billig, daß Ihr Alles erfahret, was ich bisher vor Jedermann geheim gehalten habe; doch weil mein Vorsatz ist, auch fernerhin noch unbekannt zu bleiben, so muß ich Euch bitten, was Ihr von mir erfahret, vor aller Welt zu verschweigen. Wisset denn, edle Fürstin, ich bin der einzige Sohn des Grafen von Provence, welcher ein Oheim des Königs von Frankreich ist. Ich bin einzig darum aus meinem Vaterlande hierher gezogen, um Eure Liebe zu gewinnen; denn ich hörte sagen, es gäbe keine schönere Fürstin, denn Ihr, und wahrlich das Gerücht hat wahr geredet. Nicht darum bin ich hierher gekommen, um mit edlen Rittern Gemeinschaft zu pflegen und mit ihnen um den Preis zu kämpfen, denn ich weiß gar wohl, daß Viele in allen Dingen geschickter sind als ich; so kecklich war ich, daß ich, obschon der Geringsten einer, mir doch in meinem übermüthigen Herzen vorsetzte, Eure Gunst und Liebe zu erringen, und wenn mir sonst ein Sieg über edle Ritter gelungen ist, so habe ich solches einzig dem hohen Muthe zu verdanken, den Euer Anblick und die Liebe mir eingeflößt haben. Solches ist die ganze Wahrheit, welche Ihr von mir zu erfahren verlanget. In meinem Herzen aber ist beschlossen, Niemand zu lieben, denn Euch, bis an meinen Tod.“ Hierauf nun erwiderte Magelone: „Mein edler Ritter und Herr, ich danke dem gnädigen Gott, der uns einen so glücklichen Tag gegeben hat. Ich achte mich für das glücklichste Wesen, daß ich einen so edlen Menschen gefunden habe, welcher an Hoheit des Geschlechts, Tapferkeit, Zucht und Weisheit nicht seines Gleichen hat. Wahrlich, was Ihr gethan habt, um mein Wohlwollen zu erringen, das sollt Ihr nicht vergebens gethan haben. Nachdem Ihr mir Euer Herz und Gemüth enthüllet, so ist es billig, daß ich vor Euch ein Gleiches thue. Darum, theurer Ritter, neh-

met mich hin, ja, ich bin ganz und gar die Eure. Ihr sollt der Herr und Meister meines Herzens sein und nichts weiter bitte ich von Euch, als daß Ihr unsere Liebe bis zur Zeit unseres öffentlichen Verlöbnisses geheim haltet. Glaubet, ich werde lieber den Tod erleiden, als je mich selbst und mein Herz einem Anderen ergeben.“ Bei diesen Worten nahm Magelone eine goldene Kette mit einem köstlichen Schloß von ihrem Halse und fuhr fort: „Nehmet, geliebter Freund und Bräutigam, mit dieser Kette den Besitz meines Lebens, und ich gelobe Euch treulich, wie einem Königskinde geziemt, keinen Andern zu ehelichen, denn Euch.“ Nachdem sie diese Worte gesprochen, umfing sie ihn freundlich mit ihren Armen; Peter aber sank vor ihr ins Knie, dankte ihr, sprach ihr sich ganz und für immer zu eigen und steckte an ihren Finger den dritten und köstlichsten Ring, den er beim Abschied von seiner Mutter erhalten hatte. Magelone neigte sich zu ihm hernieder, Peter umfing sie, drückte auf ihre Lippen den ersten Kuß und begrüßte sie als seine heißgeliebte Braut. Hierauf riefen sie die Amme zurück, und Peter nahm herzlichen Abschied von seiner schönen Verlobten und ging glückseligen Herzens nach seiner Herberge. Magelone verbarg vor aller Welt das Glück ihrer Liebe; nur mit der guten Amme sprach sie von Nichts anderem als von ihrem Geliebten. Die Amme dagegen warnte und ermahnte sie, nicht leichtsinnig in ihrer Liebe zu sein und sie vor allen ihren Umgebungen zu verbergen. Sie stellte ihr vor, daß eine unzeitige Offenbarung ihres Geheimnisses ihr selbst Beschämung und den Unwillen ihrer Eltern zuziehen würde, den Ritter vielleicht gar in Verderben und Tod stürzen könnte, und auch ihr, der Amme, harte Strafe zuziehen würde. Magelone versprach der Amme, ihr in Allem gehorsam zu sein. „Bemerkst Du, sagte sie, etwas an mir, was Dir thöricht oder unziemlich erscheint, so gib es mir zu verstehen. Wenn wir Beide aber allein zusammen sind,

so laß mich immer von dem liebsten aller Menschen zu Dir sprechen, dann vergeht mir etwas schneller die lange Zeit, welche ich leider ohne ihn zubringen muß.“ — Der Ritter dachte in seiner Behausung fortwährend nur an seiner holden Geliebten Schönheit und Freundlichkeit, und aus Sehnsucht sie zu sehen ging er eher wieder an den königlichen Hof als er vorher willens gewesen war. Hier aber hielt er sich bescheiden und zurückgezogen, wodurch er nicht nur dem Könige und den Großen an seinem Hofe, sondern auch dem gemeinen Hofgesinde um so lieber und angenehmer wurde. Nur wenn ihn Niemand beobachtete, richtete er seine Blicke auf die reizende Prinzessin und sättigte seine hungrigen Augen an ihrem Anblick, und oft begegneten sich dann ihre Blicke und es fand ein geheimes Verständniß unter ihnen statt, obgleich sie kein Wort mit einander redeten und Niemand von demselben eine Ahnung hatte. Zuweilen jedoch erhielt der Ritter von dem Könige oder von der Königin den Befehl, ihrer Tochter aufzuwarten, und dann nahte er sich ihr klopfenden Herzens, aber unbefangenen Wesens, und holdes Gespräch entzückte ihre Seelen.

Ritter Peter erwirbt auf einem Turnier hohe Ehre.

In der Normandie lebte zu jener Zeit ein reicher und edler Ritter; derselbe war seiner Macht und seiner Tugenden wegen weit und breit berühmt und hieß Herr Friedrich von der Krone. Er hatte vormals auch die schöne Magelone gesehen und bewundert, eine heimliche Liebe gegen sie gefaßt und dachte nunmehr etwas zu thun, wodurch er ihre Augen auf sich zöge, ihren Beifall und vielleicht ihre Liebe gewönne. Darum nahm er sich vor, in der Stadt Neapolis Ritterspiel zu treiben und gedachte hier zu Ehren des schönen Königskindes Lanzen zu brechen und mit seiner Stärke und Gewandtheit den Preis zu erringen. In solcher Absicht wandte sich Herr Friedrich von der Krone an den König von

Frankreich, deßgleichen an den von Neapel, und bat, zu Neapel ein Turnier ansagen zu dürfen, und darauf ward in Frankreich und allen Landen ausgerufen: Welche Ritter Lust hätten, Lanzen zu brechen aus Liebe zu Frauen und Jungfrauen, die sollten auf den Tag Mariens Geburt zu Neapolis erscheinen; daselbst würde sich zeigen, welcher Art ihre Liebe sei. — Solche Ausforderung bewog viele edle Herren und Fürsten, die kamen aus Italien, Frankreich, England und Deutschland, und unter ihnen erschien auch Jakob, der ein Bruder des Grafen von Provence und des Ritters Peter Ohm war. Er erkannte aber den Ritter mit den silbernen Schlüsseln nicht. Auch Herr Friedrich von der Krone und Herr Heinrich von Carpona blieben nicht aus, und der Ritter mit den silbernen Schlüsseln harrte ohnedem an dem Platze. — Nachdem die versammelten Fürsten und Herren sechs Tage in der Stadt still gelegen, erschien der ausgeschriebene Tag. Sie machten sich bei Zeiten auf, hörten die Messe in frommer Andacht und rüsteten sich dann, ein Jeglicher so stattlich, als er nur immer vermochte. Als sie auf dem Platze ankamen, da das Stechen gehalten werden sollte, erblickten sie auf den Schaubühnen den König und die Königin und Magelone neben vielen andern reich geschmückten Frauen und Jungfrauen. Es war ein gar lieblicher Kranz holder Schönheit; aber unter all den reizenden Frauen strahlte Magelone hervor wie ein Demant unter den übrigen Edelsteinen. Den Rittern schlug das Herz in Kampflust und gar vielen auch in Liebe zu dem holdseligen Königskinde, alle aber harrten, wann der König den Befehl zum Beginne des Stechens geben würde. Oben an hielt zu Roß Herr Friedrich von der Krone und nach ihm folgten die übrigen Ritter nach Stand und Würden, ganz zuletzt aber saß auf seinem guten Pferde Herr Peter von Provence, den Niemand kannte, als die Eine, von der auch allein er gekannt sein wollte; und obgleich er der letzte und unscheinbarste unter al-

len den prachtvoll geschmückten Rittern war, so ruhte das Auge der schönen Magelone doch einzig auf ihm. Nun gab der König den Befehl, daß der Herold ausrufe, daß das Turnier geschehen solle, ohne Falschheit und Feindschaft, doch auch ohne Scheu vor dem Gegner, und Herr Friedrich von der Krone ritt vor und rief laut: „An diesem Tage will ich meine Kraft und Ritterlichkeit beweisen gegen Jedermann, der es mit mir aufnimmt zu Ehren der edlen und allerschönsten Prinzessin Magelone!“ Da ritt zuerst wider ihn Herr Heinrich, ein schöner stattlicher Ritter und des Königs von England Sohn; der dachte auch die Huld der schönen Magelone zu gewinnen. Als sie auf einander stießen, trafen sie sich so gut und stritten so mannhaft, daß Beider Lanzen auf der Brust des Gegners zersplitterten. Nachher ritt Herr Lanzelot von Valois, auch aus einem berühmten Geschlecht, auf die Bahn. Der war ein starker Ritter und stach Herrn Friedrich von der Krone gleich auf den ersten Anlauf aus dem Sattel, daß er von dem Platze weichen mußte. Nun sprengte der Ritter mit den silbernen Schlüsseln herbei, um gegen Lanzelot zu streiten, denn er konnte sein ruhmbegieriges Herz nicht länger bezähmen. Die Zwei trafen sich so hart und saßen doch beide so fest im Sattel, daß beider Rosse zusammenstürzten. Da befahl der König, daß sie die Pferde wechseln und noch einmal rennen sollten, der schönen Magelone aber waren vor Schreck fast die Sinne vergangen, als sie ihres Ritters Roß stürzen sah, und nun bangte ihr also vor dem neuen Anlauf, daß sie kaum hinzusehen wagte. Herr Peter aber nahm all seine Kraft zusammen und rannte dießmal wider Herrn Lanzelot mit solcher Gewalt, daß diesem ein Arm zerbrochen ward und er für todt auf die Erde fiel. Da mußten ihn die Seinen auf einer Bahre nach seiner Herberge tragen. Nun faßte Magelone frischen Muth, obgleich ihr der Fall des tapfern Ritters nicht weniger weh that als Herrn Peter. Es stellte sich aber wider diesen Herr Jakob von Provence, den

Peter gar wohl erkannt hatte, der aber ihn nicht kannte. Als nun der Ritter mit den silbernen Schlüsseln sah, daß sich seines Vaters Bruder wider ihn zu streiten rüste, da rief er dem Herold: „Bittet, sprach er, den Ritter, er möge nicht wider mich auftreten, denn er hat mir einst einen Dienst in der Ritterschaft erwiesen, deßwegen ich nicht die Waffen gegen ihn tragen will; — wenn er mich mit dem Kampfe verschont, so bekenne ich gern, daß er ein besserer Ritter sei, als ich.“ Herr Jakob nahm die Rede übel auf und meinte, der unbekannte Ritter wolle seiner spotten. Er war aber ein tüchtiger Ritter und war derselbe, welcher vormals Herrn Peter selbst zum Ritter geschlagen hatte; aus diesem Grunde scheute sich auch Peter wider ihn zu kämpfen. „Saget dem Ritter, antwortete er daher dem Herold, wenn ich ihm einen Dienst erwiesen, so solle er um so mehr mit mir streiten, denn ich sehe und habe es auch sonst gehört, daß er ein tapferer Ritter sei. Aber wahrhaftig, ich glaube, daß es ihm an Kraft und Muth gebricht, mich zu bestehen!“ Als nun der Herold an Peter diese Botschaft brachte, mußte derselbe sich wohl zum Kampfe entschließen, um nicht für feig gehalten zu werden. Wie sie aber gegen einander ritten, da nahm Peter seine Lanze hoch und rückwärts, also daß er seinen Ohm nicht traf. Der aber fehlte ihn nicht, sondern traf den Ritter mitten auf die Brust, daß sein Speer in Splittern brach und er selbst von dem heftigen Anprall aus dem Sattel kam. Peter dagegen wankte nicht im Sattel, sondern sprengte vorbei, als ob es nur eine leichte Flamme wäre, die gegen seinen Harnisch leckte. Der König und alle Zuschauer sahen wohl, daß der Ritter mit den silbernen Schlüsseln nur aus Höflichkeit seines Gegners geschont hatte, wußten aber nicht, warum dieß geschehe, nur Magelone kannte die Ursache. Als nun die Beiden zum zweitenmal gegen einander ritten, nahm Herr Jakob alle Kraft zusammen, Peter aber that wie das erste Mal, und mit so großer Kraft traf dießmal Jakob die Brust sei-

nes Gegners, daß er selbst über den Stoß vom Pferde fiel. Peter hatte sich auch dießmal nicht im Sitze gerührt, so daß Jedermann seine Stärke bewunderte und lobte und Herr Jakob von Provence selbst, also daß er nicht weiter gegen Peter kämpfte sondern aus der Bahn ritt. Nun traten noch viele Ritter auf, die schonte der Ritter mit den silbernen Schlüsseln nicht, sondern hob einen nach dem andern aus dem Sattel. Zuletzt hielt er allein auf dem Platze und war keiner mehr, der es mit ihm wagen wollte; da schlug er sein Visir auf und ritt vor den König. Dieser aber ließ durch den Herold den Ritter mit den silbernen Schlüsseln als Sieger im Turnier ausrufen, trat ihm entgegen, nachdem er vom Rosse gestiegen, umarmte ihn und sprach: „Lieber Freund, ich danke Euch für die Ehre, welche Ihr mir heute erwiesen habt, denn nunmehr darf ich mich wohl rühmen, daß es keinen Fürsten der Erde gibt, welcher wie ich einen Ritter

an seinem Hofe hat, der so reich an Sitte, Ehre und Tapferkeit ist. Ihr habt durch Eure Thaten höhern Ruhm erlangt, als ich auszusprechen vermag, und Gott möge Euch Alles gewähren, darnach Euer Herz verlangt, denn Ihr seid sicher dessen würdig!" Hierauf führte der König den Ritter zu den Frauen und dieser hörte sein Lob aus der Königin und der schönen Magelone Munde und empfing von Allen Preis und Dank. Am Hofe und überall war seitdem Herr Peter gar wohl gelitten und noch mehr geehret denn vorher. Obschon er nur für einen armen und unansehnlichen Edelmann sich ausgab, so war doch keiner unter den vornehmen Herren zu Neapel, der sich nicht zur Ehre gerechnet hätte, mit ihm Kameradschaft zu halten. Dabei war er ein gar schöner junger Gesell, und wer ihn sah, mußte seine Freude an ihm haben. Sein Wuchs war lang und edel, sein Haar lokkig und blond wie Gold, seine Augen waren klar und freundlich gegen Jedermann. — Der König that der versammelten Ritterschaft, sonderlich aber dem Ritter mit den silbernen Schlüsseln noch mancherlei Ehre an; auch der Verwundeten wurde nicht vergessen. Nachdem die Herren noch funfzehn Tage in Freude und Wohlleben beim königlichen Hofe zu Neapel geblieben waren, schieden sie endlich und gingen hierhin und dahin, jeder nach seinem Lande und verbreiteten überall den Ruhm des ehrenwerthen, aber unbekannten Ritters, der sie Alle so mannhaft bestanden hatte. Auch Herr Jakob von Provence ritt von dannen und hatte seinen Neffen nicht erkannt. — Die schöne Magelone hatte die Zeit über viel Freude gehabt, denn von allen Seiten schallte ihr ja das Lob ihres edlen Geliebten entgegen; doch hatte sie niemals weder durch ein Wort noch durch einen Blick verrathen, welche Gefühle sie zu dem jungen Ritter im Busen trug.

Der Ritter Peter entführet die schöne Magelone.

Als die Festlichkeiten aber vorüber waren, da war die holde Jungfrau dessen herzlich froh, denn nun durfte sie hoffen, den theuren Mann recht bald einmal wieder in trautem Beisammensein zu besitzen, denn so lange die vielen Fremden am königlichen Hofe zugegen waren, hatten die Liebenden keine heimliche Zusammenkunft haben können. Als nun Peter das erste Mal wieder bei seiner lieben Braut in ihrer Kammer war, und sie mit süßen Reden und noch süßeren Küssen sich ihre Liebe bezeugt hatten, dachte er daran, sie auf eine Probe zu stellen und sprach: „Edelste, schönste, herzliebste Magelone, Ihr wisset, wie lange ich nun schon um Euretwillen fern von meinen lieben Eltern und von meiner Heimath mich aufgehalten habe. Die Meinen haben niemals einige Kunde von mir erlangt und mögen darüber in Angst und Kummer sein, welches sie auf keine Weise um mich verdient haben; darum, so bitte ich Euch, allerliebste Braut, da Ihr die einzige Ursache meines Aufenthalts seid, Ihr wollet mir die Erlaubniß nicht versagen, mit Nächstem einmal nach Hause zu reiten und nach den Meinen zu sehen!“ — Wie nun die schöne Magelone diese Rede ihres Ritters vernahm, da antwortete sie erst gar nicht, aber es liefen ihr die hellen Thränen über ihr holdes Angesicht. Nach vielem Schluchzen und Seufzen sagte sie endlich: „Ja, ziehet nur hin, denn es ist wahr, daß Ihr Vater und Mutter Gehorsam beweisen müßt. Aber dessen bin ich tief betrübt, daß Ihr mich, Eure Geliebte, hier zurücklassen wollt, da ich doch ohne Euch nimmermehr Rast und Ruhe in dieser Welt haben kann. Ziehet hin und lasset mich in meinem Elende zurück; Ihr werdet bald genug die Kunde von meinem Tode erfahren!“ Da ward Peters Herz tief erschüttert, daß er fast auch zu weinen begann, aber er tröstete sie mit milden Worten: „Ach, Magelone, geliebtes Herz, weine nicht länger und laß dein Herzleid fahren. Du weißt ja, daß ich viel lieber den

Tod erleiden als von Dir lassen werde; — willst Du aber mit mir von hinnen ziehen, so sei auch versichert, daß ich in Zucht und Ehren Dich führen und in meiner Heimath zu meinem lieben Gemahl Dich machen werde.“ Da sie dieß hörte, wurde Magelone voller Freuden, umfing ihren Geliebten mit großer Zärtlichkeit und rief: „Ja, ja, lieber Peter, laß uns bald in aller Heimlichkeit entweichen; denn wisse nur, was ich bisher Dir verschwiegen habe, weil ich Dich nicht in Angst und Zorn bringen wollte und weil ich kein anderes Mittel sah, die Deine zu werden, als nur die Flucht, und doch nicht wußte, ob Du mich mit Dir nehmen wolltest. Wisse, daß mein Vater mir seinen Willen angesagt hat, und er entschlossen ist mich nächstens mit Herrn Heinrich von Carpona zu vermählen.“ Peter erschrak heftig, als er vernahm, wie ihm seine allerliebste Liebe und damit seines Lebens Seligkeit entrissen werden sollte, und beschloß nun alsbald wahr zu machen, was er vorhin nur als eine Versuchung der Liebe Magelonens ausgesprochen hatte. Die Liebenden beredeten, daß sie am dritten Tage, früh am Morgen, wenn noch alle Welt in tiefen Schlaf versunken läge, mit einander Neapel verlassen wollten. Peter versprach für allen ihnen nöthigen Reisebedarf zu sorgen und sie mit starken Pferden an der Gartenthüre zu erwarten. — Nachdem der Ritter sie verlassen hatte, harrte die schöne Magelone im Stillen in großer Angst und Sehnsucht auf den Morgen des dritten Tages; denn sie wußte wohl, daß, wenn ihr Vater ihren Plan erführe oder gar sie auf der Flucht ergriffe, so würde er in seinem Zorne weder ihr Leben noch das des geliebten Ritters schonen. Sie bereitete sich heimlich zur Reise vor und entdeckte sich Niemand, selbst ihrer Amme nicht, denn sie fürchtete, daß diese unter keiner Bedingung in ihre Flucht willigen würde, und wollte diese ihr so treue Frau auch nicht mit in die Gefahr ziehen, der sie selbst um der Liebe willen kühn sich aussetzte. Bald nach Mitternacht erschien Peter mit drei

ſtarken und wohlbeſchlagenen Pferden an dem Gartenpförtchen, auch ohne alle Begleitung, damit Niemand an ihm zum Verräther werden könne. Das eine Pferd hatte er mit Speiſe und Getränk und was ihnen etwa zur Bequemlichkeit nöthig wäre, auf zwei Tage beladen, damit ſie vor dieſer Zeit nicht nöthig hätten, irgendwo einzukehren. Als die ſchöne Magelone das verabredete Zeichen hörte, auf welches ſie mit banger Sehnſucht harrte, eilte ſie herab und nahm nichts mit als ihre nothdürftigſten Sachen und was ſie an werthvollem Schmuck, Gold und Silber beſaß. Peter hielt für ſie einen zierlichen, ſehr leicht und ſchnell gehenden Zelter bereit, auf den ſie ſich mit ſeiner Hilfe ſchwang; der Ritter ſelbſt ſetzte ſich auf ſein ſtattliches Streitroß und hielt das Packpferd am Zügel, und ſo ritten ſie eilend durch die ſtille und dunkle Nacht bis an den Morgen, wo ſie bereits die dicken und ſchattigen Waldungen erreicht hatten, welche ſich längs der Meeresküſte hinzogen. Hier hofften ſie Niemand zu begegnen und auch von den ihnen Nacheilenden nicht gefunden zu werden. Nachdem ſie tief in den Wald hinein gekommen waren und Peter der ſchönen Magelone anſah, daß ihr die Kräfte ausgingen, machte er an einem mit üppigem Graſe bewachſenen Platze Halt, hob ſeine Geliebte vom Sattel und band die Pferde an Bäume an, unter denen ſie reichliches Futter fanden. Darauf ſetzte er ſich zu ſeiner holden Braut ins Gras und redete mit ihr von ſeiner Liebe, um ſie aufzuheitern, denn ſie war ſtill und ſchwermüthig, und wendete ſich endlich mit ihr in herzlichem Gebet an Gott, daß er ihnen ferner gnädig ſein und ſie beſchirmen möge. Nicht lange darauf wurde Magelone müde, weil ſie die ganze Nacht und aus Erwartung auch die vorhergehenden Nächte kein Auge zugethan hatte, und ſie ſank mit ihrem Haupt in Peters Schooß und war bald in ſanften Schlummer verſunken, während Peter wachte und ſi behütete. — Als der Tag angebrochen war, ging zu Neapel

im königlichen Schlosse die Amme in die Kammer ihrer jungen Gebieterin; als sie dieselbe nicht fand, meinte sie, daß sie noch zu Bette liege und schliefe. Sie harrte daher noch eine lange Weile und trat endlich aus Bett, um die schöne Magelone zu wecken. Ach, wie erschrak aber die gute Frau, als sie nun sah, daß das Bett leer war und auch die ganze Nacht Niemand in ihm gelegen hatte, denn es war noch frisch und unbenutzt. Die Amme dachte sogleich daran, daß der Ritter mit den silbernen Schlüsseln mit der Prinzessin entflohen sei. Sie lief daher eilend nach Peters Herberge, fragte nach ihm und hörte, daß er des Nachts mit seinen Pferden von dannen geritten sei. Da wurde ihre Angst zur Gewißheit, sie hub an zu jammern, als ob ihr der Tod bevorstehe und ging sogleich zur Königin, welcher sie unter heftigen Thränen anzeigte, daß Magelone nicht in ihrem Bette gelegen und auch sonst nirgends zu finden sei. Die Königin eilte in Schreck, Angst und Zorn nach den Gemächern der Prinzessin und in den Garten, überdem kam auch der König herbei und erfuhr, was vorgefallen wäre. Bald nachher meldete ein Kammerdiener, daß der Ritter mit den silbernen Schlüsseln diese Nacht davon geritten sei, ohne von irgend Jemand Abschied zu nehmen oder zu hinterlassen, wohin er sich wende. Da schöpfte der König alsbald Verdacht, daß der Ritter die Prinzessin entführt habe und wollte das Verschwinden seiner Tochter nicht länger geheim halten. Er bot sogleich seine ganze Macht auf, sendete nach allen Richtungen berittene und bewaffnete Leute aus mit dem Befehl, den Ritter, wenn sie ihn träfen, gefangen zu nehmen und nach Neapel zu bringen, denn er wolle ihn strafen, daß alle Welt davon reden solle. Demjenigen, der den Ritter finge und der die schöne Magelone aus seiner Hand befreite, versprach er eine große Belohnung. Die Boten ritten eilend ab, der König aber und die Königin saßen in großem Unmuth und heftigem Schmerz zusammen. Die Königin wollte vor

Jammer fast vergehen und schrie überlaut; der König aber ließ die Amme vor sich fordern und rief ihr entgegen: „Verrätherisches Weib, Du mußt um die Sache wissen, darum gestehe willig, ehe ich Dich durch Qualen zum Geständnisse zwinge!“ Die Amme aber fiel ihm jammernd zu Füßen und sprach: „Gnädigster Herr, wenn Ihr einige Schuld an mir findet in diesem Unglück, so möget Ihr mich des grausamsten Todes sterben lassen. Ich habe vielmehr sogleich der Frau Königin Nachricht gegeben, wie ich der Prinzessin Abwesenheit bemerkt habe!“ — Als der König ihren Jammer sah und zugleich die Liebe und Sorgfalt bedachte, welche das treue Weib seinem Kinde allzeit hatte angedeihen lassen, konnte er nicht anders als ihren Worten Glauben schenken. Zugleich mußte er aber auch fast alle Hoffnung aufgeben seine Tochter jemals wieder zu sehen; und obschon er immer neue Boten aussendete und seiner Gemahlin guten Trost zusprach, so war er in seinem Herzen doch tief bekümmert, ging in sein Gemach, aß und trank nicht den ganzen Tag und ten ließ auch Niemand vor sich. — In den folgenden Tagen kehrdie ausgesendeten Boten heim, einer nach dem andern, und keiner hatte auch nur eine Spur weder von der Prinzessin noch von dem Ritter mit den silbernen Schlüsseln entdeckt. Mit jedem rückkehrenden Boten mehrte sich im Schlosse zu Neapel Trauer und Angst, und als auch der letzte Bote so trostlos wie die frühern ankam, da war die Wehklage und der Zorn des Königs groß und der Jammer breitete sich auch über die ganze Stadt, ja über das ganze Land aus; denn die schöne Magelone war von Allen geliebt und war als der schönste Schmuck und das edelste Kleinod von jeglichem Unterthan des Königs von Neapel mit Stolz und Verehrung betrachtet worden. Der König ließ eine Zeit lang seinem Zorn und die Königin ihren Thränen freien Lauf, dann aber versanken Beide in eine stumme Trauer, und an dem vorher so lustigen Hofe von Neapel war es seitdem ganz still und einsam.

Der Ritter Peter verlieret seine geliebte Magelone und geräth in die Gefangenschaft.

Die schöne Magelone hatte das Haupt in den Schooß des theuren Ritters gelegt und ruhte im grünen schattigen Walde in sanftem Schlummer. Herr Peter aber hatte kein Auge zugethan und war ihm doch nicht anders zu Muth als ob er einen wunderlieblichen Traum träumte. Seine Augen ruhten auf dem rosigen Antlitz der holden Jungfrau, und da ihre Augen geschlossen waren, so wagte er recht dreist und unverwandt, wie er bisher noch niemals gethan, ihre wunderbare Schönheit zu betrachten. Ihr rother Mund lächelte ihm entgegen und er fühlte, wenn er sich ein wenig über sie neigte, das Wehen ihres Athems. Gern hätte er einen Kuß auf die purpurnen Lippen gewagt, aber er fürchtete die Geliebte in ihrem erquickenden Schlummer zu stören. Die zarten, durchschimmernden Nüstern der zartgebogenen Nase, welche ihre königliche Abkunft zu verrathen schien, bebten indem sie athmete. Die geschlossenen Augenlieder waren wie mit einem leichten seidenen Flor mit den langen dünnen Wimpern besetzt, und die stolz gewölbten Augenbraunen begrenzten eine freie edelgeformte Stirn, über welche ihr goldenes Haupthaar in freien Locken zu beiden Seiten herniederwallte. Alles dieses sah der liebende Ritter unverwandten Blickes, seine Wangen glühten, sein Herz schlug laut und hob ihm die Brust. Auch Magelonens Busen wogte jetzt mächtiger auf, ihr Mund hauchte einen leisen Seufzer, doch sie erwachte nicht; dem Ritter aber, welcher kein Auge verwendete, kam es vor, als ob der Schlummernden das enge Gewand den Athem benähme, denn die hochaufwogende Brust schien ihre Hülle zersprengen zu wollen und die Schleife, welche das Gewand oben am Halse verschloß, zog sich enger zusammen. Unwillkührlich faßte Peter das eine Ende des Bandes, es gab leicht nach, die Schleife zog sich auf, und Magelonens blendend weißer Busen drängte sogleich das Gewand

zurück, welches ihn beengt hatte, so daß die Jungfrau im Schlummer freier aufathmete. Aber dem Ritter wurde im eigenen Busen nur noch enger, wie er den Busen der Geliebten frei vor seinen Blicken auf- und niederwogen sah. Da bemerkte er auf der Herzgrube derselben einen rothen Zindel. Neugierig, was er enthalten möge, nahte er demselben mit seiner Hand und nahm ihn leise hinweg. Er wickelte ihn auf und fand in ihm jene drei Ringe, welche ihm seine Mutter beim Scheiden gegeben und die er nachher seiner lieben Geliebten gegeben hatte. Er sah nun in der Sorgfalt, mit welcher Magelone dieselben bewahrt hatte, ein neues Zeichen ihrer Liebe, gedachte, wie sie ihm vertrauend Vater und Mutter, Reich und Reichthum verlassen hatte, und wurde von einem unbeschreiblichen Gefühl der Rührung und inbrünstigsten Liebe ergriffen. Er hatte den rothen Zindel mit den Ringen neben sich auf einen Stein gelegt, und gedachte seiner nicht wei-

ter, sondern gedachte nur seiner Liebe, schaute auf die in ihren blühenden Reizen auf seinem Schooße ruhende Geliebte und gelobte ihr in seinem Herzen ewige Liebe und unerschütterliche Treue. Er träumte von dem Glück, welches er daheim im schönen Lande Provence in den Armen des holdseligen Weibes finden würde, von der Freude seiner Eltern — sein Geist flog über die Gegenwart in eine glückselige Zukunft. Aber Gott wollte sein Herz noch prüfen, ehe er ein so süßes Glück ihm zu Theil werden ließ, und Peter mußte erfahren, daß es das Schicksal des Sterblichen ist, die größte Freude alsbald in um so größere Traurigkeit übergehen zu sehen. Ein Raubvogel kreisete über den beiden in Traum versunkenen Liebenden, erschaute den rothen Zindel, der ihm das Ansehn eines Stückes Fleisch haben mochte, schoß plötzlich herab, faßte den Zindel mit seinen Klauen und erhob sich mit ihm in die Lüfte, ehe ihm der aufgeschreckte Ritter zu wehren vermochte. Peter blickte ihm nach, sah in seinen Klauen den rothen Zindel mit den Ringen, und sah auch, wie sich der Vogel in einiger Entfernung mit seiner Beute niederließ. Peter gedachte sogleich, wie es Magelone beim Erwachen betrüben würde, wenn sie die Ringe vermißte, und hoffte, sie dem Vogel, der bald seinen Irrthum inne werden müßte, noch abjagen zu können. Er schob also der schönen Magelone sanft seinen Mantel unter das Haupt und erhob sich leise, um den Vogel zu verfolgen. Schnell hatte er einige Steine aufgelesen, mit welchen er nach dem Vogel warf, hoffend, derselbe würde auffliegen und seine Beute zurücklassen. Der Vogel flog auch auf, aber er führte die Beute mit sich. Nach einer kleinen Weile ließ er sich wieder nieder, der Ritter kam ihm wieder nach, warf wieder und der Räuber entfloh aufs Neue, ohne den Raub fallen zu lassen. Dieses Spiel wiederholte sich mehre Mal, es war als ob der Vogel den Ritter necke. Dieser war indeß durch die Verfolgung und die Vereitelung seines Wunsches hitzig geworden und

dachte nicht daran, daß ihn der Vogel immer weiter von dem Platze verlockte, wo er seine Geliebte schlummernd zurückgelassen hatte. Die Waldung wurde licht, einzelne Felsmassen erhoben sich zwischen den Bäumen, Peter stand an dem Meere, in welches das Land in steilen unfruchtbaren Klippen sich hinabsenkte. Da sah er den Vogel über sich auf einem hohen über die Küste nach dem Meere sich hinaus lehnenden Felsen sitzen. Er that schnell einen kräftigen wohlgezielten Wurf nach dem Vogel, dieser erhob sich und ließ den Zindel fallen. Peter sah ihn fallen, aber er konnte nicht unterscheiden, ob er auf den Felsen oder in das Wasser gefallen wäre; eilend kletterte er daher den Felsen hinan, hier war der Zindel nicht; er lehnte sich über den Vorsprung, und sieh, auf dem Meere, welches unter dem Felsen nur leichte Wellen zu schlagen schien, schwamm der rothe Zindel mit den Ringen. Peter sann nach, wie er ihn erreichen könne. Er spähte längs der Küste, ob er von einem niedrigern Orte aus mit einer Stange ihn erreichen möge, da erblickte er in einer weiteren Entfernung einen Kahn. Er eilte hin, das Schifflein war klein und schlecht, ohne Segel und Ruder; aber schnell hatte er mit seinem Schwerte einen jungen Baum gefällt und zugehauen, dessen er sich als Ruder bedienen wollte. Den Strick, mit welchem das Fahrzeug befestigt war, schnitt er durch und sprang keck in den Kahn. Die Brandung war hier stärker als dort, wo der Vogel den Zindel hatte fallen lassen. Die Wogen des Meeres gingen zwar nicht hoch, aber sie schlugen an der Küste an und wurden von dieser mit Gewalt zurückgeworfen. Durch einige kräftige Ruderstöße hatte sich der Ritter mit seinem Kahn von der Küste entfernt; als er jetzt aber wieder sich ihr nähern wollte, um unter jenen Felsen zu kommen, warfen ihn die rückströmenden Wellen zurück. Er kämpfte einige Zeit mit den Wogen, da erhob sich plötzlich ein Wind, welcher von der Küste nach dem Meere zu blies, die Angst vermehrte Peters Kraft und Anstren-

gung, aber er strengte sich vergebens an. Plötzlich entgleitet ihm, der ungewohnt und ungeübt in der Arbeit des Schiffers ist, das Ruder, und Wind und Wogen führen ihn hilflos fort, immer weiter hinaus in die weite offne See, und bald war die Küste seinen Augen entschwunden. Der Ritter hatte, als ihm das Ruder entglitt, nur einen Schrei des Entsetzens ausgestoßen, dann war er in die Knie gesunken und nach der Küste hinstarrend schien ihm alle Besinnung entschwunden zu sein. Als ihm das Bewußtsein zurückkehrte, da war sein erster Gedanke, daß er sich ins Meer stürzen und damit seinem elenden Leben ein Ende machen wollte. Dann gedachte er Magelonens, stellte sich ihre Noth, Angst, Verzweiflung, ihre hilflose Lage, ihren Tod vor — ja, was noch gräßlicher war, er gedachte daran, wie sie ihn für einen schändlichen Bösewicht und Verräther, der sie treulos verlassen hätte, halten müsse, wie sie noch im Tode ihm fluchen würde, daß er für ihre Liebe ihr das Verderben gegeben hätte. „Nein, ich will mich nicht umbringen, rief er, das wäre ein zu schneller, ein zu guter Tod für mich; in diesem elenden Kahn will ich liegen, will alle Entsetzen des Todes durchempfinden, mit den Qualen der Verzweiflung über den schändlichen Leichtsinn mich martern, mit welchem ich das beste, edelste, theuerste Wesen dem Verderben Preis gegeben habe, bis die Wogen oder eine Klippe das Fahrzeug zertrümmert. Ha, was soll ich den Tod noch suchen, hat er mich doch schon! Er spielt nur noch mit mir, ehe er mich verschlingt. O Magelone, Magelone, theure süße Geliebte, daß ich Dich verderbt habe! Wehe mir, ja ich bin ein Missethäter und verdiene den Tod, denn ich habe Dich verlockt, daß Du die Deinen verließest, die Dich liebten und pflegten. Aber ich will ja gern sterben, wenn Du nur gerettest würdest. O allmächtiger, barmherziger Gott, erbarme Dich der Unschuldigen, laß sie nicht umkommen im Elend und errette sie! Herr, Du weißt es, daß unsere Liebe rein und tugendhaft war, Du kennst

die Unschuld ihrer Seele, so laß mich umkommen, damit ich die Schuld meines sündigen Leichtsinnes trage; aber erbarme Dich Magelonens, reiche ihr Deine rettende Hand und führe sie unversehrt zurück zu den Ihren!''

Peter geräth in Gefangenschaft und wird zum Sultan von Babylon gebracht.

Der unglückliche Peter saß trostlos in seinem leichten Schiffchen und die Wogen und Winde spielten mit demselben wie mit einem Balle. Anfangs war er bei jedem heftigen Stoße zusammengeschreckt, allmählig aber war er in eine gleichgültige Ruhe versunken, denn der Tod schien ihm gewiß und er betrachtete denselben als einen Erlöser aus den Qualen, die er um seinen Leichtsinn ausstand. Der gebrechliche Nachen ließ an mehren Stellen das Wasser durch und dieses erfüllte bereits den größten Theil desselben. Die Sonne stieg zum Mittag empor und Peter litt unsäglich von ihrer Hitze und von Durst, den er, rings von Wasser umgeben, doch nicht zu löschen vermochte, weil das Meerwasser ungenießbar ist und den Durst nur noch vermehrt. Endlich neigte sich die Sonne zum Abende, da sah er die Segel eines Schiffes am Horizont auftauchen und bald erblickte er das ganze Schiff, welches immer näher und näher an ihn herankam. Er machte aber kein Zeichen, um die Mannschaft des Schiffes zu seiner Rettung anzurufen, denn er war bereits mehr todt als lebendig und hatte weder Hoffnung noch Wunsch zum Leben mehr. Das Schiff war ein Raubschiff der Mohren und die Leute auf demselben wurden auch des kleinen Fahrzeuges gewahr, bei welchem sie vorbeisegelten. Sie machten ihren Anführer auf dasselbe aufmerksam und obgleich dieser sich keine Beute von dem elenden Kahne versprechen konnte, so befahl derselbe doch mehr aus Mitleid, denn aus Raubsucht, ein Boot nach demselben abzuschicken. Die Matrosen kamen heran, nahmen Peter, wel-

cher Alles mit sich geschehen ließ, aus dem Nachen und brachten ihn auf das Raubschiff. Hier legten sie ihn auf das Verdeck, wo er lange regungslos liegen blieb. Indeß trat der Befehlshaber zu ihm, betrachtete ihn und fand, daß er ein schöner kräftiger Mann sei und erkannte aus seiner Kleidung, daß er auch nicht von gemeiner Herkunft sein könne. Er beschloß also ihn dem Sultan zum Geschenk zu übergeben und befahl seinen Leuten, Sorge für ihn zu tragen. Peter war allmählig zur Besinnung zurückgekehrt, aß auch und trank was man ihm vorsetzte, sprach aber kein Wort, theils aus Schmerz über sein elendes Schicksal, theils weil er aus der fremden Sprache der Mannschaft schloß, daß sie ihn doch nicht verstehen würde. Das Schiff hatte schon große Beute auf dem Meere gemacht und segelte geradezu nach Alexandrien. Hier überlieferte der Schiffspatron den gesetzlichen Theil seiner Beute an den Sultan von Babylon und gab demselben auch den Ritter Peter zum Geschenk. Dem Sultan gefiel der junge stattliche Mann sehr wohl und da er um den Hals die schöne goldene Kette trug, welche ihm seine liebe Magelone bei ihrer Verlobung geschenkt hatte, so errieth der Sultan seine edle Abkunft. Er blickte ihn daher freundlich an und ließ ihn durch seinen Dolmetscher fragen, ob er verstehen würde, bei Tische zu dienen. Peter bejahte die Frage, damit er nicht unter die gemeinen Sklaven geworfen und zu entehrenden Diensten gezwungen würde, und der Sultan befahl nun, daß er in den muselmännischen Sitten, wie solche bei Tafel beobachtet würden, unterrichtet werde. Dieß geschah und Peter machte solche Fortschritte und wußte dem Sultan, der ein ehrwürdiger und gegen alle seine Sklaven sehr gütiger Herr war, so wohl zu dienen, daß derselbe ihn bald sein Wohlwollen schenkte. Ja, die edlen Sitten des Ritters gewannen endlich so sehr das Herz des Sultans, daß dieser jenen wie einen Sohn liebte und mehr als einen solchen, denn als einen Sklaven behandelte. Peter hatte

in kurzer Zeit auch die türkische und die griechische Sprache gelernt, und war gegen Alle am Hofe des Sultans lebende, Hohe sowohl als Niedere, so freundlich, zuvorkommend und bescheiden, daß sie ihn sehr lieb hatten und ihm auch die Gunst ihres Herrn gar wohl gönnten. Alle Liebe und Ehre, die ihm am Hofe des Sultans von Babylon zu Theil wurde, konnte indeß Peters Herz nicht fröhlich machen und von seinem Grame befreien. Unaufhörlich dachte er an seine theure Magelone und oftmals sprach er in seinem Herzen den Wunsch aus: Ach wärest du lieber im Meere ertrunken, so wärest du doch nun deiner Schmerzen und deiner Sorgen ledig. Um indeß seine gegenwärtige Lage nicht noch trauriger zu machen, hütete er sich wohl, seinen Herrn und seine übrige Umgebung seinen Schmerz sehen oder empfinden zu lassen, und indem er alle Hoffnung auf ein irdisches Wiedersehen seiner lieben Geliebten längst aufgegeben hatte, betete er nur noch zu Gott, daß er ihn möge als einen Christenmenschen sterben und ihn vor seinem Tode des Genusses der heiligen Sakramente theilhaft werden lassen.

Was sich indeß mit der schönen Magelone zugetragen.

Die schöne Magelone schlief noch lange in dem grünen Walde, denn sie war von dem Ritte und den vorhergehenden Nachtwachen gar müde und meinte noch immer in dem Schooße ihres theuren Geliebten sicher zu ruhen. Endlich aber erwachte sie, schlug die Augen auf und mit den Armen emporlangend sprach sie: „Vergebt mir, mein liebster Freund, daß ich so lange geschlafen, jetzt fühle ich mich recht gestärkt — aber Ihr schweigt — lieber Geliebter, zürnest Du Deiner Magelone?“ Als auch hierauf keine Antwort erfolgte, richtete sie sich auf, blickte um sich, sah, daß sie allein war und sprang schnell empor. Sie schaute rings umher, spähte durch die Zweige, horchte, ob sie nicht vielleicht aus der Ferne seinen Fußtritt vernähme, um-

sonst; sie rief endlich immer lauter und ängstlicher: „Peter! Peter!“ aber es wollte ihr Niemand antworten. Ach, es wäre kein Wunder gewesen, wenn sie die Besinnung gänzlich verloren hätte, als sie inne wurde, daß sie so ganz einsam und verlassen war, und den Geliebten, für welchen sie Vater und Mutter und Glück und Wohlstand verlassen hatte, nirgends weder sah noch hörte. Sie fing aber an zu weinen, daß ihr die heißen Thränen ohne Unterlaß über das schöne Angesicht herabliefen, und ging klagend und rufend durch den Wald, bald rechts bald links, bis ihre Stimme heiser wurde und ihr das Haupt vor Jammern zu schmerzen anfing und sie endlich ohnmächtig hinsank. Sie lag eine lange Zeit, bis sie wieder einigermaßen zu sich kam und nun eine neue herzzerreißende Klage anhub: „Peter, rief sie, ach mein herzlieber Peter, Du mein Trost und meine Hoffnung, so habe ich Dich denn wirklich verloren? Warum hast Du mich verlassen und hast mich in Noth und Elend gebracht! Ach, Du wußtest ja, daß ich ohne Dich im schönen Hause meines Vaters nicht leben mochte, meinst Du denn, ich werde hier in dieser Wildniß ohne Dich leben können, in dieser Wüste, darin nicht Menschen, sondern nur reißende Thiere leben? Ach, ich muß eines jämmerlichen Todes sterben! Was habe ich Dir zu Leide gethan, treuloser Geliebter, daß Du mich also in Angst und Noth bringst? Habe ich ein Unrecht begangen, als ich mit Dir von meinen guten Eltern entfloh und Dir mein Herz allzu offen entdeckte, ach, so ist es doch nur geschehen, weil ich in allzu großer Liebe an Dir hing. Peter, Peter, wo ist Deine Liebe, wo sind Deine Schwüre geblieben! Wehe, Du bist der schändlichste Mensch, den je ein Weib geboren, wenn Du mir also meine Liebe lohnest — und doch, wie wäre es möglich, mein Herz kennt keine Falschheit und keine Bosheit in Deinem edlen Gemüthe! Nein, nimmer bist Du mit Wissen und Willen von mir gegangen, nicht Du hast Dein Gelübde, Liebe und Treue gebro-

chen, sondern ich, die ich in der Angst meines Herzens Dich geschmäht habe! Ach, darüber ist mein Herz betrübt bis in den Tod. Welch ein Unglück hat uns geschieden? Peter, theurer Gemahl, bist Du todt und ich muß noch leben! Wehe mir, daß ich so unglücklich bin, wie noch nie ein armes, verlassenes Mädchen gewesen! O barmherziger Gott, bewahre mir Sinn und Verstand, daß ich nicht Leib und Seele zumal verliere, und laß mich noch einmal das holde Angesicht meines Bräutigams sehen, ehe denn ich sterbe!" Dieses und noch vieles Anderes sprach die schöne Magelone zu sich selbst in ihrem Jammer, lief dabei händeringend und verzweifelnd durch den Wald und stand wieder still und horchte mit zurückgehaltenem Athem und pochendem Herzen, ob sie nichts im Gebüsche rauschen höre und ob sie nicht seine Stimme vernähme. Sie hatte bemerkt, daß die Schleife ihres Busens gelüftet, und daß die drei Ringe, mit denen Peter ihr seine Liebe gelobt hatte, entwendet waren, und dieß brachte sie zu dem schrecklichen Gedanken, daß er sie schändlich verlassen habe; dagegen aber bedachte sie wieder seine innige Liebe, seine reinen Sitten, sein aufrichtiges Gemüth, und jeder Zweifel an seine Treue war alsbald wieder verschwunden. Den schrecklichen Widerspruch, der ihr Herz grausam zerriß, vermochte ihr Verstand nicht zu lösen. Sie stieg auf einen hohen Baum, um zu sehen, ob sie nicht in der Ferne eine Spur von dem Geliebten erblicken könne, aber sie sah nichts rings umher, als eine öde Wüste, und in der Ferne das weite, tiefe Meer. Den ganzen Tag blieb sie traurig und dachte nicht an Essen und Trinken, als aber die Nacht herbeigekommen war, da suchte sie einen großen starken Baum und stieg auf denselben mit großer Mühe, und dann setzte sie sich in die Aeste und weinte still vor sich hin die ganze Nacht. Wenn sie auch vor gar großer Müdigkeit einmal der Schlaf anwandelte, so schreckte sie doch der Gedanke an ihr Elend und die Furcht vor den wilden Thieren

des Waldes sogleich wieder auf. Nachdem sie sich aber gegen Morgen ein wenig beruhiget hatte, dachte sie weiter über ihr Schicksal nach. Sie sah ein, daß sie nicht mehr nach Hause zu ihren Eltern zurückkehren könnte, denn sie fürchtete den Zorn ihres strengen Vaters. Endlich beschloß sie, daß sie in die weite Welt gehen wollte, um ihren Geliebten aufzusuchen. Sobald daher der Tag angebrochen war, verließ sie den Baum und kehrte zu dem Orte zurück, wo sie Peter verlassen hatte. Sie fand die Pferde noch angebunden, löste ihnen unter Weinen die Fesseln, streichelte sie und sprach: „Weil euer Herr verloren ist, und wir nun in der weiten Welt einander suchen, so möget auch ihr hinlaufen, wohin ihr wollt!“ Bei diesen Worten zog sie ihnen die Zäume herunter und ließ sie laufen, wohin sie wollten. Sie selbst aber ging zu Fuß lange im Walde fort und kam endlich auf eine Heerstraße, die führte gen Rom. Daneben lag aber eine Anhöhe, von welcher man die Straße weithin übersehen konnte, und Magelone stieg auf dieselbe und wartete, ob ein Wanderer käme. Nach einer langen Zeit kam eine arme Pilgerin, und weil Magelone so einsam und verlassen war, und überdieß auch Hunger und Durst anfingen sie zu quälen, stieg sie von dem Hügel herunter, ging der Pilgerin entgegen und fragte sie, wohin diese Straße führe, denn sie habe sich im Walde verirrt und könne den Heimweg nicht finden. Da sagte ihr die Frau, daß die Straße gerade nach Rom führe, woher sie selbst von einer Wallfahrt zurückkehre, und als Magelone die Pilgerin bat, daß sie ihr möge ein Weniges zu essen und zu trinken geben, theilte ihr jene von ihrem Brot mit und ließ sie aus ihrer Flasche trinken. Hierauf bat die schöne Magelone die Pilgerin, sie möge ihr den Pilgerrock und ihre übrigen Kleider geben und dafür das schöne Gewand nehmen, was sie selbst trüge. Die Pilgerin meinte, eine so schöne und reich gekleidete Jungfrau habe ihre armselige Kleidung wohl nicht nöthig und werde auch nicht allein in dem

Walde sich aufhalten, glaubte also, Magelone wolle ihrer spotten und sagte: „Gnädige Frau, Ihr seid freilich herrlich geschmückt, aber darum solltet Ihr nicht Derer spotten, welche um Christi willen ein schlechtes Gewand anlegen. Der köstliche Rock, welchen Ihr traget, der zieret nur den Leib, aber der Rock, den ich trage, der soll, wie ich hoffe, meine Seele zieren!" Dagegen sagte nun Magelone: „Liebe Schwester, ich bitte Dich herzlich, meine Rede nicht übel zu deuten, denn ich habe Deiner nicht gespottet, sondern es ehrlich gemeint und biete Dir einen redlichen Tausch an." Da merkte die Pilgerin, daß die schöne Dame von Herzensgrund redete, und wie sehr sie auch noch über deren Begehr sich wunderte, so fragte sie doch nicht weiter, sondern zog ihr Pilgerkleid aus und gab dasselbe Magelonen, welche ihr für dasselbe ihr schönes Gewand gab. Magelone aber zog das schlechte Pilgerkleid an, färbte sich das Gesicht mit dem Saft einer Pflanze gelblich und rückte den Hut tief in die Augen, so daß man sie auf keine Weise erkennen konnte. Hierauf ging sie immer auf der Heerstraße fort, bis sie endlich nach Rom kam. Hier ging sie alsbald mit frommer Andacht in die St. Peterskirche und kniete vor dem Hochaltar nieder, indem sie sich im herzlichen Gebet und unter bitteren Zähren an Gott wendete, daß er ihrem geliebten Peter und ihr selbst mit seiner Gnade beistehen wolle. Wie sie sich nun aber wieder zu dem Dome heraus begeben wollte, um sich nach einer Herberge umzuthun, siehe, da begegnete ihr zu großem Schrecken ihrer Mutter Bruder. Dieser trat eben mit großem Gepränge und zahlreichem Gefolge in die Kirche, und war auch ausgezogen, um seine entflohene Nichte zu suchen. Weil sie aber die schlechten Pilgerkleider anhatte, so erkannte sie ihr Ohm nicht, ja es wurde auch weder er selbst, noch irgend Einer aus seiner Begleitung auf die Pilgerin aufmerksam. Nachdem Magelone die Kirche glücklich verlassen hatte, ging sie in ein Spital, welches

zu Rom für arme Pilger eingerichtet war, und meldete sich daselbst, fand auch während funfzehn Tagen gastfreie Aufnahme. Jeden Tag ging sie in die Peterskirche und flehte in tiefer Trauer zu dem allmächtigen Gott um Erhörung ihres Wunsches. Hierauf nun gedachte sie gen Frankreich in das Land Provence zu gehen, denn hier hoffte sie am ehesten von ihrem Geliebten einige Kunde zu erlangen, vermeinte auch, daß, wenn er noch am Leben wäre, er wohl am ersten zu seinen lieben Eltern heimkehren würde. So begab sie sich denn wieder auf die Reise und wanderte unter großer Mühsal durch ganz Italien, bis sie zu der großen und schönen Stadt Genua kam. Dort erkundigte sie sich sogleich nach dem Wege, welcher am nächsten zum Hafen führte, und in diesem fand sie denn auch glücklich ein Schiff, welches im Begriffe stand nach Aiguesmortes in der Provence zu segeln und mit dem sie daher die Reise dahin machen konnte. Ohne Gefährde kam sie in Aiguesmortes an und empfand, als sie das Land betrat, zum erstenmal wieder seit ihrer großen Trübsal ein Gefühl von Freude, denn es that ihrem Herzen wohl, nun doch wenigstens in dem Vaterlande ihres theuren Geliebten zu sein.

Die schöne Magelone läßt sich im Lande Provence nieder, dienet den Kranken und lernt die Eltern ihres geliebten Ritters kennen.

In Aiguesmortes fand Magelone ein gastliches Unterkommen bei einer frommen Frau, welche sich ihrer Jugend und Schönheit mitleidig annahm, ihr zu essen und zu trinken gab und ihr ein gutes Nachtlager bereitete. Die alte Frau erkundigte sich bei der schönen Magelone nach Mancherlei, was sie zu Rom und sonst auf ihrer Wallfahrt gesehen hatte, worüber ihr diese auch bereitwillig und freundlich Auskunft ertheilte. Dagegen fragte nun aber auch die Jungfrau nach dem Lande Provence und dem Grafen, welcher über dasselbe herrschte. Da erzählte denn die Frau nichts als Gutes von dem edlen Grafen,

daß er ein vornehmer und mächtiger Herr sei, mit seinen Nachbarn in gutem Frieden lebe und auch in seinem eigenen Lande auf Ordnung sehe, und daß noch niemals ein Mensch erfahren habe, daß er einem seiner Unterthanen oder wer sich sonst in seinen Schutz begeben, ein Unrecht widerfahren lassen. Er sowohl als die Gräfin, seine Gemahlin, seien fromm und mildthätig und nähmen sich der Armuth an. Sie seien dermalen aber noch sehr betrübt und traurig um ihres Sohnes willen, welcher Peter heiße und der edelste Ritter von der Welt sei. Derselbe sei vor zwei Jahren fortgezogen, um ritterlichen Spielen und Ehren nachzugehen, und sei nicht wieder heimgekehrt, wisse auch Niemand, was aus ihm geworden sei. Als die schöne Magelone solches von der frommen Frau hörte, mußte sie also weinen, daß sie laut aufschluchzte; die Frau aber meinte, es geschehe dieses aus Mitleiden mit den alten Eltern des Grafen, und gewann die fremde Pilgerin, weil sie so mitleidigen Herzens war, nur noch lieber. — Nachdem sich die schöne Magelone zu Bett begeben hatte, bedachte sie noch, was sie fernerhin vornehmen wollte. Die schwache Hoffnung, welche zuweilen trostreich ihr Herz beschlichen hatte, daß ihr lieber Geliebter vielleicht schon zu seinen Eltern heimgekehrt sein möge, war ihr nun auch zerstöret worden, und sie beschloß daher nach einigem Nachsinnen, daß sie einen Ort im Lande Provence suchen wolle, an welchem sie Gott täglich dienen und in sicherer Zucht ein gottgefälliges Leben führen könne. Sie erkundigte sich also am nächsten Morgen bei der guten Frau, welche sie gastlich aufgenommen hatte, und erfuhr von derselben, daß gar nicht weit in dem Hafen, welcher der Heiden Port geheißen war, eine kleine Insel liege, dahin aus aller Herren Ländern die Kaufleute mit ihren Waaren kämen und wohin sich auch viele arme und kranke Leute begäben, weil die Luft auf der Insel für sehr gesund und heilsam gelte. Die schöne Magelone fuhr sogleich auf einem Kahne

nach dieser Insel, und da sie ihr wohl gefiel, so beschloß sie auf derselben sich niederzulassen. Sie hatte aber noch die Schätze bei sich, welche sie bei ihrer Entweichung von Neapel mit sich genommen hatte. Diese waren bisher von ihr sorgfältig verborgen gehalten worden, nun aber holte sie dieselben hervor und erbaute mit ihnen ein kleines Kirchlein zu Ehren des heiligen Apostels Petrus und im Andenken an ihren theuren Bräutigam. Daneben errichtete sie noch ein Spital, in welchem sie die Armen und Kranken aufnahm und ihrer mit großer Sorgfalt und christlicher Liebe selbst wartete. Dabei führte sie ein sehr strenges, allein dem Gottesdienste und der Menschenliebe gewidmetes Leben, so daß bald alle Leute auf der Insel ihr nur den Namen der heiligen Pilgerin gaben. Das Kirchlein zu St. Peter mit seinem Spital wurde bald weit und breit bekannt und bekam von vielen Seiten Opfer und Schenkungen. Zuletzt erfuhren auch der Graf und die Gräfin von Provence von der milden Stiftung auf der kleinen Insel im Port der Heiden, und kamen eines Tages dahin, um im Kirchlein St. Peters ihre Andacht zu verrichten und das Spital mit einer milden Gabe zu bedenken. Die fremde Pilgerin ging aber dem gräflichen Paare, nachdem sie dessen Ankunft erfahren hatte, entgegen und begrüßte sie mit großer Ehrfurcht, und da dieselben schon von ihr als einer heiligen Frau gehört hatten, so wurde sie von ihnen sehr huldreich aufgenommen. Besonders ließ sich die Gräfin mit Magelonen ein, und da sie ihre edlen Sitten und ihre vornehme Bildung gar wohl bemerkte, so faßte sie ein großes Zutrauen zu ihr, sprach mit ihr über Mancherlei und endlich auch von dem großen Herzeleid, welches sie um Peter, ihren verlorenen Sohn, trüge, und dabei fing sie heftig zu weinen an. Die schöne Magelone suchte die Gräfin zu trösten, obwohl ihr selbst die Thränen aus den Augen tröpfelten und sie des Trostes wohl noch gar viel mehr bedürftig war. Wie sie aber so sanft und mit-

leidvoll redete, da wurde das Gemüth der Gräfin in etwas beruhigt und dieselbe fand an den Reden der heiligen und schönen Jungfrau großes Wohlgefallen, sagte ihr daher auch, wenn sie für ihr Spital etwas bedürfe, so möge sie es doch ja sagen, es solle ihr sicher zu Theil werden. Als aber die Gräfin mit ihrem Gemahl schied, da wendete sie sich noch besonders zu Magelone und bat, sie möge doch für ihren Sohn Peter fleißig zu Gott beten, welches ihr denn auch die Jungfrau redlich zu thun versprach, und hat es auch niemals vergessen, noch ist es ihr lästig geworden. — Das Trübsal der gräflichen Eltern und der schönen Magelone sollte aber immer noch größer werden. Es begab sich nämlich auf einen Tag, da fingen die Fischer der Insel, als sie im Meere auf den Fischfang aus waren, einen schönen und großen Fisch, welchen man Meerwolf nennt, und trugen denselben zum Grafen von Provence als eine Verehrung. Ein Diener trug den Fisch und übergab ihn den Köchen. Diese schnitten ihm den Bauch auf, um ihn zuzubereiten, und fanden in seinem Leibe einen rothen Zindel. Alsbald eilte einer der Köche mit dem Fisch und dem Zindel zu der Gräfin, welche bei ihrem Gemahl war, und zeigte ihr das wunderliche Ding. Die Gräfin wickelte den Zindel auf, und siehe, da enthält derselbe jene drei Ringe, welche sie ihrem Sohne Peter mitgegeben hatte, als er sie verließ und in die Ferne zog. Als sie die Ringe erkannt hatte, da fing sie an bitterlich zu weinen und rief: „Ach, allmächtiger Gott, nun hast Du mir ein sicheres Zeichen gegeben, daß mein lieber Sohn Peter todt ist! Nun muß ich alle Hoffnung fahren lassen!“ Der Graf stand bei ihr, betrachtete auch die Ringe und weinte, daß ihm die hellen Zähren in den Bart liefen. Nachher aber gab er seinen Dienern Befehl, daß sie die köstlichen Teppiche, mit denen die Wände in seinem Pallaste behangen waren, hinwegnehmen und schwarze Tücher an ihre Stelle hängen sollten, denn Peter war sein einziges Kind gewesen. Die

Unterthanen des Grafen von Provence, welche ihren alten Herrn herzlich lieb hatten, als sie sahen, was im Pallaste sich ereignete und die Ursache erfuhren, trauerten mit, und war überall großes Herzeleid. — Die Gräfin aber gedachte des milden Trostes, den ihr die heilige Pilgerin auf der Insel in der Heiden Port zugesprochen hatte, wollte ihr Herz gegen sie ausschütten und begab sich zu ihr auf die Insel. Zuerst ging sie hier in das Kirchlein zu St. Peter und betete, dann trat sie in das Spital, nahm die schöne Magelone bei der Hand, führte sie in einen Betstuhl und erzählte ihr mit großen Schmerzen und heißen Thränen, was sich zugetragen und wie sie keine Hoffnung mehr hegen dürfe, ihren lieben Sohn noch jemals in dieser Welt wiederzusehen. Als die schöne Magelone diese Kunde vernahm, da fing auch sie an bitterlich zu weinen und konnte sich lange gar nicht fassen, endlich aber wendete sie sich an die

Gräfin mit der Bitte, ihr doch die Ringe zu zeigen, wenn sie dieselben vielleicht mit sich gebracht habe. Unter herzlichen Seufzern holte die Gräfin die Ringe hervor und reichte sie Magelonen hin. Da mußte dies treue Herz nun freilich sehen, daß es ihres theuren Peters Ringe wirklich wären und daß auch sie daher an seinem Tode nicht länger zweifeln dürfe. Ach, es wäre wohl kein Wunder gewesen, wenn ihr vor heftigem Schmerz das Herz im Leibe gebrochen wäre. Ihr frommer Wandel im Spital hatte sie aber im Dulden und im Gottvertrauen gestärkt, so daß sie mit Fassung zu sprechen vermochte: „Gnädige Frau, bekümmert Euch nicht allzusehr um Dinge, die, wenn auch wahrscheinlich, doch immer noch ungewiß sind. Mögen dieses auch wohl die Ringe sein, die Ihr Eurem lieben Sohne Peter gegeben habt, bedenkt, daß es doch möglich ist, daß ihm dieselben abhanden gekommen sind, oder daß er dieselben einer andern Person gegeben hat. Mäßiget Eure Schmerzen und thut dieses auch sonderlich um Eures Herrn Gemahles willen, denn Eure Betrübniß macht auch ihn traurig, so daß er nicht nur um den verlorenen Sohn, sondern überdieß auch noch um Euch Leid zu tragen hat. Wendet Euch vielmehr, theure Gräfin, zu Gott dem Allmächtigen und flehet ihn an um Trost und Hilfe!“ Also redete Magelone, um die Gräfin zu trösten; als sie aber wieder allein war, da eilte sie in die Kirche, fiel nieder vor dem Altar und die Thränen strömten über ihr Angesicht. Lange hatte sie so gelegen, da rief sie endlich aus: „Herr, allbarmherziger Gott, wenn er noch lebt, so führe ihn wohlbewahrt und glücklich heim zu den Seinen; wenn er aber todt ist, so erbarme Dich gnädig seiner Seele und nimm auch mich bald von hinnen, daß ich mit ihm durch Deine gnädige Vaterhand wieder vereinigt werde!“

Peter gewinnt seine Freiheit wieder, kommt aber in neues Ungemach.

Indeß sich Solches mit der schönen Magelone zutrug, lebte Peter noch immer am Hofe des Sultans zu Babylon und wurde von demselben geliebt also, als wenn er dessen eigener Sohn gewesen wäre. Er wurde von ihm nicht mehr als ein Knecht gehalten, sondern der Sultan behielt ihn nur in seiner Nähe, damit er sich in allen Dingen seines weisen Rathes bedienen und damit er jede Freude mit ihm theilen könne. Peters Sinn und Herz war aber nimmer zur Freude gestimmt, wenn er sich auch seinem Herrn zu Liebe verleugnete, sondern er gedachte immer nur der armen Magelone, von welcher er keine Nachricht erlangen konnte, und seiner Eltern, von denen er eben so wenig einige Kunde erhielt. Einstmals gab der Sultan ein großes Fest, war überaus fröhlich und theilte große Gaben aus. Da gedachte Peter der Huld, welche er von demselben erlangt, und daß er ihm vielleicht auch gewähren würde, warum er ihn bäte. Er warf sich also vor dem Sultan auf die Knie und sprach: „Herr! ich bin nun so lange an Eurem Hofe gewesen und Ihr habt mich gnädig angesehn und mir erlaubt, wichtige Dinge Euch vorzutragen und anderer Leute Angelegenheiten vor Euch zu betreiben; für mich selbst aber habe ich noch niemals Etwas erbeten oder begehrt. Jetzt nun wage ich Euch um Etwas zu bitten für mich selbst und bitte Euch im Voraus unterthänig, Ihr wollet mir Eure Gnade auch hierin nicht entziehen und mir es nicht verweigern!“ Wie ihn der Sultan so demüthig bitten sah, antwortete er ihm freundlich: „Lieber Peter, so ich Dir gewährt habe, was Du um anderer Leute willen von mir begehrt hast, wie vielmehr werde ich Dir fröhlichen Herzens gewähren, was Du nicht für einen Andern, sondern für Dich selbst bittest!“ Als ihm nun aber Peter seinen Wunsch vortrug, daß er Vater und Mutter in seiner Heimath besuchen dürfe, da wurde der

Sultan unwillig und sprach: „Mein Freund, warum denkst Du doch daran, mich zu verlassen, da Du es doch nirgends in der Welt wieder so gut findest, wie bei mir. Sieh, Du weißt, daß ich Dich liebe und daß ich reich und mächtig bin, und ich will Gutes an Dir thun und Dich zum allermächtigsten Mann in meinem ganzen Lande machen!" Aber Peter ließ nicht nach, ihn flehentlich zu bitten, da sprach endlich der Sultan: „Nun, weil ich Dir versprochen habe, Deine Bitte zu gewähren, so solls auch geschehen, wenn Du darauf beharrst; aber versprich auch Du mir dagegen, daß Du wieder zu mir zurückkehren willst, wenn Du Deine Eltern besucht hast." Das versprach ihm Peter und darauf ließ der Sultan einen Befehl ausfertigen durch sein ganzes Reich, wo Peter hinkomme im Mohrenlande, da solle man ihn halten, wie wenn er der Sultan selber wäre, und solle ihm in Allem behülflich sein, was er begehren werde. Dazu gab ihm der Sultan eine große Menge Goldes und Silbers und anderer köstlicher Kleinode zum Geschenke mit. So schied denn Peter mit großer Dankbarkeit von seinem guten Herrn und es waren Viele, die ihn lieb hatten und mit großer Wehmuth von ihm Abschied nahmen. Es währte nicht lange, da kam er nach Alexandria, wo er den Brief des Sultans dem Statthalter zeigte, von demselben mit großen Ehrenbezeugungen aufgenommen und in eine prachtvolle Herberge gebracht wurde. Hier kaufte nun Peter Alles ein, was er zur Seereise brauchte, und ließ auch vierzehn Fässer machen, die füllte er oben und unten mit Salz, in die Mitte aber that er seine Schätze. Nachdem auf diese Weise Alles bereit war, ging er an das Meer und fand auch alsbald ein Schiff, welches nach der Provence reiste. Nachdem er mit dem Herrn des Schiffes wegen des Lohnes einig geworden war, ließ er sein Gepäck nach dem Schiffe bringen, der Schiffsherr aber lachte, als er die Fässer mit dem Salz herbeibringen sah. „Die könnet Ihr nur immer hier lassen, sprach er, denn in der

Provence findet Ihr des Salzes genug für geringen Preis, und wenn Ihr etwa dieses hier in jenem Lande zu verkaufen dächtet, so würdet Ihr nur Schaden davon haben!" Peter aber antwortete ihm, daß er die Fracht, wie sichs gehöre, bezahlen wolle, und so war es der Schiffsherr wohl zufrieden, obgleich er den Fremden in seinem Herzen einen Thoren schalt. Schon in der nächsten Nacht erhob sich ein günstiger Wind, die Schiffsleute zogen die Segel auf, lichteten die Anker und fuhren fröhlich von dannen. Sie waren einige Zeit gefahren, da kamen sie zu einer kleinen Insel, die hieß Sagona, und da sie wußten, daß auf derselben köstliches Wasser sei, so landeten sie an und füllten ihre Fässer. Auch Peter ging an das Land und wandelte auf der Insel umher; er fand herrliche Brünnlein und schöne duftige Blumen im grünen Grase. Er freute sich der Heimkehr, lagerte sich in den Schatten eines Baumes und vergaß eines Theiles seiner Leiden. Er gedachte auch seiner geliebten Magelone mit großer Trauer, doch glimmte ein Fünkchen von Hoffnung in seinem Herzen. Indeß er solchen Gedanken nachhing, kam allmählig der Schlaf über ihn, dem er sich auch willig und sorglos überließ. Bald hatte sich aber ein frischer Wind erhoben, und der Schiffsherr, welcher ihn nicht unbenutzt lassen wollte, ließ ausrufen, daß sich Jedermann zu Schiff begeben sollte. Als die Mannschaft vor der Abfahrt gemustert wurde, da fehlte Niemand als Peter, und der Schiffsherr ließ am Strande nach ihm suchen und rufen. Die Leute fanden ihn aber nicht, und obgleich sie laut in das Gebüsch hinein riefen, so hörte sie Peter doch nicht, denn sein Schlaf war zu fest. Da wollte der Schiffspatron nicht länger warten, um nicht den Wind zu versäumen, befahl die Segel zu spannen und fuhr von dannen, während Peter schlafend liegen blieb. — Das Schiff legte nicht eher wieder an, bis es in den Port der Heiden am Lande Provence kam, da landeten sie an der Insel, wie die Schiffer zu thun

pflegten. Als sie nun ausluden, fanden sie auch die vierzehn Fässer mit Salz, und der Schiffsherr sprach: „Was sollen wir mit dem Salze thun, welches dem Edelmann gehört, den wir auf der Insel Sagona verloren haben und der sein Schiffsgeld ehrlich bezahlt hat?“ Da nun Einige von der Mannschaft krank waren und in das Spital St. Peters auf der Insel gebracht werden sollten, da beschloß der Schiffsherr, die vierzehn Fässer dem Spital als eine Verehrung zu übergeben, da meinte er, werde das fremde Gut, das ihm selber nicht zukomme, aufs Gottgefälligste verwendet werden. Der Schiffsherr ging also zu der Vorsteherin des Spitals, welche die schöne Magelone war, übergab ihr die Fässer und sagte: „Der, dem sie gehören, ist uns auf der Reise verloren gegangen, darum übergebe ich sein Gut dem Hospital als eine fromme Stiftung und Ihr möget dafür für die Seele des Verlorenen Gott um Gnade bitten.“ — Als es einige Zeit nachher dem Hospital an Salz fehlte, da befahl Magelone, daß man eines der Fässer aufschlagen solle, und da fanden sie nun in der Mitte desselben einen Theil der verborgenen Schätze. Magelone erschrak heftig, als sie diese Entdeckung machte, und ließ alsbald auch die andern Fässer öffnen und fand in allen Gold, Silber und Edelgestein, wie in dem ersten. Da sagte sie bei sich selbst: „Ach Du unglücklicher Mensch, wer bist Du gewesen? Gott der Allmächtige möge sich Deiner Seele erbarmen!“ Magelone die arme Pilgerin war auf solche Weise in den Besitz eines großen Schatzes gekommen, sie gedachte aber nun daran, wie sie denselben auf eine Art anlege, daß daraus der Seele des Verstorbenen einiger Gewinn werde, denn sie wußte nicht anders, als daß der frühere Besitzer dieser Reichthümer in dem Meere seinen Tod gefunden habe. Demnach ließ sie alsbald Maurer und andere Werkleute kommen und befahl, daß sie die Kirche St. Peters und das Spital größer bauen sollten, auch ließ sie täglich für

die Seele des Verstorbenen, dessen Schätze sie zu einem so heiligen Zwecke verwendete, von einem Priester Messe lesen. Alles Volk wunderte sich über die Erweiterungen und Verschönerungen, welche mit dem Spital St. Peters vorgenommen wurden, und kamen herbei, sie zu sehen. Auch der Graf und die Gräfin von Provence kamen, besuchten die Kirche mit großer Andacht und holten sich Trost bei der frommen Pilgerin, welche ihnen Hoffnung zusprach, während sie doch selbst Alles, Vater, Mutter, Königreich und was das Schmerzlichste, ihren theuren Bräutigam verloren hatte und ohne Hoffnung betrauerte.

Peter erfähret noch große Trübsal, kehrt aber endlich in seine Heimath zurück.

Peter hatte auf der grünen Insel Sagona noch lange Zeit geschlafen, und da er endlich erwachte und die Augen aufschlug, war es Nacht. Er erschrak heftig, sprang auf und eilte nach dem Strande, dahin, wo er das Schiff am vergangenen Tage verlassen hatte. Da es dunkel war, so meinte er deßwegen das Schiff nicht auffinden zu können, und er rief daher mit lauter Stimme; aber kein Mensch gab ihm Antwort. Da wurde er inne, daß er einsam und verlassen auf der Insel zurückgeblieben sei und daß ihm alle seine Hoffnungen mit seinen Schätzen entführt wären. Er warf sich auf die Erde und schrie laut in seinem Schmerze: „O barmherziger Gott, wie lange soll ich noch aushalten in Angst und Noth! Warum läßt Du mich nicht sterben, da ich doch endlich verderben muß und schon Alles verloren habe, was meinem Herzen werth und theuer war. War es nicht genug, daß ich meine liebe Geliebte, die schöne Magelone verlieren, daß ich unter den Heiden als ein Sklave leben mußte! Gott, wodurch habe ich also Deinen Zorn erregt, daß Du ihn nimmer von mir nehmen willst! Nicht einmal Vater

und Mutter darf ich trösten, sondern muß hier in dieser Wüste umkommen, wo nicht einmal ein Mensch ist, der meine Klagen vernehme!'' Also klagte der arme Mensch, und es wurde Tag und abermals Nacht und er hatte seiner Klagen noch kein Ende gefunden und lag auf dem heißen Sande am Meeresufer, aß und trank nicht. Endlich am dritten Tage erhob er sich und lief nun rings um die Insel, suchte die höchste ins Meer hinausragende Klippe und saß auf derselben, in die weite See hinausstarrend, ob er kein Fahrzeug entdecke, das er durch Winken und Schreien zu seiner Rettung auffordern könne. Seine

Mühe war vergebens und er sank endlich vor Müdigkeit, Hunger und Durst ohnmächtig auf den Felsen hin. — Aber Gott wollte sich seiner erbarmen und fügte es, daß ein Fischernachen an der Insel landete, um Wasser einzunehmen, und einige Schiffer, welche deßhalb auf das Land gekommen waren, sahen

den Unglücklichen auf dem Felsen liegen. Sie meinten erst, er wäre todt, gingen aber doch hinzu und fanden, daß noch Leben in ihm sei. Mitleidig hoben sie ihn auf, flößten ihm stärkendes Getränk ein und brachten ihn mit vieler Mühe wieder zu sich selbst. Hierauf legten sie ihn in ihr Schiffchen und fuhren mit ihm nach einer Stadt, die lag auf einer andern Insel und in ihr war ein Spital. Nachdem sie den todtkranken Fremden dem Spitalmeister übergeben und ihn seiner Pflege empfohlen hatten, fuhren sie wieder fort. Peter war sehr krank und lag in dem Spital fast ein ganzes Jahr lang und konnte immer nicht gesunden, obgleich er gar wohl gepflegt wurde, weil der Gram an seinem Herzen nagte. Endlich war er so weit wieder hergestellt, daß er an schönen Tagen mit großer Mühe am Meeresstrande hin- und herwandeln konnte. Er betrachtete dann wohl die fremden Schiffe, welche vor Anker lagen, und dachte in schwerer Betrübniß an seine Heimath. Da hörte er eines Tages, daß die Leute von einem der Schiffe unter einander in der Sprache seines Vaterlandes redeten, und sein ganzer Leib erbebte in Freude, als er diese wohlbekannten Laute vernahm. Er trat zu ihnen und redete sie mit der Frage an, wann sie wieder nach Frankreich zurückzusegeln gedächten? In zwei Tagen etwa, war ihre Antwort. Nun eilte Peter so schnell als er vermochte zu dem Patron des Schiffes und bat ihn um Gotteswillen, er möge ihn mit nach Frankreich nehmen, denn er sei dort zu Hause und habe lange hier in der Fremde krank gelegen. Der Patron des Schiffes hatte ein mitleidiges Herz, und da der Fremde überdieß sein Landsmann und, wie man ihm wohl ansah, krank war, so sagte er ihm, daß er ihn gern mitnehmen wolle, ohne Frachtgeld zu verlangen, nur müsse er sich gefallen lassen, mit ihm dahin zu fahren, wohin das Schiff bestimmt sei, es gehe aber nach dem Heidenport in Provence. Peter war dieses gar gern zufrieden und sein Herz schlug ihm mächtig in der

Brust. Er bedankte sich also in dem Spital, flehte Gott in herzlichem Gebet, daß er nun doch endlich seiner langen Trübsal ein gnädiges Ende machen wolle, und setzte sich wohlgemuth, obgleich noch krank und schwach in das Schiff. Die Schiffsgesellen sprachen unterweges von Diesem und Jenem und auch oft von dem Lande, nach welchem sie hin wollten. Da hörte er sie einstens ein großes Rühmen machen von dem Spital und der schönen Kirche St. Peters, und als er fragte, wo denn dieses Spital und diese Kirche liege, antworteten ihm die Gesellen: „Da, wo wir hinfahren, auf der Insel im Heidenport! Eine fremde Pilgerin hat sie erbauet, erst klein und armselig, dann mit Hilfe vieler milder Gaben und unbekannter Reichthümer groß und prachtvoll. Gott hat die fromme Stiftung gesegnet und thut große Zeichen an den Kranken, welche sich dahin begeben. Herr, dort solltet auch Ihr einige Zeit bleiben und für Eure Genesung ein Gelübde thun, es würde Euch sicher geholfen werden.“ Peter bedachte die Rede seiner Gefährten in seinem Herzen, und da es ihm weh that, so elend und krank vor seine Eltern zu treten, zumal er nicht wußte, wie er sie finden würde und er mit so stolzen Hoffnungen von ihnen gegangen war; so gelobte er bei sich selbst, einen Monat lang in dem Spital zu bleiben, ehe er Vater und Mutter aufsuchte, bis er vollends genesen wäre und wieder ein frisches Aussehen erlangt hätte. Zugleich rief ihn eine Stimme in seinem Herzen nach dem Spital, denn ohne daß er sich darüber Rechenschaft zu geben vermochte, war es ihm, als wenn ihm dort eine Kunde von seiner theuren Magelone zu Theil werden sollte, obschon er auch wieder glaubte, daß dieselbe längst in Kummer und Elend gestorben wäre. Sie schifften nun ohne Gefährde dahin und landeten bald an der Insel in der Heiden Port. — Peter sagte dem Schiffsherrn seinen herzlichen Dank und eilte alsbald in die Kirche zu St. Peter. Dort fiel er auf seine Knie und dankte dem all-

mächtigen Gott, daß er ihn aus so großen und vielen Fährlichkeiten gerettet und sicher in die liebe Heimath zurückgeführt habe. Darauf ging er in das Spital und bat als ein Kranker um Aufnahme, damit er seine völlige Genesung abwarte und sein Gelübde erfülle. Als nun Magelone, die fromme Pilgerin, in dem Spital herumging, um die Kranken zu besuchen, da erblickte sie auch den Fremden, der vor Kurzem erst angekommen war. Sie trat zu ihm, wusch ihm das müde Haupt, bereitete ihm ein Fußbad, brachte ihm zu essen und breitete ihm schöne weiße Tücher unter, sagte ihm auch, daß er erhalten solle, was er wünsche und begehre, damit er recht bald wieder zu seiner Gesundheit gelange. Magelone hatte ihn aber nicht genauer angesehen als alle die übrigen Kranken und hatte ihn darum auch nicht erkannt, zumal da er von Gram und Krankheit ganz mager und entstellt worden war. Sein eigenes Auge aber war von Mattigkeit und Krankheit so getrübt, daß er seine theure Geliebte nicht erkannt hatte, auch war sie verschleiert und ging wie immer in der Tracht einer Pilgerin. Peter ruhte nun in dem Spital aus, und da sein Gemüth ruhiger geworden war, so kam er bei der guten Pflege und überdieß von süßer Hoffnung genährt, bald wieder zu Kräften. Magelone war so sorglich um ihn bemüht, daß er oftmals zu sich selbst sprach: „Wahrlich, diese Frau verdienet wohl den Namen einer Heiligen.“ Eines Tages dachte er mit recht herzlicher Liebe an seine holdselige Geliebte, daß ihm das Herz in heftiger Sehnsucht nach ihr entbrannte und er einen lauten Seufzer ausstieß. Magelone war eben im Gemach, denn sie pflegte fortwährend von einem Kranken zum andern zu gehen, und da sie meinte, daß der Fremde ein leibliches Anliegen habe, so trat sie zu seinem Bette und fragte ihn: „Was fehlt Euch, guter Mann? Wenn Ihr einen Wunsch habt, so sprecht ihn nur immerhin aus, denn er soll Euch gewährt werden, wenn die Erfüllung irgend in meinen Kräften steht!“ Peter erwiderte:

„Ich danke Euch, edle Frau, mir fehlet eben nichts und ich begehre auch nichts. Mir geschieht nur wie allen Kranken und Bekümmerten, so oft sie ernstlich an ihr Unglück denken, wird ihnen das Herz schwer, daß sie seufzen.“ Da gedachte die fromme Pilgerin, daß es ja auch in ihrem heiligen Berufe liege, den Unglücklichen Trost zuzusprechen, und daß es ihr schon oft gelungen sei, ein betrübtes Gemüth durch herzliche Zusprache aufzurichten. Darum bat sie ihn mit freundlichen Worten, er möge ihr sein Trübsal entdecken. Ihre Stimme klang dem unglücklichen Peter so süß und ihre Bitte brachte sie so herzlich vor, daß Peter beschloß, der guten Frau sein Unglück mitzutheilen. Er nannte aber Niemand bei Namen und erzählte ihr ungefähr wie folgt: „Es lebte ein Sohn reicher und vornehmer Eltern, der hörte von einer überaus schönen und tugendhaften Jungfrau in einem fernen fremden Lande; verließ daher Vater und Mutter und zog dahin, wo er die Jungfrau zu sehen hoffte. Gott machte ihn auch also glücklich, daß er die Liebe der holden Jungfrau erlangte. Der junge Mann aber versprach sich heimlich mit seiner Geliebten und führte sie ohne Jemandes Mitwissen fort von Vater und Mutter. Aber in einem großen Walde verließ er die Jungfrau, während sie schlief, um einem Vogel nachzugehen, der ihr ein Kleinod geraubt hatte, verirrte sich, fiel in die Hände von Seeräubern und wurde in die Sklaverei verkauft.“ — Peter erzählte auf diese Weise der Pilgerin seine ganze Geschichte bis zu der Zeit, zu welcher er in das Spital gekommen war. Während er sprach, war die schöne Magelone bald aufmerksam geworden, sie betrachtete ihn, während er sprach und dabei ohne aufzublicken die Augen niederschlug, aufmerksam, erkannte die geliebten Züge ihres theuren Ritters, erkannte auch alle seine Geberden wieder, und ein großer Strom von Thränen lief über ihr Gesicht. Aber da seine Geschichte lange währte, so hatte sie Zeit sich zu sammeln, bedachte, daß, da

er immer noch so krank und schwach sei, so könne ihm die plötzliche Freude schaden, und bezwang daher ihre eigenen Gefühle. Nachdem er aber geendet hatte, redete sie ihm auf das freundlichste zu: „Lieber, guter Freund, fasset Muth und tröstet Euch. Wendet Euch in herzlichem Gebet zu dem allmächtigen und gnädigen Gott und glaubet fest, daß er Euch nicht verlassen wird, wenn Ihr ihn anrufet. Er hat Euch in so großer Noth beigestanden und Euch errettet, und so wird er auch Eure unschuldige Geliebte nicht haben verderben lassen. Gewiß, lieber Mensch, mir sagt eine Stimme in meinem Herzen, Ihr werdet Eure Braut, welche Ihr so herzlich und treu geliebt habt, wieder bekommen!“ Wie Peter diese holde Tröstung vernahm, da erquickten ihn die sanften Worte so, daß es ganz licht in seiner Seele wurde. Er erhob sich auf seinem Lager und wollte ihr danken. Magelone aber eilte schnell aus dem Gemach und ging in die Kirche. Hier warf sie sich nieder vor dem Altar, wo sie so oft ihren Kummer ausgeweint hatte, und weinte sich satt in Freudenthränen. Ihr Herz betete still und dankte Gott inbrünstig. Endlich erhob sie sich wieder, ließ ihre Dienerin kommen und befahl ihr, königliche Kleider für sie zu bereiten und ihr Frauengemach, welches bisher nur ärmlich wie eine Klosterzelle eingerichtet war, aufs Herrlichste und Köstlichste mit königlicher Pracht zu schmücken. Nachdem dieses Alles ausgeführt worden war, ging Magelone wieder als Krankenpflegerin zu Peter, der indeß fast ganz seine frühere Frische wieder erlangt hatte, und sagte zu ihm: „Kommt mit mir, lieber Freund, ich habe Euch ein Bad anrichten lassen, das Euch wunderbar stärken wird, und ich habe zu Gott die fröhliche Zuversicht, daß er Euch frisch und gesund machen wird.“ Sie führte ihn hierauf in ihre Kammer und hieß ihn hier niedersetzen und warten, bis sie ihn würde rufen lassen. Dann ging sie selbst in das Gemach, welches sie so herrlich hatte ausschmücken lassen,

und legte die königlichen Gewänder an. Sie nahm aber über das Gesicht einen weißen Schleier und unter demselben hatte sie ihr langes goldgelbes Haar in schöne Locken geordnet. Darauf ließ sie Peter zu sich herein rufen und sprach zu ihm: „Edler Ritter, Graf Peter von Provence, seid fröhlich und wohlgemuth! Die Ihr hier vor Euch sehet ist Niemand anderes als Eure treue Magelone, um die Ihr so viel Trübsal erduldet habt! Aber ich habe nicht weniger um Euch gelitten. Ja, ich bin es, die Ihr schlafend im wilden Holze verließet; Ihr seid es, der mich aus meines Vaters, des Königs von Neapolis, Hause geführet hat. Ich bin es, der Ihr Herz und Hand gelobt habt; ich bin es, die Euch diese goldene Kette um den Hals gehängt; ich bin es, der Ihr die drei kostbaren Ringe geschenkt habt, die uns vereinigt und dann auch getrennet haben. Ja, sehet her und prüfet mein Angesicht, ob ich es bin, nach der Ihr von

Herzen so lange begehret habt.“ Der Ritter war vor freudigem Schreck ganz erstarret, die schöne Magelone aber warf ihren Schleier zurück, daß ihr schönes Haupthaar wie ein Strom Goldes hernieder wallte. Da erkannte Peter von Provence seine schöne Braut, erkannte, daß sie es wirklich war, die er so lange gesucht und als todt betrauert hatte. Mit weit ausgebreiteten Armen stürzte er ihr entgegen und sie ihm, und fielen einander um den Hals und preßten einander lange an das Herz und küßten sich auf den Mund und küßten sich wieder und wieder aus herzlicher Liebe. Sie weinten aber Beide und vermochten kein Wort zu sprechen. Nachher aber setzten sie sich neben einander nieder, erzählten einander von ihrem Unglück, von ihrer Sehnsucht, von ihrem jetzigen Glück, weinten und lachten, klagten und jubelten, und konnten kein Ende finden des Erzählens und Küssens.

Die Freude kehret zurück in das Schloß des Grafen von Provence und Peter wird mit der schönen Magelone vermählet.

Nachdem Peter sein Gelübde erfüllet und einen ganzen Monat in dem Spital geblieben war, während der Zeit auch durch die Pflege der schönen Magelone und durch die Freude des unverhofften Wiedersehens seine Gesundheit, Kraft und Schönheit völlig wieder erlangt hatte, zog Magelone wieder ihre Pilgerkleider an, wie sie solche im Spital zu tragen gewohnt war, beurlaubte sich bei ihrem theuren Freunde und fuhr zu dem Grafen und der Gräfin von Provence. Diese empfingen sie gar liebreich, denn sie schätzten sie um ihres heiligen Wandels und ihrer edlen und sanften Sitten willen sehr hoch und liebten sie herzlich. Magelone aber sprach zu ihnen: „Gnädiger Herr, gnädige Frau! Ich komme zu Euch mit einer freudigen Botschaft, welche mir vorige Nacht durch ein himmlisches Gesicht zu Theil geworden ist. Es ist mir nämlich ein Engel vom Himmel erschienen, welcher an seiner Hand einen jungen stattlichen Ritter

führte und zu mir sprach: „„Siehe hier Denjenigen, um welchen Dein Herr und Deine Frau, so wie Du selbst, Gott so lange gebeten!““ Ich bin nun mit dieser fröhlichen Botschaft zu Euch geeilet, denn ich weiß ja gar wohl, wie sehr Ihr um Euren geliebten Sohn betrübt seid. Nun aber weiß ich gewiß und bitte auch Euch, dem himmlischen Gesicht zu vertrauen, daß Ihr ihn in kurzer Zeit frisch und gesund wiedersehen werdet. Lasset daher nur alsbald die schwarzen Teppiche von den Wänden nehmen und Freudentücher an ihre Stelle hängen!“ Obgleich nun der Graf und die Gräfin nicht an die Rückkunft ihres theuren Sohnes glauben konnten, so kam doch durch der heiligen Pilgerin fröhliche Zuversicht ein Schimmer von Hoffnung in ihre Herzen, und ihr zu Gefallen ließen sie die schwarzen Trauerteppiche hinwegnehmen. Magelone ließ sich aber nicht durch ihre freundlichen Bitten, das Mahl mit ihnen zu theilen, länger aufhalten, sondern voll liebender Sehnsucht eilte sie wieder zu ihrem Geliebten zurück, indem sie gegen die Gräfin Geschäfte vorschützte. Dagegen bat sie den Grafen und die Gräfin, auf den nächsten Sonntag bei ihr in der Kirche zu St. Peters erscheinen zu wollen, denn sie hege zu Gott dem Allmächtigen die fröhliche Zuversicht, daß er ihr Herz erfreuen würde, ehe sie wieder die Insel verließen. Sie sagten es auch der Pilgerin zu, daß sie kommen würden. Als Magelone zu ihrem Bräutigam zurückgekehrt war, der mit großer Begierde ihrer harrte, erzählte sie ihm, was sie ausgerichtet hätte und sagte ihm, daß er sich zum Sonntag bereit halten möge, seine lieben Eltern wiederzusehen. Wie nun der Sonntag erschienen war, da machte sich das gräfliche Paar auch wirklich mit großem Gefolge auf und kam nach St. Peter. Nachdem sie hier die Messe gehört hatten, trat die Pilgerin zu dem Grafen und der Gräfin und sagte ihnen, daß sie ihnen in Geheim etwas mitzutheilen habe und sie deßwegen unterthänig bäte, mit ihr in ihre Kammer zu kommen, welches

sie auch gern thaten. Als sie nun hier eingetreten waren, sprach die Pilgerin: „Wenn in diesem Augenblicke Euer Sohn vor Euch träte, würdet Ihr ihn erkennen?“ Und in dem Augenblicke, daß jene „Ja“ sagten, trat Peter aus einer Nebenthür in die Kammer und fiel vor seinen lieben Eltern auf die Kniee nieder. Da sahen sie ihn an und erkannten ihn sogleich und fielen ihm mit einem Freudenruf um den Hals. Das Gerücht aber, daß des Grafen Sohn zurückgekehrt sei, verbreitete sich schnell auch unter dem Gefolge des Grafen, und Vornehme und Geringe drängten herein und jubelten und begrüßten ihn. Alle waren fröhlich und Peter saß bei seinen Eltern und konnte ihnen nicht genug von seinen Schicksalen erzählen. Indeß war die schöne Magelone in ein anderes Gemach gegangen und hatte köstliche Kleider angelegt. Im königlichen Schmucke trat sie nun herein, und der Graf und die Gräfin waren verwundert, wo doch die wunderschöne Jungfrau herkäme, deren Angesicht sie noch niemals erblickt hätten. Der Ritter Peter aber ging auf sie zu, begrüßte sie und küßte sie vor den Augen seiner Eltern und aller Anwesenden, welche voll Staunens hinschauten. Peter aber nahm die schöne Jungfrau bei der Hand, führte sie vor seine Eltern und sprach: „Gnädige Eltern! sehet diese Jungfrau, sie ist es, um derentwillen ich von Euch gezogen bin und um derentwillen ich so viel Trübsal erlitten habe; wisset aber auch, daß sie die Tochter des Königs von Neapolis ist!“ Da traten der Graf und die Gräfin von Provence zu der schönen Magelone hin, umarmten sie zärtlich und dankten Gott, der Alles zu einem so glücklichen Ziele geführt. — Peter und Magelone mußten nun den Grafen nach seinem Schlosse begleiten und bald kam auf das Gerücht von Peters Heimkehr Alles aus dem Lande herbeigeströmt. Es war wieder ein fröhliches Leben am Hofe des Grafen von Provence, der Adel turnierte und die Uebrigen tanzten, Alle aber waren fröhlichen Herzens. Nachdem

aber die gräflichen Eltern Alles erfahren hatten, was mit Peter und Magelone bis dahin vorgegangen war, da nahm der Graf seinen Sohn, fuhr mit ihm nach der Insel und führte ihn in die Kirche zu St. Peter, ein Gleiches that die Gräfin mit der schönen Magelone. Da knieten Alle nieder und dankten Gott dem Allmächtigen mit herzlichem Gebet, und nachdem sie sich wieder erhoben, sprach der Graf, ohne daß ihn Peter darum gebeten hätte: „Mein Sohn, ich will, daß Du diese Jungfrau, welche Deinetwegen so viel erduldet hat, zur Ehe nehmest!“ Da fiel ihm Peter um den Hals und dankte ihm herzlich. Der Bischof aber trat auf den Altar und vollzog die Trauung. Die Gräfin gab ihrem Sohn den schönsten der drei Ringe, welche im Bauche des Fisches wiedergefunden worden waren, worüber dieser ganz verwundert war. Er steckte ihn aber seiner lieben Gemahlin an den Finger, zum Zeichen ewiger Liebe und Treue. Die Hochzeit währte vierzehn Tage in großer Fröhlichkeit, worauf die Gäste glückwünschend von dannen zogen. Indeß war auch vom Grafen von Provence ein eigenes Schiff an den König von Neapolis abgesendet worden, welches einen Brief überbrachte mit der fröhlichen Kunde von dem Wiederfinden seiner Tochter und in welchem er nach ausführlichem Bericht über die Schicksale der schönen Magelone um Vergebung und Segen zu der geschlossenen Verbindung gebeten wurde. Der König war herzlich froh, daß sein liebes Kind noch lebte, hatte ihr ihren Fehltritt längst vergeben und freute sich, daß der tapfere und sittige Ritter mit den silbernen Schlüsseln einer so vornehmen und angesehenen Familie angehörte. — Der alte Graf von Provence und seine Gemahlin lebten noch manches Jahr in trauter Fröhlichkeit mit ihren lieben Kindern. — Peter und Magelone aber führten ein langes und glückliches Leben und zeugten einen Sohn, der wurde ein schöner stattlicher Ritter, und als er erwachsen war, ein König von Neapolis und Graf von Provence.

Als Peter und Magelone kurz nach einander in hohem Alter gestorben waren, da wurden ihre Leichname einbalsamirt und in St. Peter auf der Insel beigesetzt, und noch heutigen Tages sieht man die Kirche und das Spital, welche weit in das Meer hinaus schauen.

In allen Buchhandlungen sind nachstehende **Volksbücher** zu haben:

Geschichte von **Griseldis** und dem **Markgrafen Walther**, Nebst einigen andern Beispielen treuer Liebe. 2 Gr.

Alte und neue **Lieder in Leid und Lust.** (Enthält 50 ausgezeichnet schöne Lieder.) 2 Gr.

Geschichte von der **edlen und schönen Melusina**, welche ein Meerwunder und des Königes Helmas Tochter war. 2 Gr.

Der **Schildbürger** wunderseltsame, abenteuerliche, unerhörte und bisher unbeschriebene Geschichten und Thaten. 2 Gr.

Geschichte vom **Kaiser Octavianus**, welcher sein Ehgemahl und seine zwei Söhne in das Elend geschickt und endlich wiedergefunden hat. 2 Gr.

Jedes dieser Volksbücher ist mit schönen Holzschnitten gezieret und wird für

2 Groschen

verkauft.

Außer den umstehend angezeigten erscheinen noch folgende Volksbücher:

Die **Haimonskinder**, **Fortunatus**, **Herzog Ernst**, **Riesengeschichte**, **Heinrich der Löwe**, der **hörnene Siegfried**, **Helena**, **Genoveva**, **Hirlanda**, die **sieben weisen Meister**, Dr. **Faust**, das **Schloß in der Höhle Xaxa**, **Joachim und Anna**, **Eulenspiegel**, **Salomon und Markolf**, — **Fierrabras**, **Tristan und Isalde**, **Pontus**, — **Heldenlieder**, **Trinklieder**, **Kriegslieder**, — **Märchen**, **Fabeln** u. s. w.

Druck von Breitkopf u. Härtel.

Volksbücher.

6.

Herausgegeben von G. O. Marbach.

Geschichte

vom

Kaiser Octavianus,

welcher sein Ehgemahl und seine zwei Söhne in das Elend geschickt und endlich wieder gefunden hat.

Leipzig, 1838. Bei Otto Wigand.

Geschichte

vom

Kaiser Octavianus,

welcher sein Ehgemahl und seine zwei Söhne in das Elend geschickt und endlich wieder gefunden hat.

Des Kaisers Octavianus glücklicher Ehestand und trauriges Ende desselben.

Als der König Dagobert in Frankreich regierte, war zu Rom ein gewaltiger und unüberwindlicher Kaiser, der hieß Octavianus. Derselbe hatte eine Gemahlin, welche als die schönste und klügste Frau gepriesen wurde. In aller Menschen Augen erschien sie lieblich und tugendsam und ihres Lobes war alles Volk im ganzen römischen Reiche voll. Der Kaiser lebte mit seiner vortrefflichen Gemahlin in außerordentlicher Liebe und Einigkeit. Dennoch waren sie nicht ganz glücklich, denn der Himmel hatte ihre Ehe mit keinen Kindern gesegnet, und obschon der Kaiser seiner schönen Gemahlin darüber keine Vorwürfe machte, so waren doch Beide deßwegen häufig in Traurigkeit. Endlich aber schien das Glück dieser Ehe ganz vollkommen werden zu wollen, denn die Kaiserin wurde gesegneten Leibes und gebar, als es so weit war, zwei überaus schöne Knaben. Alle Welt war über diesen Glücksfall voller Freuden, nur die Mutter des Kaisers nicht. Diese war ein böses und hinterlistiges Weib und verfolgte die Gemahlin ihres Sohnes mit giftigem Hasse. Darum gedachte sie die Mutter sammt ihren Kindlein zu

verderben und begann damit, Zwietracht zwischen dem Kaiser und seiner Gemahlin zu stiften. Sie trat vor den Kaiser und sprach: „Lieber Sohn, wie wäre es doch möglich, daß ein Weib zwei Kinder zur Welt gebähre, wenn sie nicht auch mit zwei Männern zu thun gehabt hätte.“ Als aber der Kaiser solchen bösen Reden kein Gehör schenkte, ging sie in die Kammer der Kaiserin und machte dieser arge Vorwürfe, wie sie an dem Kaiser, ihrem Gemahl, treulos geworden sei, und würde wohl der zarten Knäblein sich bemächtigt und sie erwürgt haben, wenn nicht die Frauen der Kaiserin solches verhindert hätten. Die böse Frau aber stand von ihrem Plane nicht ab, sondern sann nur um so mehr, wie sie die Kaiserin und ihre Kinder verderben möge. Nachdem sie einige Tage vorüber gelassen, trat sie wieder vor den Kaiser und redete ihn noch heftiger an als das erstemal: „Sohn, rief sie, ich klage Euer schändliches ehebrecherisches Weib vor Euch an, wie ist es doch möglich, daß Ihr also blind seid gegen ihre Missethat!“ Der Kaiser hörte und sah den Zorn und die Wuth seiner Mutter und fragte sie, um welcher Ursache willen sie also aufgebracht gegen seine Gemahlin sei? Da antwortete das arge Weib: „Lieber Sohn, die Sinne vergehen mir fast, wenn ich bedenke, welchen schändlichen Schimpf Dein gottloses Weib Dir anthut. So schön ihr Leib ist, der Deine Sinne gefangen hält, so scheußlich ist ihre Seele. Sieh, nicht genug hatte sie an den Liebkosungen ihres keuschen Gemahles, und üppiger Begierden voll, zog sie freche Buhler an sich. Nun hat der Himmel selbst ihre Schande offenbar gemacht, daß sie, die in Jahren, seit Ihr sie Eurer Umarmung gewürdigt habt, kein Kind geboren, plötzlich zwei Bastarde zur Welt bringt. Euch, mich, den Thron, das ganze Reich hat sie mit der üppigen Frucht ihrer frechen Sünde beschimpft, und Ihr, befangen in thörichter Verblendung, wollet nicht sehen die Schande, welche sich vor den Augen keines Menschen ver-

birgt, tragt geduldig Spott und Schande!“ Der Kaiser, welcher allzu schwachen Gemüthes war, kämpfte in sich, ob er der innigen Liebe, die er zu seiner schönen Gemahlin in seinem Herzen trug, vertrauen, oder den bösen Einflüsterungen seiner Mutter Gehör schenken sollte, und anstatt dieser mit harten Worten zu entgegnen, antwortete er ihr endlich, obschon er niemals irgend eine Wandelbarkeit in der Liebe und Treue seiner Gemahlin bemerkt hatte: „Wartet, Mutter, bis meine Frau ihr Kindbett überstanden hat, dann will ich scharf untersuchen, ob Eure Klagen gerecht sind, und so es der Fall ist, zweifelt nicht, daß ich mit gerechter Strafe die Verbrecherin treffen werde.“ — Nachdem sie die Zeit ihres Kindbettes überstanden hatte, war die Kaiserin fröhlich und glücklich bei ihren Kindern und ahnte nichts von dem Verrathe, welcher gegen sie im Werke war. Der Kaiser kam aber zu ihr und sagte: „Ich will diese Nacht im Dome St. Peters wachen und Gott dem Herrn danken, der Euch in Eurer Noth beigestanden und Euch die Gefahren des Kindbettes hat glücklich überstehen lassen.“ Die Kaiserin war das wohl zufrieden, denn ihr Herz war aller Frömmigkeit zugethan. Darum brachte sie heiteren Sinnes ihre Kindlein zu Bett und legte sich dann selbst auf ihr Lager, wo sie auch alsbald in einen ruhigen und festen Schlaf sank. Die Mutter des Kaisers aber hatte sich herbeigeschlichen, und als sie sah, daß die Kaiserin die Augen geschlossen hatte, ging sie fort und rief einen Diener des Kaisers, dessen eigennütziges und treuloses Gemüth sie durchschaut hatte und den sie zu ihrem schändlichen Plan zu benutzen dachte; zu dem sprach sie: „Du hast sowohl Deinem Herrn als mir Gehorsam gelobt, so höre denn, was ich Dir befehle und vollführe es; Du sollst für Deinen Dienst auch reichlichen Lohn erhalten.“ Der Diener gelobte Alles zu thun, was ihm befohlen würde, und die Mutter des Kaisers nahm ihn bei der Hand und führte ihn schweigend in die Kammer, in welcher

die Kaiserin lag und schlief. Hier nun befahl sie dem Diener, sich zu entkleiden und sich neben die Kaiserin zu legen. Der Diener wußte nicht, was dieses zu bedeuten habe, merkte aber wohl, daß eine Schändlichkeit gegen seine Gebieterin im Werke sei und sagte daher: „Gnädige Frau, solches darf ich ja nimmermehr wagen, denn ich würde Unrecht an meinem Herrn begehen und Leib und Leben darüber verlieren müssen!“ Die böse Frau aber sagte dagegen: „Schweig, Du Thor, und thue, was ich Dir befehle. Wie ich Macht habe, diesen Befehl Dir zu geben, habe ich auch Macht, Dich zu schützen. Ich sage Dir, es soll Dir kein Haar gekrümmt werden über das, was Du auch beginnen mögest, sondern reiche Schätze sollen Dir zu Theil werden.“ Aus eitler Gewinnsucht ließ sich der Diener bethören und that endlich, wie ihm befohlen worden, zitterte aber vor Angst am ganzen Leibe, wagte kaum zu athmen, noch weniger die Kaiserin zu berühren. Die Mutter des Kaisers war indeß fortgegangen, hatte sorgfältig die Kammer hinter sich verschlossen und lief eilend zum Kaiser. „Kommt, mein Sohn, rief sie ihm zu, und überzeugt Euch heut mit eigenen Augen von Eurer Schande und von der Wahrheit der Anklage, die ich gegen Euer schändliches buhlerisches Weib erhoben habe.“ Der Kaiser war so bestürzt, daß er kein Wort zu sprechen vermochte, sondern nur sein blankes Schwert ergriff und seiner Mutter folgte. Die Füße wankten ihm, als er das Schlafgemach seiner Gemahlin betrat, welche noch im arglosen Schlummer ruhte. Der Schelm aber, welcher neben ihr lag, stellte sich vor arger Angst, als ob auch er schliefe. Wie nun der Kaiser herantrat, da war das Erste, daß er den Arm aufhob, um seine Frau im Zorn zu ermorden, aber er besann sich einen Augenblick, als er ihren ruhigen Schlummer gewahrte. Da flüsterte ihm seine Mutter zu: „Was zaudert Ihr? Sohn! Wollt Ihr auch Euren Augen nicht trauen? Warum haltet Ihr Euren Arm zurück, Gerechtigkeit zu üben?“ —

Da versetzte der Kaiser in großem Zorn: „Ich will sie nicht im Schlaf ermorden und mich dadurch eines eben so großen Verbrechens schuldig machen als das ist, welches sie gegen mich vollbracht hat!“ Indeß hatte die unglückliche Kaiserin einen schweren Traum gehabt. Es kam ihr vor, als ob ein grimmiger Löwe über sie herfalle und ihren Schleier zerriß, dann aber ihre Kinder faßte und sie von dannen führte. Da fing sie laut an zu schreien: „Gott, meine Kinder! wer errettet uns von dem starken Löwen?“ Indem sie so schrie, gingen ihr die Augen auf und sie sah den Kaiser mit dem nackten Schwerte vor sich stehen, sah auch alsbald den Diener an ihrer Seite, sprang auf und schrie mit heller Stimme: „Ewiger Gott! wer hat mir solche Verrätherei zugerichtet? Wer ist dieser Mensch! Ich

habe ihn nie gesehen!“ — „Ach, liebe Frau, sagte die falsche Mutter des Kaisers, sehet doch nur recht zu, es ist ja Euer

lieber Buhle, den Ihr so lange lieb gehabt und den Ihr auch heut habt rufen lassen, weil Ihr wußtet, daß der Kaiser sich für sein Eheglück bei St. Peter bedanke. Aber mein Herr und Sohn ist Deiner Schändlichkeit längst inne geworden, du Schälkin, und dein Leugnen ist vergebens! Abscheuliche Metze, Deine Sünde ist endlich an den Tag gekommen!" Die Kaiserin schrie in ihrer Angst zu Gott und schwur mit lauter Stimme, daß sie unschuldig und schändlich verrathen sei. Der Kaiser aber wäre lieber todt gewesen, wenn er diese Schande nicht mit eigenen Augen gesehen hätte, und sagte nur: „Wer findet einen Buben bei seinem Weibe liegen und soll nicht glauben, daß sie an ihm treulos geworden sei!" Die Kaiserin vermochte kein Wort mehr zu sprechen und fuhr daher nur fort heftig zu weinen. Der Kaiser aber wurde ergrimmt und sprach: „Frau, Euer Weinen hilft Euch nichts, denn ich habe Eure Untreue mit eigenen Augen gesehen." Alsbald rief er Ritterschaft und Diener und sprach zu ihnen: „Ihr sehet, werthe Herren, die unehrliche That, deren meine Frau gegen mich sich schuldig gemacht hat." Hierauf befahl er den Dienern, daß sie die Frau mit ihren Kindern nähmen und in das tiefste Gefängniß würfen. Als sich nun der Kaiser mit dem falschen Knecht, welcher im Bette gelegen hatte, allein sah, kam ihm ein solcher Zorn an, daß er demselben ohne Verhör und Verantwortung das Haupt mit dem Schwerte spaltete. Am andern Morgen ward der Leichnam hinausgeschleift und an den Galgen gehenkt. Hierauf ordnete der Kaiser einen Rath an, was mit der Kaiserin und den Kindern geschehen sollte; er gedachte aber sie alle Drei verbrennen zu lassen. Nachdem nun die Räthe versammelt waren, beschwerte er sich bei denselben wegen des Schimpfes und der Schande, so ihm die Kaiserin angethan hätte, und forderte sie auf, ein Urtheil über diese zu sprechen, wie es ihr von Rechtswegen zukomme. Die Herren und Räthe sahen aber einander an und

wagte keiner zuerst seine Meinung zu sagen. Endlich aber that es der Aelteste, welcher auch mehr als die übrigen auf der Kaiserin Thun und Lassen Acht gehabt hatte; derselbe sprach: „Gnädiger Herr, Ihr begehret von uns, daß wir die Kaiserin verurtheilen sollen, und doch ist die That noch nicht bezeugt. Auch stehet die Beklagte nicht vor uns, daß wir ihre Verantwortung anhören könnten. Denn es wäre wohl möglich, daß die Sache durch Verrätherei veranstaltet worden wäre.“ — Ein anderer erklärte sich nun auch und sprach: „Ich bitte Euch, gnädigster Herr, Ihr wollet des Eides gedenken, welchen Ihr der Kaiserin geschworen habt, als Ihr dieselbe zur Ehe begehrtet: daß Ihr ihren Leib schirmen und bewahren wolltet, wie Euren eigenen. Nun ist die That nicht bezeugt und wissen wir nicht, ob nicht Neid und Verrath im Spiele sind. Darum, Herr Kaiser, sehet zu, daß Ihr keine Treulosigkeit an Eurer Frau begehet und Euren Eid nicht brechet.“ Alle Räthe pflichteten dieser Meinung bei und der Kaiser ließ die Versammlung aus einander gehen, indem er selbst ganz unschlüssig geworden war. Eines Theiles nämlich mußte er zugeben, daß seine Räthe Recht hätten, während er anderen Theiles nicht umhin konnte, nach dem was er mit eigenen Augen gesehen hatte, seine Gemahlin für unbedingt schuldig zu erkennen. — Die arme Frau, welche mit ihren Kindlein im Kerker lag, küßte die lieben Kleinen und seufzte: „Liebe Kinder, was haben wir unserem Gott gethan, daß wir so unschuldig sterben müssen?“ Solche Klage führte sie Tag und Nacht. — Nachdem aber drei Tage vorüber waren, begehrte der Kaiser abermals von seinen versammelten Räthen, daß sie wider die Kaiserin das Urtheil sprächen. Als die Räthe seinen Ernst erblickten, antworteten sie einmüthig: „Allergnädigster Herr Kaiser, bedenket wohl, was Ihr thut. Wir können die fromme Kaiserin auf keine Weise verurtheilen, und haben nichts wider sie gefunden; sehet zu, daß Ihr nicht mein-

eidig an ihr werdet. Wollet Ihr aber unsern Rath, so ist es dieser, daß Ihr Euch nicht durch falschen Schein betrügen lasset, der Unschuldigen Frieden gönnet und die beiden Knaben auferziehet, bis sie den Harnisch zu tragen vermögen, da sich denn zeigen wird, welcher Art sie sind.“ Der Kaiser dachte lange über diese Rede nach, denn er hatte seine Gemahlin sehr lieb gehabt. Doch kam ihm wieder der Diener in den Sinn, von welchem er glaubte, daß sie so lange Buhlschaft mit ihm getrieben hatte, daher er die Kinder nicht als die seinen erkennen mochte. In seiner Rathlosigkeit ging er zu seiner Mutter; diese aber sagte, die Räthe seien meineidige Böswichter und es zieme ihm um seiner kaiserlichen Ehre willen nicht anders, als daß er die Mutter sammt ihren Kindern verbrennen lasse. Der Kaiser ging wieder in den Rath, und als die Räthe nun sahen, daß ihr Herr sich nicht erweichen und erbitten lasse, gaben sie endlich nach, um nicht selbst auch seinen Zorn empfinden zu müssen. — Darauf wurde ein großes Feuer vor der Stadt Rom angezündet und dreißig Knechte erhielten den Befehl die Kaiserin mit ihren Kindern aus dem Gefängniß abzuholen und vor die Stadt hinaus zu führen. Vornehme und Geringe, Junge und Alte, Alle, welche es mit ansahen, hatten mit der edlen und frommen Frau und den zwei unschuldigen und hilflosen Kindlein ein herzliches Mitleiden, denn es war Keiner, welcher sie für schuldig gehalten hätte. Wie nun die arme Kaiserin von den Knechten herausgebracht wurde und von fern das Feuer auflodern sah, sprach sie: „Liebe Männer, saget mir um Gottes willen, was mit mir und meinen Kindern geschehen soll.“ Da erwiderte einer der Knechte: „Ach, wehe mir, daß ich es Euch sagen soll. Aber da Ihr es doch erfahren müßt, so wisset nur, daß der Herr Kaiser vor der Stadt ein großes Feuer hat anmachen lassen, und uns befohlen hat, Euch sammt Euren Kindern in demselben zu verbrennen.“ Wie dieß die Kaiserin vernahm, vergingen ihr

vor Schreck fast die Sinne, doch faßte sie sich alsbald wieder, wendete sich zum Gebet und sprach: „Allmächtiger Gott, um welcher unbekannten Missethat willen habe ich dieses verdienet? Doch so es dein Wille ist, so will ich mich darein ergeben!“ So kam sie denn unter Weinen und Gebet vor den Kaiser und die um ihn versammelten Herren. Diese hatten ein großes Mitleiden mit ihr; der Kaiser aber, als er ihrer ansichtig geworden war, befahl, daß sie alsbald sammt ihren Kindern ins Feuer geworfen werde, weil sie an ihm wortbrüchig geworden und schändlich gehandelt habe. Dabei wollte ihm jedoch schier das Herz im Leibe bersten, denn er hatte sie sehr lieb gehabt. Die arme gefangene Kaiserin aber fiel vor ihm in die Knie und rief: „Gnädiger Herr und Kaiser, Gott im Himmel ist mein Zeuge, daß ich nie in meinem Leben übel an Euch gethan habe und daß Ihr mich und diese meine Kinder eines unverdienten Todes sterben lasset. Möge Gott dem vergeben, der mich so schändlich verleumdet und verrathen hat, daß Ihr des theuren Eides gänzlich vergessen habt, den Ihr mir geschworen, als Ihr mich zu Eurer Gemahlin annahmet. Herr, gedenket Eures Eides und erbarmet Euch dieser unschuldigen Kindlein, auf daß Ihr nicht an Eurem eigenen Blute zum Verderber werdet.“ Alle Menschen, welche zugegen waren, fingen an zu weinen, besonders aber die Armen, welchen die Kaiserin täglich reichliches Almosen gespendet hatte. Der Kaiser aber sah seine Gemahlin gar traurig an, als er sie so kläglich weinen und doch so bereit zum Tode sah. Dazu jammerten ihn auch die unschuldigen Kinder, und er war in großer Bestürzung, denn er gedachte, ob er nicht dennoch vielleicht Unrecht haben könne. Des Kaisers Mutter aber schrie mit lauter Stimme: „Was zögert Ihr, mein Sohn und Kaiser? Lasset sie mit ihrer Sündenbrut mitten ins Feuer werfen vor allem Volke, denn sie hat es mit ihrem schändlichen Leben gar wohl verdient!“ Da antwortete ihr aber der Kaiser:

„Ihr habt Unrecht, Mutter. Denn wisset, als ich sie zur Ehe nahm, da habe ich ihr einen theuren Eid geschworen, ihr Leib und Leben zu schirmen. Diesen Schwur will ich ihr halten und sie soll nicht verbrannt werden.“ Also wurde die Frau durch den Eid des Kaisers gerettet, und dieser sagte zu ihr: „Stehet auf, Weib! weil ich Euch solches geschworen, will ich mich nun auch Eurer erbarmen, obwohl Ihr es nicht um mich verdient habt. Verlasset eilend mein Reich und lasset Euch nimmer in demselben blicken, denn ich sage Euch, so Ihr jemals in demselben betroffen werdet, so lasse ich Euch alsbald wahrhaftig verbrennen!“ Auf diese Worte erholte sich die fromme Kaiserin ein Weniges von ihrer großen Angst und sprach: „Wenn es denn sein muß, Herr, daß ich für immer aus Euren Augen scheide, so bitte ich Euch noch, Ihr wollet einem ehrenwerthen Mann befehlen, daß er mich hinausbringe bis in die unbewohnten Gegenden, auf daß ich unterweges nicht verunehrt werde. Aber, Herr, wisset, daß ich niemals etwas begangen habe, wodurch Eure und meine Ehre verletzt worden wäre, wenn ich auch nicht anzugeben vermag, wie und von wem diese Schändlichkeit an mir begangen worden ist.“ Aber der Kaiser wollte sie nicht weiter hören, wendete sich und konnte auch vor heftigem Weinen kein Wort weiter reden. Seine Gemahlin fiel ohnmächtig zur Erde, aber die edlen Frauen, welche in der Nähe waren, hoben sie auf, und nachdem sie wieder zu sich gekommen war, nahm sie ihre zwei Kinder auf den Arm und schickte sich zur Reise an. Der Kaiser ließ ihr ein starkes wohlgesatteltes Pferd vorführen und ihr hundert Kronen zur Zehrung reichen; fünf fromme und mitleidige Ritter erhielten den Auftrag, sie aus dem Lande zu führen, nachdem sie eidlich gelobt hatten, sie in einen öden Wald an der Grenze des Reiches zu bringen, in welchem wilde Thiere und Räuber hausten, und sie hier ihrem Schicksal zu überlassen. — Nachdem sie nun in jenem Walde angekommen waren, schie-

den die Ritter unter Thränen von der edlen Frau und befahlen sie in den Schutz Gottes. Die Kaiserin dankte ihnen herzlich für ihr gutes Geleit und sprach: „Bringet meinem Herrn, dem Kaiser, einen freundlichen Gruß von mir und sagt ihm, daß er mich nun nimmer wiedersehen werde. Saget ihm auch, daß ich seine zwei Söhne, welche wahrlich sein Fleisch und Blut sind, mit mir trage, und daß ich sie tugendlich erziehen will, so Gott mich behütet!"

Die Kaiserin und ihre Kinder kommen in Gefahr und werden von einander getrennt.

Nachdem die Kaiserin von den Rittern verlassen worden war, verfiel sie in eine tiefe Schwermuth, zog, einzig mit ihrem Kummer beschäftigt, fort, und hatte bald jede Spur eines gebahnten Weges verloren. Endlich fand sie einen nur wenig betretenen Fußpfad, ritt auf demselben fort und kam zu einem hohen Felsen, aus dem ein schöner Brunnen entsprang, dessen Wasser war lauter wie Krystall, und neben ihm stand ein Baum, der duftete so lieblich wie Balsam. Die Kaiserin hielt alsbald an, stieg vom Pferde und legte ihre Kinder unter dem Baum ins Gras. Darauf nahm sie dem Pferde den Zaum aus dem Maule und ließ es von den duftenden Kräutern sich nähren, welche dicht im Walde standen. Eine Weile spähete sie nun um sich, ob sie nirgends eines Menschen gewahre, aber da Alles still und todt war, so versank sie bald in tiefe Kümmerniß. Der Anblick ihrer lieben Kindlein heiterte sie ein wenig wieder auf, sie spielte mit ihnen, schmückte sie mit schönen Blumen und labte sich selbst darauf mit einem Trunk von dem köstlichen Wasser, welches aus dem Felsen sprang. Auch von den Speisen, die ihr noch aus der kaiserlichen Küche mitgegeben worden waren, genoß sie ein Weniges. Jetzt aber saß sie da und übersann ihr großes Leid, und nach einer Weile wurde sie so müde von der Reise und von

der gar großen Trauer, daß ihr allgemach die Augen zufielen und sie entschlief. Es hielten sich aber in dem Walde viele wilde Thiere auf, und daher währte es nicht lange, nachdem die Kaiserin in Schlaf gesunken war, da kam von ungefähr ein großer und starker Affe, der sah, wie die beiden Kindlein neben ihrer Mutter lagen und lieblich schlummerten. Es wandelte ihn daher die Lust an, eins von den Kindlein zu besitzen, und er schlich sich also leise heran, faßte geschwind den einen Knaben und lief mit ihm eilend durch den Wald, bis er zu einem grünen Platze kam. Hier setzte er sich mit dem Kinde nieder, betrachtete es eine Weile von allen Seiten und begann es endlich aus den Windeln zu wickeln, in welche dasselbe gehüllt war. Nachdem es nun ganz nackend vor ihm lag, setzte er sich mit ihm in das Gras, grinste es freundlich an und blökte die Zähne. Er nahm es in die Arme, herzte es und that überhaupt mit ihm wie eine Mutter mit ihrem Kinde, in der Hoffnung, daß es ihm freundlich entgegenlächeln sollte. Dem Kinde schien indeß das grinsende Gesicht des Affen wenig zu gefallen, denn es begann heftig zu weinen und laut zu schreien. Gott aber, welcher des Kindes Leben bewahren wollte, fügte es, daß zu derselben Zeit ein tapferer und edler Ritter mit seinen Dienern sich im Walde verirrt hatte. Der Ritter kam durch den Wald geritten und einige seiner Knechte trabten voraus, daß sie ihm Bahn machten, nach dem Wege spürten und vor Mördern und wilden Thieren ihn schirmten. Wie nun der Ritter den Affen gewahr ward und sah, daß er ein nacktes Kindlein in seinen Armen trug, sprengte er alsbald mit seinem Pferde zu ihm heran, zog sein Schwert und rief mit lauter Stimme: „Ei, Meister Affe, laß das Kind liegen, denn du darfst dasselbe nicht mit dir nehmen!“ Wie aber der Affe den Ritter herankommen sah, legte er eilig das Kind in das Gras und sprang mit einem grausigen Satze dem Ritter entgegen, packte ihn am Rock, um ihn vom Pferde zu reißen, und

riß ihm ein großes Stück von seinem Kleide ab. Der Ritter aber war ein beherzter und starker Mann und traf mit seinem Schwerte den Affen so gut, daß demselben der rechte Arm vom Leibe flog. Vor Schmerz und Wuth sprang der Affe als ein unsinniges Thier wohl zehn Schuh hoch in die Höhe. Das Pferd des Ritters ward scheu und schlug mit seinen Hinterfüßen gar wüthend um sich, traf den Affen hart an die Seite und bewirkte dadurch, daß sich derselbe schreiend auf dem Boden hin und her wälzte. Jetzt sprang der Ritter behend auf die Füße, hieb dem Affen den Kopf ab, nahm das Kind vom Rasen, wickelte es so gut er konnte in seinen Mantel und saß wieder auf sein Pferd. Nachdem er seine Diener eingeholt hatte, erzählte er ihnen die Begebenheit und zeigte ihnen das Kind, worüber dieselben nicht wenig verwundert waren. Sie ritten zusammen weiter durch den Wald und wußten nicht, wohin sie endlich gelangen würden. Nach einiger Zeit geriethen sie unter eine Rotte von Mördern und Dieben, die hatten an selbigem Orte schon manchen braven Mann beraubt und erschlagen. Als sich nun der Ritter rings von den Mördern umgeben sah, schrie er zu Gott um Beistand, schonte seines Schwertes nicht und antwortete ihnen mannhaft auf ihre harten Schläge. Dem Einen schlug er das Haupt ab, daß es zur Erde fiel, und die Andern machte er so wund, daß sie ihre Waffen lassen mußten. Es waren aber noch sechs Mörder übrig, die schrien dem Ritter zu, er solle einhalten und das Kind zur Erde legen, denn sicher habe er dasselbe einem mächtigen Fürsten gestohlen. Da rief der Ritter: „Nein, Ihr Bösewichter! Wollt Ihr die Wahrheit hören, so wisset, daß ich das Kind einem Affen abgenommen habe, den Ihr noch todt im Walde finden könnet!“ Nun glaubten die Räuber noch viel mehr, daß Jener das Kind eines vornehmen Herrn geraubt habe, weil er eine so alberne Lüge vorbringe, und sprengten aufs Neue wider ihn ein, wollten eher sterben als von dem Kinde ablassen; und also

sahen sich der Ritter und seine Diener endlich genöthigt, das Kind zurückzulassen, ihren Pferden die Sporen zu geben und davon zu reiten. Die Mörder verfolgten sie eine Weile, konnten sie aber nicht einholen und kehrten daher zurück zu dem Kinde. Sie warfen das Loos, welcher von ihnen das Kind tragen solle, und das Loos fiel auf den Vornehmsten der Räuber. Derselbe trug das Kind, bis es ihm zu schwer ward; alsdann sagte er zu seinen Gesellen: „Freunde, gebet einen Rath, was wir mit dem Kinde anfangen sollen? Seine Schönheit zeigt, daß es nicht von niederer Herkunft ist. Ich meine, wir sollen es bis an das Gestade des Meeres bringen und es dort verkaufen. Dahin kommen Kaufleute aus Frankreich und vielen anderen Ländern, denen vielleicht das Kind um seiner Schönheit willen wohlgefällt und die es uns gut bezahlen." — Während nun die Räuber nach dem Meeresstrande zu gehen, finden sie unterweges den Affen todt liegen, von welchem ihnen der Ritter gesagt hatte. „Wahrhaftig, sagte da einer zum andern, der Ritter hat die Wahrheit gesprochen und hat das Kind ritterlich erlöst und erobert." Als sie nun nachher zu dem Gestade kamen, wurden sie bald von einigen Kaufleuten bemerkt, die traten zu ihnen und fragten: ob ihnen das Kind feil sei. Die Mörder sagten: „Ja, eben deßwegen bringen wir es hierher." — „Wohlan, sprach ein Kaufmann, wie hoch haltet Ihr es?" — Die Mörder sagten: „Es kann auf der ganzen Erde kein schöner Kind gefunden werden; daher, wenn es Euch Ernst um den Handel ist, so möget Ihr es um vierzig Pfund nehmen." Dieser Preis dünkte den Kaufleuten zu hoch: „Behaltet es nur, sagten sie, Ihr habt es ja doch aus eines redlichen Mannes Hause gestohlen." — „Nein, sagten dagegen die Räuber, wir haben es einem Ritter abgenommen, der das Kind von einem Affen erlöst und den Affen erschlagen hat." — „Liebe Herren, sagten darauf die Kaufleute, wollet Ihr es für zehn Pfund lassen, da-

mit ist es unser Ernst. Bedenkt es, der erste Kauf ist der beste!'' Um so geringen Preis wollten die Mörder das Kind nicht geben. Es war aber mit jenen Kaufleuten ein frommer Pilger, welcher Clemens hieß. Der sah das Kind an und fand es überaus schön; dachte, es möge wohl adliger Abkunft sein. Er faßte zu dem

Kinde eine solche Liebe, daß er nach wenigen Worten mit den Räubern einig wurde und ihnen dreißig Kronen für dasselbe gab. Die Kaufleute, welche dabei standen, spotteten des Clemens und sagten: ,,Wahrlich, Ihr scheint des Geldes und Goldes im Ueberfluß zu haben, daß Ihr so theuer einkauft!'' Clemens aber achtete auf solche spöttliche Reden nicht. Nachdem aber das Schiff, mit welchem er und die Kaufleute reisten, dahin gelangt war, wohin es bestimmt gewesen, und Clemens wie die übrigen Pilger zu Fuß weiter reisen mußte, und er den Knaben auf dem Rücken trug, da wollte ihn der Kauf ge-

reuen, den er gemacht hatte. „Was bin ich doch für ein thörichter Mann, redete er zu sich selbst, daß ich mir diese Mühe aufgeladen und ein Kind erkauft habe, das ich nun an meinem Halse schleppen muß.“ Dann aber dachte er wieder: „Gott hat mir das Kind bescheret, darum will ich mich seiner annehmen. Habe ich doch daheim nur ein einziges Söhnlein bei meinem Weibe gelassen, und wer weiß, ob es noch am Leben ist. Das Kindlein hier ist so hübsch und an Geld und Gut fehlt es mir nicht, um es aufzuziehen; so mag es denn sein!“ Darauf nahm er das Kind herum, gab ihm einen herzlichen Kuß, hing es wieder auf seinen Rücken und zog seines Weges durch Frankreich. Als ihm jedoch endlich das Kind gar zu lästig auf seinem Rücken wurde, da kaufte er demselben einen Esel und miethete ihm eine Wärterin; die nahm das Kind in den Arm und setzte sich auf den Esel, und so wanderte Clemens wie ein Zigeuner gen Paris, hatte Tag und Nacht keine Ruhe, bis er daselbst anlangte. Nachbarn und Freunde, die ihm begegneten, empfingen ihn gar herzlich, wunderten sich aber über das Kind und fragten, woher er es bringe? Da antwortete Clemens: „Ich habe es jenseit des Meeres erobert. Seine Mutter ist unterweges gestorben und so mußte ich diese Frau annehmen, obschon sie aus einem anderen Lande ist als das Kind. Ja, wäre seine Mutter gesund geblieben, die hätte ich wohl lieber mitgebracht, als diese Alte!“ Dieß sprach Clemens lachenden Mundes und zog weiter nach der Vorstadt St. Germain, wo er sein Haus hatte. Da wurde ihm von seiner Hausfrau große Ehre erwiesen und dieselbe meinte, das Kind, welches so schön war, möge ihrem Manne von einem vornehmen Herrn in Frankreich zur Erziehung übergeben sein. Als eine kluge Frau forschte sie auch der Sache nicht weiter nach, sondern sie lebten mit einander in aller Freundlichkeit, ließen das Kind taufen, nannten es Florens und erzogen es in Zucht und Tugend. Florens ward überaus

schön und holdselig, wuchs lustig heran und wurde in kurzer Zeit stark und männlich. Aber für jetzt sei genug von ihm berichtet. — Es wurde erzählt, wie die Kaiserin bei dem Brunnen eingeschlafen war, als ihr das eine ihrer Kinder von dem Affen gestohlen wurde. Sie schlief noch, als eine Löwin durch den Wald daher gelaufen kam und das andere Kindlein gewahrte, welches sanft bei seiner Mutter schlief. Die Löwin schlich sich sogleich näher und nahm das Kind in den Rachen, um es seinen Jungen als Nahrung zu bringen. Als nun die Löwin das Kind mit den Zähnen gepackt hatte, erwachte die Kaiserin und sah, wie das reißende Thier eines ihrer Kinder davon trug, und daß auch das andere Kind nicht mehr da war. Sie meinte, dieses sei schon von der Löwin gefressen worden, und nun werde sie auch das andere zerreißen. Darum fing sie an jämmerlich zu weinen, schrie zu Gott, lief dann zu dem Pferde, welches noch weidete, und legte ihm den Zaum an. Sie setzte sich auf das Pferd, indem sie einen Schwur that, daß sie nicht eher rasten wolle, bis sie die Löwin gefunden und Rache an ihr genommen hätte. Die Löwin aber lief vor der Kaiserin her und ließ damit nicht nach, bis der Wald zu Ende war. Sie lief so schnell, daß ihr die Kaiserin nicht zu folgen vermochte, sondern sie aus den Augen verlor. Doch das wilde Thier wurde auch seiner Beute nicht froh, denn als es den Wald verlassen hatte, ward es von einem starken Greif erblickt, welches ein überaus großer und gewaltiger Raubvogel ist. Der Greif fuhr mit aller Stärke auf die Löwin herunter und packte sie sammt dem Kinde so gewaltig mit seinen Klauen, daß die Löwin sich nicht zu regen vermochte. Der Vogel Greif schlug alsbald mächtig mit seinen Flügeln, erhob sich hoch in die Luft und flog weit über Berg und Thal, Wald und Wasser, und ließ sich endlich auf einer weit draußen im Meer liegenden Insel nieder. Gott behütete aber das Kind, so daß es die Löwin nicht fallen ließ, sondern es immer, ohne

ihm ein Leid zuzufügen, in ihrem Rachen behielt, bis der Greif sie auf die Erde niedersetzte. So wie jedoch der Löwe den Boden unter seinen Füßen fühlte, legte er sogleich das Kind in den Sand und packte den Greif mit grimmigem Zorne so grausam stark am Fuße, daß ihm derselbe sogleich entzwei brach und das Ungethüm vor Schmerz zur Erde niederfiel. Zwar wehrte es sich mit seinen Flügeln und seinem Schnabel so gut es konnte und als ein ergrimmtes Thier gegen den Löwen; aber es half ihm nichts, denn der Löwe fiel mit Hast über den Greif und zerriß ihn also daß er des Stärkeren Speise ward. Nachdem sich die Löwin an dem Fleische des Greifen ersättigt hatte, legte sie sich nieder zu dem Kinde, als ob sie bei ihren jungen Löwen läge. Da nun das Kindlein das Euter der Löwin erreichte und merkte, daß es voll von Milch wäre, begann es sogleich zu saugen, und als die Löwin dieß gewahrte, drückte sie ihre Brust sanft gegen das Mündlein des Kindes, damit es desto besser saugen möge. So ward das Kindlein genährt; denn Gott wollte dasselbe nicht verderben lassen. Die Löwin grub darnach mit ihren scharfen Klauen eine tiefe Grube, nahm das Kind und legte es in dieselbe, nachdem sie Reiser und Moos zu einem weichen Bett zusammengetragen hatte. Die Löwin blieb bei dem Kinde acht Tage und Nächte, leckte dasselbe mit ihrer Zunge, damit es gesäubert werde, wärmte es mit ihrem Leibe, ließ es an ihrem Euter trinken, so oft es wollte, und wenn das treue Thier hungrig war, so fraß es von dem Fleische des Greifen.

Die Kaiserin erlangt eines ihrer Kinder wieder und kommt mit demselben nach der heiligen Stadt Jerusalem.

Durch Gottes gnädige Fügung traf es sich, daß Schiffer wegen eines widrigen Windes mit ihrem Schiff an der Küste anlanden mußten, an welcher die Kaiserin angstvoll hin und her lief und ihr liebes Kind und die Löwin suchte. Als die Kaiserin

das Geschrei der Schiffsleute, welche vor Anker gingen, vernahm, eilte sie herbei und sah, daß einige Pilger aus dem Schiff an das Land stiegen. Da erkannte sie, daß die Seefahrer Christenleute wären, faßte also Vertrauen und kam näher. „Liebe Herren, redete sie dieselben an, saget mir, wo ihr hin zu reisen gedenket? Ich komme aus fernen Landen und bin eine arme Frau, welche sich in dem großen Walde verirrt hat und weiß nicht, wo in der Welt ich bin und wo ich hinaus soll!“ — „Frau, sagten dagegen die Leute aus dem Schiffe, wir wollen nach dem heiligen Lande fahren, wo unser Herr und Heiland für unser Heil gestorben und nachher aus dem Grabe erstanden ist. Wenn uns der Wind wieder günstig sein wird, so hören wir nicht auf zu schiffen, bis daß wir nach Jerusalem kommen.“ Wie dieß die Kaiserin hörte, da bat sie inständig, die Schiffer möchten sie doch mit in das heilige Land nehmen, und bat so lange, bis der Patron des Schiffes ihr erlaubte, auf die Galeere zu kommen, und nachdem sich das Ungestüm des Meeres gelegt hatte und ein günstiger Wind blies, spannten sie die Segel aus und fuhren weiter. Unterweges benahm sich die edle Frau so mild und tugendhaft, daß ihr die Schiffsleute bald alle herzlich zugethan waren und mit aufrichtigem Mitleid in sie drangen, daß sie ihnen sage, wer sie wäre und wie sie in jene wilde Gegend gekommen sei. Die Kaiserin aber hatte ihnen kein Hehl, sondern sagte ihnen aufrichtig Alles, ihren Stand und Namen und wie es ihr so traurig ergangen sei. Nachdem sie ihre Erzählung geendet hatte, da war keiner unter den Schiffsleuten, welcher nicht ein tiefes Mitleid und eine heilige Achtung bei ihrem unverdienten Unglück empfunden hätte. — Nachdem sie wiederum eine gute Weile geschifft waren, da kamen sie in die Nähe der Insel, auf welcher sich der Vogel Greif mit der Löwin und dem Kinde niedergelassen hatte. Es erhob sich abermals ein widriger Wind und zwang die Schiffer, an der Insel vor Anker zu gehen.

Unter den Pilgern aber befanden sich einige beherzte Leute, die betraten das Land, um sich umzusehen. Nachdem sie lange umhergewandelt waren, kamen sie vor eine Höhle, und wie sie hinein blickten, sahen sie die Löwin, welche eben schlief. Sie sahen auch das schöne Kind in der Höhle liegen und hatten sich von Schreck und Staunen noch kaum erholt, da erwachte das Thier und sprang mit einem gräßlichen Satze auf. Die Pilger liefen alsbald davon und entkamen mit Mühe und Noth dem wilden Thiere, welches sie verfolgte. Wie nun die andern Pilger sie so eilig und voller Angst nach dem Schiffe kommen sahen, fragten sie, was ihnen wäre; jene aber erzählten, wie sie das Kind und die Löwin erblickt hätten, und jammerten, daß sie das Kindlein nicht hätten erretten können. „Denn, sagten sie, wenn auch die alte Löwin das Leben des Kindes schont, so wird doch die Zeit kommen, wo sie Junge wirft, und diese werden das Kindlein zerreißen.“ Als nun die Sage von dem, was die Pilger erlebt hatten, auf dem Schiff umging, kam sie auch vor die Kaiserin. Da drängte sich dieselbe alsbald vor und rief: „Ach, liebe Männer, Gott sei gepriesen, daß ich diese Mähr vernehme; denn wahrlich, es ist mein Kind, welches die Löwin davon getragen! Darum lasset mich zu meinem Kinde!“ Die Pilger stellten der Frau vor, wie gewiß die Löwin sie anfallen und zerreißen werde. „Warum wollt Ihr in Euren Tod gehen, sprachen sie, erbarmet Euch über Euch selbst und gebet das Kindlein auf. Es ist besser, daß Ein Mensch umkomme, als daß ihrer zwei verderben!“ Die Kaiserin aber ließ sich von ihrem Entschluß nicht abbringen, darum sagten endlich die Pilger: „Nun, wenn es Euch denn also hart im Sinne liegt, so gehet zuvor noch zu dem Priester, den Ihr dort sitzen sehet, und beichtet ihm, denn Ihr gehet dem Tod in den Rachen, und bittet Gott, daß er Euch helfen möge!“ Die Kaiserin ging zum Priester, kniete nieder vor ihm, beichtete und empfing seinen

Segen. Hierauf wendete sie sich zu den Pilgern und bat sie, eine Weile zu warten, ob sie wiederkäme, und trat getrost an das Land. Nicht lange, so kam sie zu der Höhle, welche ihr die Pilger bezeichnet hatten, und sah ihr Kind, wie es lachend mit der Löwin spielte. Da dieses die Frau sah, erschrak sie, sank nieder auf ihre Knie, begann die Löwin zu beschwören und sprach: „Ich sage Dir bei Gott dem Allmächtigen und bei seinem Sohne, welcher am Kreuz für mich gestorben ist, daß Du keine Macht und Gewalt über mich hast!“ Kaum hatte die fromme Kaiserin diese Worte gesprochen, sieh, da zog die Löwin den Schweif zu sich, gebärdete sich wie ein zahmes gehorsames Hausthier und legte das Kind vor sich auf den Boden. Nun trat die Kaiserin ohne Furcht in die Höhle, nahm das Kind auf, umarmte es, küßte es mehr als einmal und trug es endlich in ihren Armen fort nach dem Schiffe. Die Löwin, welche sich ihres Kindes beraubt sah, folgte traurig der Kaiserin, und als diese zu dem Schiffe kam, wollte sie ihr auch dahin folgen. Die Pilger aber fürchteten sich sehr vor dem starken Thiere, wollten sich zur Wehr gegen dasselbe setzen und auch die Kaiserin nicht auf die Galeere lassen. Die Kaiserin bat aber und redete ihnen zu, so daß wenigstens sie auf das Schiff gelassen wurde. Sobald die Frau mit dem Kinde aber das Schiff betreten hatte, stießen die Schiffer eilig vom Lande, und waren damit so schnell, daß die Löwin, als sie auch auf das Schiff springen wollte, fehlte und ins Wasser fiel. Dennoch ließ das Thier nicht nach, sondern schwamm immer neben dem Schiffe her. Die Schiffer spannten alle Segel auf, um dem Thiere zu enteilen, aber es war vergebens, denn mit ihren spitzen Klauen und scharfen Zähnen klammerte sich die Löwin an das Schiff und suchte mehremal durch einen Sprung hinauf zu kommen, welches ihr endlich auch wirklich gelang. Da schrien die Pilger vor Entsetzen und meinte jeder, daß er sterben müsse. „Schützet uns vor dem Löwen, riefen

sie der Frau zu, sonst werfen wir Euch sammt dem Kinde über Bord!" — „Fürchtet Euch nicht, sagte dagegen die Kaiserin, sie wird keinem von Euch ein Leides thun." Die Löwin ging auch wirklich wie ein zahmer Hund mitten durch die Pilger hindurch, ohne einen zu verletzen, bis sie zu der Kaiserin kam. Diese hatte das Kind auf dem Arme und die Löwin hob nach demselben den Kopf empor, als ob sie es liebkosen wollte; dann aber legte sie sich der Kaiserin zu Füßen und wollte dieselbe nicht wieder verlassen. Die Kaiserin aber gewann das edle Thier sehr lieb und trug für dasselbe Sorge, indem sie ihm zu essen und zu trinken gab. Dagegen war aber auch die Löwin der Kaiserin treu ergeben und beschützte sie auf der ganzen Reise gegen jede Unbill. Es waren nämlich auch einige schlechte Leute unter dem Schiffsvolk, und als einer derselben einstmals wagte der Kaiserin unziemlich zu begegnen, da sprang die Löwin auf, packte ihn mit ihren spitzen Klauen und scharfen Zähnen und zerriß ihn sogleich in vier Stücke. Die Schiffsleute, welche dem Wunderwerke zusahen, sagten einmüthig, dem frechen Buben sei recht geschehen, und warfen den zerrissenen Leichnam in die See. Von da an wagte Keiner der Kaiserin ein Leid zuzufügen, sondern Alle erwiesen ihr die größte Ehre. Als nun die Galeere bei dem gelobten Lande ankam, da trat die Kaiserin mit ihrem Kind aus dem Schiffe und die Löwin sprang ihr nach. Darauf segnete jene die Pilger und die Schiffsleute und gab ihnen reichlichen Lohn. Diese sagten ihr dafür Dank, brachten ihr Pferd aus dem Schiffe und halfen ihr hinauf. So ritt die Kaiserin, ihr Kind im Arme haltend, noch in derselben Nacht weiter, und die übrigen Pilger folgten ihr von ferne, also daß sie am nächsten Morgen in die Stadt Jerusalem kamen. Die fromme Kaiserin ging sogleich nach dem Tempel Gottes und betete an dem heiligen Grabe, dahinein der Leichnam unsers Herrn Jesus gelegt worden war, und aus welchem derselbe nachher lebendig wieder auf-

erstanden war. Alsdann legte sie ihr Kind auf den Altar, nahm einiges Geld aus dem Säckel und legte auch dieses auf den Altar, gleichsam als ob sie sagte: „Gelobt sei Gott, denn ich habe mein Kind wieder erkauft und erlöset.“ Darnach betete sie abermals fleißig und flehte zu Gott, daß er ihren lieben Herrn, den Kaiser Octavianus, friedsam, glücklich und in Gesundheit wolle leben lassen, denn sie hoffe nicht mehr, ihn jemals wiederzusehen. Nach diesem Gebet verließ sie den Tempel, stieg wieder auf ihr Pferd und ritt durch die Stadt Jerusalem. Die Löwin aber war während der Stadt keines Fuß breits von ihr und dem Kinde gewichen, war auch mit in dem Tempel gewesen und ging jetzt, während die Kaiserin durch die Stadt ritt, hinter ihrem Pferde her. Da kam allen Leuten, welche sie sahen, große Furcht an und sie wunderten sich. Nach einer Weile begegnete der Kaiserin ein fremder Edelmann, den redete sie freundlich um Herberge an, denn sie sah ihm wohl an, daß er ein frommer, tugendreicher und edler Mann war. Der Edelmann nahm sie gern und wie es ihr geziemte in seinem Hause auf und gab Befehl, daß seine Diener sie pflegen und ihr gehorsam sein sollten wie ihm selbst und seiner Hausfrau. Solches nahm die Kaiserin mit großem Dank an und blieb lange Zeit bei dem Edelmann mit ihrem Kinde und der Löwin, welche so zahm war, daß sie Niemand etwas zu Leide that. Das Söhnlein der Kaiserin gedieh und ward von derselben um seiner wunderbaren Entführung und Rettung willen Leo geheißen, welches soviel als „Löwe“ bedeutet.

Wie Florens von seinem Pflegevater Clemens erzogen wird und demselben wenig Freude macht.

Es ist erzählt worden, wie der andere Sohn der Kaiserin von dem frommen Pilger Clemens nach Paris gebracht worden war und daselbst in der heiligen Taufe den Namen Florens er-

hielt. Derselbe ward nun tugendlich erzogen, so daß Jedermann sein Wohlgefallen daran hatte. Clemens kleidete den Knaben und hielt ihn wie seinen eigenen Sohn, welcher den Namen Claudius hatte. So oft die beiden Knaben in ihren saubern Kleidern durch die Straßen gingen, sagten die Leute hinter ihnen: „Sehet die schönen Knaben; selig ist der Vater, der so wohlgezogene Kinder hat!“ Weil Florens erst sieben Wochen alt gewesen war, als er von dem Affen seiner Mutter entwendet wurde, so wußte er nicht anders als daß Claudius sein Bruder und Clemens sein leiblicher Vater wäre. Er wurde jedoch größer und stattlicher als sein Bruder Claudius, und auch unter den Nachbarskindern war keines, das sich ihm hätte vergleichen können. Jedermann bewunderte seine Schönheit und Stärke, denn er glich an Gestalt und Gebärden ganz seinem Vater, dem Kaiser Octavianus. Daher sagten auch die Nachbarn oft, wenn sie ihn gesehen hatten: „Wahrlich, der Knabe ist kein natürlicher Sohn des Nachbar Clemens, sondern von irgend einem großen und vornehmen Herrn hat er ihn heimlich entführt.“ Die Frau des Clemens bekam solche Reden gar oft zu hören, doch schwieg sie allzeit still zu denselben, denn sie hatte den Florens so lieb wie ihren eigenen Sohn. Die beiden Knaben waren so weit herangewachsen, daß sie beide tüchtig waren ein Handwerk zu lernen, obschon Florens allewege stärker als Claudius war. Clemens nahm daher seine Frau bei Seite und berieth sich mit ihr, wozu er die beiden Knaben bestimmen sollte, damit sie später sich auf ehrliche Weise ernähren könnten. Da sagte die Frau zu ihm: „Lieber Hauswirth! unser Sohn Claudius hat wenig Kräfte und ist darum zu keiner schweren Arbeit zu gebrauchen; darum wäre meine Meinung, Du thätest ihn zu einem Wechsler und gäbst ihm was Du an Geld hast, damit er es im Handel umtreibe. So mag er, wenn er klug ist, ein reicher und berühmter Herr werden. Unser anderer Sohn

Florens, der, meine ich, wird ein tüchtiger Fleischer werden, denn er ist stark und wird ohne Mühe Rinder und anderes Vieh schlachten. Sieh, lieber Clemens, so werden unsere beiden Söhne wohl versorgt sein.“ — „Fürwahr, Frau, sprach dagegen Clemens, ich glaube daß Dein Rath klug ist und ich werde ihm folgen!“ Alsbald rief er seine beiden Söhne und sagte zu ihnen: „Lieben Söhne, Ihr sollt meinem Rathe folgen und thun wie gehorsamen Kindern geziemt.“ Dann nahm er zuerst seinen Sohn Claudius vor und sagte zu ihm: „Lieber Sohn, merke was ich Dir sage. Du sollst morgen früh zu einem Wechsler gehen, um von ihm zu lernen, wie man Gold und Münze wechselt, damit Du ein rechter Handelsmann werdest.“ — „Von Herzen gern, Herr Vater, sagte Claudius, will ich nach Eurem Willen thun; aber es wäre mir lieb, wenn Ihr mir auch meinen Bruder Florens mitgeben wolltet, damit er ein Wechsler würde wie ich.“ — „Laß den, mein lieber Sohn, sagte Clemens, der Florens soll eine andere Handthierung betreiben, bei der ihm gute und fette Bissen in den Mund kommen mögen; Du siehst ja, welch ein starker Bursche er ist, und ich denke, der wird ein gemästet Schwein wohl auf seinen breiten Rücken nehmen mögen!“ Nachdem er so den Claudius zufrieden gestellt hatte, rief er den Florens vor sich. „Florens, mein lieber Sohn, sagte er, sei ohne Furcht; Du weißt, daß ich Dir gewogen bin und Dich lieb habe, darum will ich Dich auch in ein gutes Handwerk thun. Morgen, wenn Du aufgestanden bist, werde ich Dir Geld geben, damit sollst Du zu einem Fleischer gehen und es ihm geben, damit er Dich sein Geschäft lehre. He, Junge, das wird etwas für Dich sein, denn Du hast tüchtige Glieder, und ich glaube, wenn Du einen Ochsen einmal bei den Hörnern erwischt hast, so läßt Du ihn nicht gehen, wie stark er auch ist. Dahinten im Stalle stehen zwei gute feiste Rinder, die sollst Du morgen nach dem Schlachthause treiben, da wird Dir Dein Mei-

ſter zeigen, wie Du ſie ſchlachten ſollſt. Hernach nimm ſie auf Deinen Nacken und trage ſie an den Ort, wo Du ſie verhauen und verkaufen mußt. Da ſieh zu, ſei fleißig und geſchickt mit der Wage, und thue Niemand Unrecht, ſo wirſt Du aus Einem Pfennig drei machen und Geld genug bekommen.“ Florens war bereit Alles zu thun, was ſeinem Vater gefiel. — Als nun der Tag anbrach, ſtand der alte Clemens auf, weckte ſeinen Sohn Claudius, gab ihm viel Gut an Geld und Gold und ſchickte ihn auf die Wechſelbank, damit er wechſeln und gewinnen ſollte. Hierauf weckte er auch ſeinen andern Sohn Florens, band zwei feiſte Ochſen mit den Hörnern an einander und gab ſie ihm, daß er ſie nach der Schlachtbank treibe. Wie nun Florens dort ankam, da begegnete er einem Fleiſcherknecht, den fragte er nach dem Meiſter Gumbrecht, denn dieſer ſollte ihn das Handwerk lehren. Wie der Knecht den Florens mit den beiden feiſten Ochſen vor ſich ſtehen ſah, da fragte er ihn: „Was willſt Du doch von dem Meiſter? Wie es ſcheint, willſt Du auch gern ein Fleiſcher werden?“ Florens antwortete ihm: „Ja, warum nicht? Mein Vater iſt wohl reich, daß er gut für mich ſorgen wird und ich immer Rinder, Schweine, Hammel und Schafe genug werde zu ſchlachten haben. Daher will ich das Handwerk lernen, denn mein Vater ſagt, ich würde drei Pfennige mit Einem gewinnen und gute Biſſen eſſen, wie die Fleiſcher gewöhnlich thun und dazu guten rothen und weißen Wein trinken.“ Wie ihn der Fleiſcherknecht ſo reden hörte, ſchlug er eine helle Lache auf und trieb ſeinen Spott mit ihm. „Dich hat der Teufel hergeführt, ſprach er, daß Du ein Fleiſcher werden willſt. Wart, Du ſollſt die Schlachtbank nicht zu ſehen bekommen! Scheer Dich fort in des Teufels Namen, Du Lump, willſt mit dem Handwerke Narrheit treiben! Pack Dich mit Deinen Ochſen, ehe ich Dir den Kopf zerſchlage!“ Da dachte Florens bei ſich: „Auf ſolche Weiſe komme ich nicht ins Schlachthaus;

ich will gehen und meinen Vater mitbringen, der wird mir schon einen Meister verschaffen.“ Er trieb also seine Rinder wieder nach Hause zu. Unterweges aber sah er einen Edelmann, welcher auf der Faust einen überaus schönen Sperber trug, wie ihn die vornehmen Herren zur Jagd gebrauchen, der hatte an den Füßen glänzende, hellklingende Schellen. Der Vogel gefiel dem Florens gar wohl und darum redete er den Edelmann an und fragte ihn, ob ihm der Sperber nicht feil sei, er wolle ihm darum geben was er begehren würde. Da ward der Edelmann zornig, denn er meinte, Florens wolle ihn verspotten, weil der Junge ihm gar nicht darnach aussah, als ob er den Vogel zu bezahlen vermöge. „Ja, Du Bettelbub, sagte er daher, es thut mir eben Noth, ihn Dir zu verkaufen! Führe Du Deine Ochsen ins Schlachthaus und schinde sie, dann verhandle das Fleisch, das wird Dir mehr nütz sein, als einen Sperber kaufen.“ —

„Ach mein lieber Herr, redete Florens dagegen, das Rinderschlachten ist nun einmal meine Hantierung nicht, damit mag es nicht gehen. Darum überlasset mir nur Euren Sperber, ich kann und werde ihn Euch wahrlich ehrlich bezahlen!“ Da sah der Edelmann Florens an und dachte: „Laß doch sehen, was der Junge machen will. Nun, sagte er, Du sollst den Sperber haben, aber nicht anders denn um deine beiden Rinder, und auch dafür nicht gern, denn ich behielte ihn lieber selbst.“ Florens aber war in seinem Herzen sehr froh, dachte, wenn der schöne Vogel nicht mehr werth ist als die beiden Rinder, das ist nicht viel, und so muß er mein werden. So wurden sie des Kaufes einig und Florens nahm den Sperber, der Edelmann aber trieb die Rinder in sein Haus, lachte innerlich und dachte: „Nun ist aus dem Waidmann ein Viehtreiber geworden.“ Florens dagegen trug den stattlichen Vogel auf seiner Hand und sprach zu sich selbst: „Wahrlich, heut bin ich zu einer glücklichen Stunde aufgestanden, da mir ein so vortrefflicher Tausch gelungen ist; denn der Vogel ist mehr als hundert Mark Silbers werth. Ei, wie wird mein Vater fröhlich werden, wenn er mich kommen sieht mit dem schönen Federspiel, das ich wie ein rechter Edelmann auf der Hand trage.“ Die Bürger, welche dem Tausche zugesehen hatten, lachten über Florens und verspotteten ihn, der aber ließ sich das wenig anfechten, denn er hatte seine Lust an dem Vogel, und als er bei seines Vaters Haus kam, da jauchzte er laut auf vor Freuden. Der Vater Clemens saß vor der Thür auf einer Bank, stützte sich auf einen Stecken und dachte über das Schicksal seiner beiden Söhne nach. Mein Sohn Florens, dachte er bei sich, hat nun wohl die Rinder geschlachtet, und diesen Nachmittag wird er das Fleisch verkaufen und Geld lösen. Wills Gott, so schickt er sich in sein Handwerk und lernt brav. Indeß er nun so in Gedanken sitzt, blickt er von ungefähr auf und sieht seinen Sohn Florens mit dem Vogel daher kom-

men. „Florens, rief er ihm entgegen, was ist das für ein Vogel? Wo kommst Du her? Wo sind die zwei Rinder?“ — „Ei hört nur, Vater, sagte Florens dagegen, ich habe die beiden Rinder um den Vogel gegeben, so ein schönes Thier habt Ihr Euer Lebtag nicht gesehen! Freut Euch, daß ich mit Euren Rindern einen so herrlichen Gewinn gemacht habe!“ — „Junge, sagte Clemens, ich glaube, Du hast den Verstand verloren!“ — „Bei Gott, sagte Florens, ich habe den Vogel für die Rinder bekommen. Aber sagt, Vater, wo wir den Sperber aufheben? Ich meine, in Eurer Kammer wäre er am besten versorgt, da würde ihm kein Leid widerfahren!“ — Als sich nun Clemens überzeugte, daß Florens wirklich solchen saubern Kauf gemacht hatte, da hätte er vor Schreck und Zorn fast die Sinne verloren und sagte zu Florens: „Bei Gott, Bube, wenn ich meiner nicht schonen müßte, so zerschlüge ich Dir mit diesem Stecken die Rippen und den Kopf. Du Narr! Was bringst Du mir solches Handelsgut ins Haus — bin ich denn ein Waidmann?“ — „Ach, lieber Vater, sagte nun Florens ganz betrübt, seht doch nur seine Federn, welch ein schöner Vogel das ist. Wahrlich, Ihr habt Unrecht und seid zornig ohne Noth, denn der Vogel ist eines großen Schatzes werth!“ Ueber die Thorheit des Burschen und vor Ingrimm hätte Clemens lachen mögen, faßte sich jedoch und sprach: „Nun, geh und versorge den Vogel wohl, und wenn Du seiner gut warteſt, so wird er Dich schnell reich machen; aber Du sollst nicht mehr zu essen haben, als was Dir der Vogel einbringt, damit Du merkest, welchen Nutzen er Dir bringe.“ Nachdem sich nun des Vater Clemens Zorn ein Wenig gelegt hatte, erzählte ihm Florens ganz einfältig und treuherzig, wie es ihm bei dem Schlachthause ergangen war; da vergab er ihm in seinem Herzen den Fehler und dachte, der Bursche soll nicht mehr nach den Fleischbänken gehen, sondern ich will ihn auch auf die Wechselbank schicken,

vielleicht, daß es dort besser mit ihm geht. — Bald darauf kam sein Sohn Claudius von dem Wechsler, der hatte sein Geschäft gleich am ersten Tage gut gemacht und wußte noch von dem Vogel nichts. Clemens aber nahm hernach den Claudius bei Seite und sagte zu ihm: „Sei so gut, lieber Sohn, und nimm Deinen Bruder Florens mit zu dem Wechsler, denn ich glaube, auf dem Schlachthause wird er nicht Gutes thun.“ Das nahm Claudius gern an und meinte, wenn ihm Florens nur folgen wolle, so werde er sein Bestes an ihm thun. — „Ich hoffe, sagte Clemens, daß er Dir folgen soll. Florens ist stark und es wird ihm leicht werden, Dir Morgens und Abends den Geldsack nachzutragen.“ — Florens schickte sich eine Zeit lang auf der Wechselbank recht gut an, indem ihn sein Bruder die verschiedenen Münzen kennen lehrte und ihn lehrte, wie man eine nach der andern berechne. So trieb er es einen Monat lang und der Vater Clemens hoffte schon, daß die Sache gut werden könne. Des Morgens ging Claudius nach der Börse, bestellte die Bank und bereitete den Sitz zu. Nicht lange nachher kam Florens mit dem Geldsack und wartete bei seinem Bruder, bis sie wieder zusammen nach Hause gingen. Nachdem dieß einige Zeit gewährt hatte, begab es sich auf einen Tag, als Florens wieder den Sack mit dem Gelde trug, in welchem sich wohl an 600 Pfund Münze befanden, daß ihm in der Nähe der Brücke ein schöner Hengst begegnete, der war stattlich aufgezäumt und wurde zum Verkauf geritten. Florens ging seines Weges und trug den Geldsack auf dem Rücken; als er das schöne Roß gewahrte, da blieb er stehen, schaute es verwundert an und dachte in seinem Herzen: „Ach, wie selig ist, wer ein so edles Thier besitzt und es zu brauchen versteht! Du hast Geld genug in dem Sacke, welches Niemand nütze ist. Mein Vater Clemens hat es allezeit in der Truhe liegen und Niemand wird des Besitzes froh; ja, wenn mir der Kaufmann das schöne

Roß für das Geld geben wollte!“ Alsbald trat er auch zu dem Händler heran, grüßte ihn und sagte: „Sagt, lieber Herr, ist Euch das Thier feil? Ich habe Geldes genug hier in meinem Sacke, darum sagt mir mit Einem Worte, um wieviel Ihr das Pferd geben wollt?“ Da antwortete der Roßkamm: „Wenn Du das Roß haben willst, so kann ich Dir es nicht unter dreißig Pfund Münze ablassen; es ist jung und stark und läuft vortrefflich.“ Das dünkte dem Florens gar zu wenig gefordert für ein so stattliches Thier und voller Freuden antwortete er dem Händler: „Ei Herr, ich meine Ihr thut Euch Schaden, wenn Ihr mir das schöne Pferd so wohlfeilen Kaufes überlasset; daher will ich Euch vierzig geben, damit Ihr nicht sagen könnt, ich hätte Euch übervortheilt.“ — „Großen Dank, Junker!“ sagte der Kaufmann und lachte ihn innerlich weidlich aus. Florens aber nahm seinen Sack herunter und ließ den Kaufmann die vierzig Pfund abzählen, indeß er seinen Kauf mit freudigen Blicken betrachtete. Hierauf gab ihm der Roßtäuscher den Zügel des Rosses in die Hand, grüßte ihn gar höflich und ging nach seiner Wohnung. Florens schwang sich muthig auf sein Pferd und ritt, so schnell es laufen mochte, nach seines Vaters Hause, sah sich auch mehr als einmal um, denn er fürchtete immer, der Händler möchte ihm nachreiten und das Pferd zurückfordern, weil er es ihm zu wohlfeil gelassen hätte. — Indeß saß Clemens über Tisch bei seiner Hausfrau, welche in allen Dingen fromm und gerecht war und den Florens so lieb hatte, wie ihren eigenen Sohn Claudius. Deswegen wurde sie auch von allen Nachbarn als klug und vorsichtig gar wohl gelitten. Da kam Florens mit dem Pferde vor das Haus gesprengt. Clemens sah hin, erkannte den Florens und rief ihm verwundert zu: „Ei Sohn, wer hat Dir das große Roß gegeben?“ — „Vater, sagte dieser dagegen, freut Euch, ich habe das schöne Thier für 40 Pfund gekauft von dem Gelde, welches ich nach der Wechselbank tragen sollte.

Seht, was es für Augen hat und wie es laufen kann! Hundert Pfund wären nicht zu viel gewesen!" Wie Clemens das hörte, sank er vor Zorn vom Tische zurück und verwünschte sich, daß er den Buben mit sich über Meer genommen hatte, denn nun sah er, daß ihn derselbe noch an den Bettelstab bringen würde. Dann sprang er vom Tische auf, packte den Florens mit beiden Händen bei den Haaren, warf ihn zu Boden und trat ihn mit Füßen. Er hätte ihn wohl gar todt geschlagen, wenn nicht die brave Hausfrau dazwischen gekommen wäre, ihn zurückgehalten und flehentlich gebeten hätte, daß er des Sohnes schonen möge. Dann nahm sie ihn, der noch vor Zorn am ganzen Leibe zitterte, machte ihm sanfte Vorwürfe und sagte: „Dein Sohn hat doch noch nichts begangen, was nicht adelig gewesen wäre, und wer weiß — setzte sie leise hinzu — von welcher Geburt er ist, darum ihn die Lust zum ritterlichen Gewerbe verführt." Da reute es den Vater Clemens, daß er ihn so hart geschlagen hatte, und als Florens sah, daß jener etwas milder geworden war, trat er herzu und sagte ganz demüthig: „Lieber Vater, ich bin Euer Kind, darum schlaget mich nur so oft und so viel Ihr wollet. Aber seht nur den Hengst an, ist er denn nicht ein starkes gesundes Pferd? Ich hoffe, er wird uns noch gute Dienste thun." — Da Clemens nun merkte, daß sein Sohn nicht aufhören konnte von dem Pferde zu sprechen, gedachte er der Rede seiner Hausfrau, verschmerzte den Verlust und hieß den Florens an den Tisch setzen und essen. Indem kam auch Claudius nach Hause; der hatte den ganzen Morgen auf der Wechselbank gesessen und das Geld erwartet. Wie er nun seinen Bruder an dem Tische sitzen und essen sieht, wird er zornig und sagt zu seinem Vater: „Vater, warum thut Ihr dieß an mir, daß Ihr mich den ganzen Morgen unthätig auf der Wechselbank sitzen lasset? Warum schickt Ihr mir das Geld nicht, und sitzt hier bei dem Burschen, der Euch mit den beiden

feisten Rindern schon so großen Schaden angerichtet hat?“ Als er hierauf auch das Pferd auf dem Hofe stehen sah, fragte er verdrießlich: „Wo kommt denn das grausame Thier her?“ Da erzählte ihm der Vater unter vielen Seufzern die ganze Begebenheit und setzte hinzu: „Ich mag mit dem Rosse nichts zu thun haben, mag es abwarten wer will, meinetwegen kann es Hungers sterben.“ — „Es geschieht Euch recht, sprach sein Sohn Claudius, der Bube wird Euch noch gar verderben und es wäre besser daß er niemals geboren worden! Ich werde seines Pferdes auch nicht warten; wenn das Thier den Kopf aufhebt, so meine ich, es wolle mich fressen.“ — „Thut was Ihr wollt, sagte Florens, ich will schon für das Thier sorgen!“ Und damit nahm er es beim Zügel, zog es in den Stall, gab ihm Heu und Hafer genug und machte ihm eine gute Streu. Am nächsten Morgen ließ er den Claudius allein mit dem Geldsack nach der Börse ziehen, ging in den Stall, striegelte sein Pferd, sattelte und zäumte es, labte seine Augen an ihm und dachte: „Es ist doch viel mehr werth, als ich dafür gegeben habe.“ Dann schwang er sich auf und drückte ihm die Sporen in die Seiten, daß es einen Satz nach dem andern machte und seine ganze Stärke zeigte. Es stand dem Jüngling das Reiten so wohl und adlig an, daß wer ihn sah, seine Lust an ihm hatte und ihn lobte. Als das Pferd müde zu werden anfing, ritt er es wieder nach Hause, führte es herum und fütterte es dann im Stalle. Dabei betrachtete er es immer und dachte bei sich: „Könnte mir nicht das Roß noch einmal zu Statten kommen? denn ich möchte gar gern Waffen tragen und ein Reitpferd wird mir dann nicht übel anstehen!“

Die Heiden kommen mit großer Macht vor Paris.

Zur Zeit da Dagobert ein löblicher König in Frankreich war, hatten die Heiden noch nicht lange das Land verlassen,

welches sie eine Zeit lang inne gehabt und dann im Kriege wieder verloren hatten. Die Stadt Paris war von ihnen an vielen Orten verwüstet worden, aber allgemach hatte sich das Volk wieder gemehrt, und Paris, als die Hauptstadt des Landes, ward unter Dagoberts Regierung groß und herrlich, auch fest und sicher gebaut, und da, wo vorhin ein wüster Platz gewesen war, da ließ der König dem heiligen Dionysius zu Ehren ein herrliches Münster aufführen nahe bei Paris. Die Ungläubigen konnten noch immer nicht davon lassen, sich als die Herren von Frankreich zu betrachten, und so entspann sich zwischen ihnen und dem König Dagobert ein neuer Krieg. Es saßen nämlich die Obersten der Heiden und Türken beisammen, hielten einen Rath und beklagten sich bei dem Sultan von Babylon, welcher aller Heiden Herr war, daß das französische Volk sich unterfangen habe, bei Paris einen Tempel zu bauen wider den wahren Gott Mahomets, wie sie denn auch überhaupt meineidiger Weise vom heidnischen Glauben abgefallen wären. Als der Sultan solche Rede vernahm, da tröstete er sie mit den Worten: „Wohlan, meine lieben Herren, ich will Frankreich mit meiner Gewalt von Grund aus zerstören und den, welcher sich König von Frankreich nennt, an den Galgen henken und verbrennen lassen!“ Hierauf ließ der Sultan in alle heidnische Königreiche ein Aufgebot ergehen, daß sie mit ihrer Macht zu ihm stoßen und mit ihm Frankreich zerstören sollten. Da kamen zusammen die Könige aus Arabien und Persien mit großer Macht, und der König der Riesen mit dreißigtausend Mann. Auch die Könige aus Aethiopien, Merach und Krypte blieben nicht aus und brachten mit sich zwanzigtausend Mann. Ueberhaupt war kein Heide oder Türke, der nicht gern und willig vor dem Sultan erschienen wäre. So kam auch des Sultans Bruder, der Admiral aus Persien, und hatte einen großen Haufen bei sich, also daß auf das Aufgebot des Sultans in dreißig Tagen an

hunderttausend Mann zu Roß und zu Fuß zusammengekommen waren. Einem jeden der Könige, wie er ankam, zog der Sultan entgegen, empfing ihn freundlich und hieß ihn willkommen. Unter allen der Mächtigste war aber der Riesenkönig, der begehrte mit dem Sultan zu reden und sagte zu ihm: „Herr und König von Babylon, es ist unser Aller Begehr, Ihr wollet so schnell als möglich ins Werk setzen, was Euer Vorhaben ist. Lasset Schiffe und Galeeren ausrüsten und wohl beschlagen und darauf alles Volk nach Venedig übersetzen. Denn ich gelobe Euch beim Gotte Mahomets und meiner Treue, daß, so ich über das Meer komme und den König Dagobert treffe, so werde ich ihn mit diesen meinen eigenen Händen erwürgen, und will mich nicht eher schlafen legen, bis daß ich mit meinem Heerhaufen in Paris eingezogen bin, daselbst Haus und Hof gehalten und ganz Frankreich bezwungen habe. Das Land aber soll Euch gegeben sein, König von Babylon!“ Dieser muthigen Rede war der Sultan sehr froh und er dankte dem Riesenkönig wegen seines hohen Erbietens. Er hatte keine Ruhe mehr, bis die Schiffe zugerüstet und mit Erz wohl beschlagen waren, zweitausend an der Zahl. Dann ordnete er die Wachen in seinem Lande und schickte sich zur Abfahrt an. — Der Sultan hatte zwanzig Weiber und mit ihnen dreißig starke Söhne und einige Töchter gezeugt. Unter diesen war ihm aber vor allen seinen Kindern Eine lieb, die war eine überaus schöne Jungfrau, und so schön, daß man meinte, es sei in der ganzen Heidenwelt kein holdseligeres Mädchen geboren. Ihr Leib war zierlich und edel gewachsen, ihr Mündlein war roth wie Rubin, ihr Hals weiß wie Milch und ihr Angesicht schimmerte lieblich wie eine Rose. Dazu hatte sie durchsichtige Aeuglein, die waren so klar wie Falkenaugen, ja nichts an ihrem ganzen Leibe war zu finden, das nicht untadelhaft und vollkommen gewesen wäre, und so wäre sie wohl der schönen Helena aus Griechenland zu vergleichen

gewesen, um deren Schönheit willen einst der trojanische Krieg entbrannt ist. Ihr Haar glich an Glanz und Farbe dem gelben Dukatengolde und sie wußte es gar zierlich aufzubinden. Gold, Perlen und Edelgestein glänzten ihr an Haupt und Hals und ihre Gebärden waren überaus holdselig. Diese Jungfrau, welche Marcebilla hieß, trat vor ihren Vater, den Sultan von Babylon, und bat ihn mit freundlicher holdseliger Rede, er möge ihr vergönnen, mit ihm über Meer zu fahren, denn sie hatte ein großes Verlangen Frankreich zu sehen. Auch sagte sie: „Da Ihr Willens seid mich zu vermählen, so werde ich sehen, wenn Ihr mich mit gen Frankreich nehmet, welcher König streitbar ist; denn wahrlich dem allein, welcher am ritterlichsten streitet, werde ich Liebe und Gunst zuwenden und ihn zum Gemahl nehmen. Rächet den Schaden, den Euch Frankreich gethan hat, und wenn es Euch gefällig ist, so schenket mir das Haupt des Königs Dagobert.“ — „Ja, beim Mahomet, Du sollst es haben und mit mir ziehen!“ erwiderte der Sultan und darauf ging er mit allen Fürsten und Herren zu Schiff. Es bestieg aber der Sultan mit seiner schönen Tochter und mit den dreißig gekrönten Fürsten, welche ihn begleiteten, keine gewöhnliche Galeere, sondern einen herrlichen Dreimaster, auf dem standen vier Adler aus klarem, lauterem arabischen Golde, welche ihre Köpfe und Schnäbel gegen Frankreich kehrten. Auf diesem Schiffe saß der Sultan von Babylon und ihm zur Seite seine Tochter Marcebilla. Der Wind wehte günstig und füllte die Segel, dazu arbeiteten die Ruderer ohne Unterlaß, so daß sie nach wenigen Tagen bei Venedig vor Anker gingen. Die Heiden hatten den Plan zu dem Kriege, welchen sie führen wollten, im Voraus sorgfältig entworfen; und dem gemäß schlugen sie ihr Lager in Venedig auf und verwüsteten einen Monat lang alles umliegende Land mit Sengen und Brennen. Wie Drachen ritten sie durch Städte und Dörfer, schonten weder Weib noch Kind,

weder Alt noch Jung, und ließen auf ihrem ganzen Wege an Häusern und Kirchen keinen Stein auf dem andern. Da geriethen die Fürsten und Herren der Christenheit, so viele ihrer in der Umgegend hausten, in große Noth und gaben sich in den Schutz des Königs von Frankreich. Es entstand eine große Flucht und durch diese erfuhr König Dagobert zuerst von dem Einfalle der Heiden. Als die flüchtigen Fürsten ankamen, trafen sie den frommen Dagobert über dem Bau des schönen Münsters zu St. Dionys und sprachen zu ihm: „Seid von uns gewarnt, Herr König, und versehet Euch wohl mit Kriegsvorrath, denn die Zahl der heidnischen und türkischen Feinde ist sehr groß. So Eure Macht nicht gut bestellt ist, so sind wir Alle verrathen und verloren!“ Darauf gaben sie ihm noch nähere Kunde von all den gewaltigen Streitkräften, welche gegen Frankreich aufgeboten worden waren. Der König war zwar auf solchen feindlichen Anfall keineswegs vorbereitet, doch faßte er sich bald und wendete sich mit christlicher Zuversicht an seinen Schutzpatron und sprach: „Heiliger Dionys! beschirme Dein Frankreich vor allem Unglück! Wenn die Türken und Heiden Herr über uns werden, so wird Dein Münster nimmer Dir zu Ehren vollendet werden; die Ungläubigen werden diese heiligen Mauern niederwerfen oder sie zu einem schändlichen Götzentempel entweihen. Darum, heiliger Dionys, beschirme Deine Stadt Paris!“ Hierauf schickte der König Dagobert seine Boten aus an alle Herren der Christenheit, vornehmlich aber an den römischen Kaiser Octavianus, die überbrachten an alle Fürsten die Bitte, sie möchten um Gottes willen mit ihrer Heeresmacht bei Paris zusammenkommen, auf daß ihm und ihnen geholfen werde. Nicht lange, so erhielt der König gute Botschaft und freundliche Zusage, und indeß er sich selbst mit den Seinen rüstete, trafen seine Bundesgenossen einer nach dem andern ein. Es kam aber über Meer der König von Holland und führte vierzehntausend Mann; der König aus

Irland kam mit funfzehntausend Mann, lauter beherzte Leute, und der König von England führte eine Macht, so nicht zu beschreiben ist. König Dagobert ritt ihnen mit großer Pracht entgegen und dankte ihnen aufs freundlichste für ihre Hilfe. Es lagerte sich jeder König vor einem andern Thore, und als die Heiden allmählig näher kamen und nicht fern von der Stadt ihr Lager aufschlugen, da fiel schon hier und da ein Treffen vor, noch ehe König Dagobert die Erlaubniß dazu gegeben hatte. Die Christen waren sehr streitlustig und sprachen einer zum andern: „Wollte Gott, König Dagobert gestattete es uns, so würden wir bald unsern Muth an den Türkenhunden kühlen.“ Es kam auch endlich der mächtige Kaiser Octavianus mit seinen Römern auf einem andern Wege gar stark herangezogen bis an die Stadt Paris. Fast wäre er zu spät gekommen, denn die Heiden waren schon weit in Frankreich vorgedrungen, doch kam er ihnen noch immer zu früh. Der Kaiser Octavianus hatte aber seiner Frau und seiner Kinder immer noch nicht vergessen, sondern er dachte gar oft an sie und konnte sich dabei niemals der Thränen erwehren. Er war nun willig nach der Stadt Paris gezogen, denn er dachte sich hier seines Leides einigermaßen entschlagen zu können. Wie er nun sah, daß alle Könige mit ihren Heeren außerhalb der Stadt ihr Lager aufgeschlagen hatten und vor den Thoren selbst kein Platz mehr war, so lagerte er sich mit den Seinen in der Vorstadt St. Germain. Als der König von Frankreich erfahren hatte, daß Kaiser Octavianus wohlgerüstet mit dreizehntausend Kriegern gekommen sei und vor St. Germain das Lager bezogen habe, so ritt er zu ihm mit großer Pracht in sein Zelt und bat ihn freundlich, er wolle in seinem eigenen Palast zu Paris seine Herberge nehmen. Der Kaiser dankte ihm aufs höflichste und sagte ihm, daß er diese erste Nacht bei seinem Volke im Lager bleiben wolle. Wie nun hierauf der Kaiser mit dem Könige Dagobert durch das Lager ritt, da sah

er ein stattliches Haus, wie es ein gleiches nicht in der Vorstadt St. Germain gab, und fragte den König: „Sagt mir, Herr König, weß ist das große und schöne Haus, was da vor uns stehet? Seine Mauern sind hoch und stark, und der es gebaut, hat sich die Arbeit nicht verdrießen lassen, sondern viel Kunst und Fleiß darauf verwendet. Ohne Zweifel ist der Hausherr, welcher es bewohnt, hoch angesehen!" — „Nein, wahrlich, das ist er nicht! sprach der König; das Haus gehört einem meiner Bürger, Clemens mit Namen; aber er ist ein verständiger Mann, der durch seine Klugheit, viel Sorgen und Mühen endlich zu solcher Wohlhabenheit gediehen ist. Er ist vor Jahren über Meer gewesen und da hat er ein fremdes Kind mit sich gebracht, aus dem ist ein so schöner und adliger Jüngling geworden, wie man kaum Einen in Paris sehen kann!" — Als dieß der Kaiser Octavianus vernahm, da entfuhr ihm ein Seufzer um den andern, so daß er sich des Weinens kaum enthalten konnte. König Dagobert merkte seine Bekümmerniß und fragte ihn freundlich, was ihm doch auf dem Herzen liege. Da hielt der Kaiser Octavianus nicht länger zurück, sondern erzählte aufrichtig, wie es ihm mit seinem Weibe und seinen Kindern ergangen sei. Der König Dagobert schüttelte sein Haupt und strafte den Kaiser mit weisen Worten, daß er so rasch gehandelt und sich nicht genauer nach der Sache erkundigt habe. Auch verschwieg er ihm nicht den Verdacht, den er hege, daß nämlich des Kaisers Mutter die Urheberin all dieses Uebels sei. „Wenn aber Eure Frau und Eure Kinder noch leben, fügte er hinzu, so getröstet Euch Gottes, der stark genug ist sie zu schirmen und wohl auch Eure Unlust noch in Freude zu verkehren vermag!" Hierauf beurlaubte sich der König Dagobert bei dem Kaiser und ritt nach seiner Stadt Paris zurück. Der Kaiser Octavianus aber blieb mit großem Kummer in St. Germain. — Die Türken und Heiden zogen indeß immer mehr Heeresmacht an sich und verderbten auf ih-

rem Durchmarsch das ganze Land. Vor der großen Heerschaar zog ein Haufe von zehntausend Mann voraus, die hatten kein Erbarmen mit den Christen, sondern schlugen Mann und Weib und selbst die unschuldigen Kindlein zu Tode. Dann erhob sich Heulen und Jammern im ganzen Lande, und in den ersten Tagen des Aprilmonats kam diese Vorschaar vor die Mauern von Paris und schlug daselbst ihr Lager auf. Nicht lange nachher kam auch der Sultan von Babylon. Er war aber in eitel Gold gekleidet; auf der Brust seines Rosses hing ein güldenes Kleinod mit Demanten und Rubinen besetzt; sein Bart war weiß wie Schnee und so lang, daß er bis an den Sattelknopf reichte; sein Haupt trug er gar stolz empor und goldene Knöpfe zierten dasselbe; er hatte große Augen und einen stattlichen Wuchs, so daß man nicht leicht einen Mann seines Gleichen finden mochte. Sein Pferd hatte auf der Stirn ein gekrümmtes Horn, aus lauterem Golde geschmiedet. Neben dem Sultan ritt seine Tochter Marcebilla, die war aufs Köstlichste gekleidet und mit Kleinodien geschmückt. An der Stirn ihres Pferdes hing eine goldne Sonne, mit einem Rubin, einem Smaragd und einem Demant und vielen Perlen des Morgenlandes schön verziert. Schöne Jungfrauen, Töchter von Königen und Herren, ritten, dreihundert an der Zahl, vor und nach ihr, die wären manches guten Gesellen Freude gewesen. Auch den Gott Mahomets führte der Sultan auf einem vergoldeten Wagen mit sich und betete ihn täglich auf seinen Knieen an. Also war er Tag und Nacht geritten, um so eher den König von Frankreich zu begrüßen, und nun war er endlich vor Paris erschienen und ließ sein Zelt so prachtvoll aufschlagen, daß es wohl höher zu achten war als manches Fürstenthum. Er übernachtete in demselben mit seiner vornehmsten Ritterschaft, stellte aber sorgfältig Wachen aus und schickte Kundschafter aus, um das christliche Heerlager auszuforschen. Diese kamen zurück und meldeten dem Sultan,

daß sie die Christen alle in guter Ordnung, auch Thore und Mauern wohl besetzt gefunden hätten; das Heer derselben aber sei so gewaltig, daß es unmöglich gewesen wäre, die Zahl der Krieger zu erkunden. Es war aber bei dem Sultan eben der Riesenkönig zugegen, der ward sehr zornig über ihre Rede und sprach zu dem Sultan: „Ich will nicht Ruhe haben, bis diese Stadt sammt dem ganzen französischen Lande zerstört ist, so daß kein Stein auf dem andern bleibt!" Viele Türken aber, die auch jene Botschaft vernommen hatten, entsetzten sich vor den Christen und meinten heimlich in ihren Herzen: „Ach, wenn wir doch zu Hause geblieben wären." Nachdem die Boten wieder waren entlassen worden, da kam die Jungfrau Marcebilla vor ihren Vater und bat ihn mit holdseligen Worten, daß er ihr vergönnen möge vor die Stadt Paris zu reiten, weil sie große Lust habe dieselbe von Nahem zu sehen. Der Sultan erlaubte es ihr auch, befahl sie jedoch in den Schutz des Riesenkönigs, worüber dieser nicht wenig erfreut war, denn er fand auf diese Weise eine Gelegenheit sich bei dem Sultan in Gunst zu setzen, und überdieß war er der Jungfrau von Herzen hold und zugethan. Den Franzosen und ihren Verbündeten ging der Muth nicht aus, als sie die Ungläubigen so nahe an die Stadt Paris rücken sahen, und sie schwuren zusammen, daß sie sich alsbald mit ihnen messen wollten. Da sprach der König von Spanien: „Ich will den ersten Angriff thun;" und Octavianus der Römer Kaiser rief: „Ich will Mann für Mann wider den Sultan streiten!" und deßgleichen gelobten auch die Könige von England und Schottland zu thun. Ein Jeglicher aber wappnete sich und rüstete sich zur Schlacht.

Florens streitet wider den Riesen und erlegt ihn.

Während sich König Dagobert und die übrigen Könige sammt allem Volke zur Schlacht gegen die Heiden vorbereiteten, kam ein

ungestalteter Bote aus dem heidnischen Lager, der hatte auf dem Rücken einen großen Höcker und seine Augen standen eine Hand breit auseinander. Dazu hatte er noch krumme Schenkel, eine plattgedrückte Nase, einen dicken Kopf und war über alle Maßen häßlich anzusehen. In seiner Hand trug er statt einer Peitsche ein Seil mit scharfen Knöpfen, mit dem schlug er sein Pferd zwischen die Rippen. Wie ihn also einige Franzosen daher kommen sahen, liefen sie alsbald in seine Nähe und staunten ihn an wie ein Meerwunder. Der häßliche Kerl aber ritt durch die französischen Heerhaufen und schrie mit gellender Stimme: „Wo ist Dagobert, König von Frankreich, welcher Ehre und Ruhm in der Stadt Paris behauptet? Ich bringe ihm Botschaft von meiner gnädigen Herrin, der Tochter des mächtigen Sultan von Babylon, und habe mit ihm zu reden.“ Da dieß die Franzosen hörten, wunderten sie sich alle, daß ein so haariger häßlicher Kerl zum Boten erkiest sei; führten ihn aber doch vor den König, damit sie hörten, was sein Anbringen wäre. Als nun aber der mißgestaltete Mensch vor den König kam, kniete er nieder und sprach mit gellender Stimme zum König und allen anwesenden Herren: „Merket auf, Herr König in Frankreich! Meine gnädigste Herrin Marcebilla, Prinzessin von Babylon, entbeut Euch, daß sie gekommen sei, Euch und das Eurige zu verderben. Darum hat sie das Land verwüstet und jetzt ihr Lager vor dem Thore von Paris, auf dem Berge aufgeschlagen, welcher Montmartre genannt wird; läßt Euch auch fragen, ob Ihr gemuthet seid die Stadt Paris zu beschirmen, oder ob Ihr gutwillig Euch ergeben wollet? Weiter entbeut sie Euch, daß morgen zur rechten Tageszeit ihr Geliebter vor der Stadt Paris erscheinen wird im Panzer und mit Schild und Speer, wie es einem Streiter geziemt, und derselbe bereit ist mit dem mannlichsten Ritter zu kämpfen, den Ihr unter Euch finden möget. So Ihr aber keinen unter Eurer Ritterschaft findet, der es mit

ihm wagt, so wird der Kämpfer meiner gnädigsten Frau doch nicht unbestritten von Paris abziehen, sondern morgenden Tages wird die Stadt Paris von ihm bestürmt werden. Darum, Herr König, bedenket Euch kurz, was Ihr zu thun gedenket!" Darauf erwiderte der König: „Lieber Freund, so der Liebhaber Deiner Herrin Lust zu streiten hat, so soll ihm dieß wohl gewährt werden, und mag er sich morgenden Tages zur rechten Stunde auf dem Kampfplatz einfinden." Da sagte der Bote dem Könige großen Dank, fügte aber noch hinzu: „Doch wahrlich, es wird Euch gereuen, denn ehe ein Monat vergangen ist, wird meiner Herrin Liebling Eure königliche Krone auf seinem Haupte tragen und Euer Volk getilgt und ausgerottet haben!" Mit solchen Worten schied er vom Könige, ritt eilend zurück zu der Tochter des Königs von Babylon und meldete ihr was er mit seiner Botschaft ausgerichtet habe. Als solches der Riesenkönig vernahm, da wußte er sich kaum zu lassen vor Freude und verhieß der Jungfrau, daß er am nächsten Morgen sicher vor der Stadt Paris erscheinen und allen Franzosen Fehde ansagen wolle; ja, wen er in seine Gewalt bekäme, den wolle er mit seinen Händen in Stücke zerreißen. Dieß gefiel der Jungfrau und sie lobte ihn um seiner muthigen Rede willen. Am andern Tage vor Sonnenaufgang wappnete sich der Riesenkönig vom Kopf bis zu den Füßen, nahm aber weder Spieß, noch Speer, noch Hellebarde, sondern allein sein gewaltiges Heidenschwert. Auch wollte er auf kein Roß sitzen, sondern frei und ledig zu Fuß gehen, denn er war bei zwölf Schuh lang. Nachdem er seine Rüstung angethan, trat er vor die Jungfrau, beurlaubte sich und ging geraden Weges nach Paris zu. Wie er vor die Stadt gekommen war, da zog er sein Schwert heraus und schrie mit lauter Stimme: „Ich streite, ich streite für meine Herzallerliebste. Wer da Lust hat, der komme, so will ich sein nicht fehlen!" Wie die in Paris solches Geschrei vernahmen, da lie-

fen sie eilend auf die Mauern, und als sie den entsetzlichen Riesen gewahrten, erschracken sie über alle Maßen und wagte sich Keiner vor die Mauer hinaus. Auch König Dagobert wurde nicht freudig zu Muth, wie ihm der Riesenkönig gezeigt wurde. „Heiliger Dionysius, rief er, schirme Dein Münster und bitte Gott für uns, auf daß uns die Ungläubigen nicht verderben.“ Es war aber kein Fürst noch Herr, der es wagen wollte mit dem Riesen zu streiten, bis ein junger edler Ritter aus Frankreich vortrat und sprach: „Fürwahr, wir sind nicht eines faulen Apfels werth, wenn Keiner unter uns ist, der Herz hat diesen Feind zu bestehen! Bringet mir Harnisch, Schild und Speer, Stiefel und Sporen, zumeist jedoch mein Pferd und mein Schwert; denn ich habe Lust mit dem Riesen zu streiten!“ Da ward der Ritter in Eile gewappnet und hatte ein gutes Roß, das er bestieg. Er nahm seinen Speer in die Hand und ritt, sich zu versuchen, einigemal die Gasse auf und ab, dann beurlaubte er sich bei dem Könige, der große Freude an ihm hatte, und das Stadtthor ward ihm aufgethan. — Als nun der junge Held auf dem freien Felde war, da ritt er alsbald auf dem kürzesten Wege nach dem Riesen hin. Die Franzosen lagen auf den Zinnen der Mauer und wollten sehen wie er sich helfen würde. Wie der Riese den christlichen Ritter ersah, wurde er fast zornig, denn er achtete es für einen Spott, daß er mit einem so kleinen Männlein streiten sollte. Doch der Ritter rannte muthig wider den Riesen und stach ihm durch dem Panzer. Aber der Speer drang nicht in den Leib des Riesen und dieser stand unerschütterlich wie ein Thurm. Dabei war er nicht träg, sondern ersah sich seines Vortheils und that eh sichs der Ritter versah einen solchen Griff nach ihm, daß er ihn am Halse erwischte, ihn aus dem Sattel hob, wie eine Feder auf seine Achsel legte und mit ihm gemächlich dem heidnischen Lager zuschritt. Da lag der Ritter auf der Schulter des Riesen und konnte sich nicht

rühren, so fest hatte ihn der Riese. Aber in seinem Herzen schrie er zu Gott und allen Heiligen um Hilfe, denn ihm war nicht anders als ob ihn der lebendige Teufel gepackt hätte und trüge ihn geraden Weges der Hölle zu. Der Riese eilte zu seiner Herzliebsten, der schönen Jungfrau Marcebilla. Er wurde von ihr gar freundlich empfangen, und nachdem er sie mit gefälligen Worten begrüßt, setzte er seinen Gefangenen vor ihr auf den Boden und gab ihn der Jungfrau zum Geschenk. Der junge Ritter aber meinte nicht anders, als daß er nun auf der Stelle werde sterben müssen. Doch die Königstochter hatte Erbarmen mit ihm, denn im Grund ihrer Seele war sie den Christen nicht feind; sie drang aber mit strengen Worten in ihn, daß er gestehen solle, warum gerade er, ein also kleiner Mann, wider den Riesen zum Streit gezogen sei. Da erzählte ihr derselbe denn, wie es gekommen war, und kniete dann ehrerbietig vor der Prinzessin nieder. Diese bewunderte seine Kühnheit, hieß ihn den Panzer von sich legen und sich gütlich thun. Da meinte der Ritter erst recht, daß es ihm nun an das Leben gehen werde; doch es ward ein gutes Mahl aufgetragen und um seinen ritterlichen Muth zu ehren, hieß ihn die Fürstin zu Tische setzen und fröhlich sein. Nun merkte er wohl, daß ihm die Jungfrau das Leben schenken wollte und dankte ihr, indem ihm die Thränen in die Augen traten. Es ward aber ein prächtiges Nachtmahl mit großer Freude und Frohlocken gefeiert, um des Sieges willen, welchen der Riesenkönig im Felde gewonnen hatte. Des folgenden Morgens grüßte die Jungfrau ihren Liebsten und der Riesenkönig bat sie mit zierlichen Worten um einen Kuß, als erstes Zeichen ihrer Liebe. Die Jungfrau aber wies ihn zurück, indem sie sagte: „Ja, so Ihr mir den König von Frankreich bringet, wie Ihr mir diesen Ritter gebracht habt, dann werde ich Euch einen freundlichen Kuß geben.“ Ueber solches Versprechen freute sich der Riese hoch, neigte sich tief vor der Dame

seines Herzens und wappnete sich dann abermals zum Streite. Nicht lange nachher erscholl seine gewaltige Stimme dicht vor dem Thore von Paris: „Hier steh ich bereit alle Stunden zum Streit, gesandt von Marcebilla, meiner Geliebten! Höre mich, König Dagobert, denn Dir soll es übel ergehen, so Du Deine Stadt Paris nicht in unsere Hände gibst! Du wirst keinen Ritter mehr finden, der mit mir streiten mag!" — Es waren auch wirklich alle Fürsten und Herren zu Paris so erschrocken, daß keiner Lust empfand, es wider den Riesen zu wagen. Dagobert, der fromme König, schaute um sich und sprach: „Nun denn, so wappnet mich behend, denn ich selbst will Leib und Leben gegen diesen teuflischen Riesen wagen und mit Gottes Hilfe ihn umbringen; wo nicht, so mag er mich zu Tode schlagen! Heiliger Dionys, du wirst nicht dulden, daß Dein Münster unvollendet bleibe, darum komme Du mir zu Hilfe." — Wie der Kaiser Octavianus diese Worte hörte, da sprach er zu Dagobert: „Das wolle Gott nicht, daß Ihr selbst mit dem Riesen kämpfet, vielmehr erlaubt, daß ich hingehe und den Kampf wage!" Das wollte wieder der König von Frankreich nicht gestatten und so stritten sie mit einander um die Ehre des Kampfes. — Während solches geschah ging der Bürger Clemens durch die Straßen von Paris und hinter ihm anstatt eines Dieners sein Sohn Florens. Da sahen sie nun die Fürsten auf dem Balkon des Schlosses gar traurig bei einander stehen und Florens fragte seinen Vater, worüber jene so bekümmert wären. „Ach lieber Sohn, sagte Clemens, Du weißt ja, daß die Ungläubigen vor Paris liegen. Nun ist unter ihnen ein mächtiger Riesenkönig, der Liebhaber der Tochter des Königs von Babylon, der fordert männiglich zum Kampf heraus. Es will sich aber Keiner an ihn wagen, weder Herr, noch Ritter, noch Knecht, denn er hat ganz plötzlich einen mannlichen Ritter überwunden, als ob er ein neugebornes Kindlein gewesen wäre.

Darüber sind die Fürsten so erschrocken; denn wäre nur der Riese besiegt, so möchten die übrigen Heiden bald aus dem Lande geschlagen werden.“ — „Wie? sprach Florens, hat denn der Riese den Ritter gefressen?“ — „O nein, entgegnete Clemens, er nahm ihn sammt seinem Panzer auf die Achsel und trug ihn so nach dem Zelte der Jungfrau.“ — „Ei, rief der Jüngling, wenn mir doch solches widerführe, das sollte mich wenig schrecken! Mit Jungfrauen ist gut handeln!“ — „Lieber Sohn, erwiderte der Vater, Du bist wohl ein wackrer und frischer Junge; aber denke nur wie stark und groß der Riese ist. Es ist wohl kein Wunder, wenn die Fürsten bekümmert sind.“ — Nun begann Florens seinen Vater inständig zu bitten, daß er ihn möge seine Stärke versuchen und mit dem Riesen streiten lassen. „Hab ich doch, sprach er, einmal ein Pferd, welches mich theuer genug zu stehen kommt!“ Clemens redete lange und nach allen seinen Kräften dem Jüngling sein tollkühnes Vorhaben aus, dieser aber drohte endlich, daß er so wie er stünd, ohne Waffen, sich an den Riesen machen wolle. Da ward der Vater zornig und rief: „Nun so fahr hin und lebe nach Deinem Willen! Wenn Du aber meinem Rathe folgtest, so bliebst Du daheim und ließest den Riesen in Frieden. Ich kann Dir keinen schönen und festen Harnisch geben. Einen alten Krebs habe ich, den hat der Rost zerfressen und die Armschienen sind voller Schmutz. Seit dreißig Jahren habe ich kein Waffenstück mehr auf dem Leibe gehabt und mein Spieß ist krumm und schwarz von Rauch. Ich bin lieber hinter dem Ofen gesessen als zu Feld gezogen, denn Harnischtragen bringt selten Nutzen, wohl aber viele Schläge!“ — „Vater, sagte Florens dagegen, das schadet Alles nichts; gebt mir nur das alte Eisen wie es ist. So rostig Eure Waffen auch sind; ich will schon Ehre mit ihnen einlegen. Und wenn ich auch schöne glänzende Waffen dafür kriegen könnte, die alten wären mir lieber.“ — „Nun,

so will ich Dir die rostige Rüstung holen, sagte Clemens verdrießlich, ich weiß ja, daß Du damit nur ausgelacht wirst. Aber Gott der Allmächtige möge Deine Seele bewahren, wenn Du auf Deiner Tollheit bestehst.'' — Nun war Florens vergnügt und stak gar bald in dem rostigen Harnisch. Vater Clemens setzte ihm den alten Helm auf, der war inwendig voller Spinnweben und von außen ganz schwarz; Mäuse und Ratten hatten lange in ihm genistet. Auch das Schwert gab er ihm, das hatte dreißig Jahre nicht die Scheide verlassen und war so eingerostet, daß es sich nicht wollte herausziehen lassen. Da nahm es Clemens beim Kreuz und sein anderer Sohn Claudius faßte die Scheide, und zogen so hart, daß endlich Beide rücklings sich niedersetzten und hatte Clemens das Schwert und Claudius die Scheide in der Hand behalten. Die Beiden hätten lieber geweint als gelacht, dem Florens aber gefiel es, daß er scherzend zum Vater Clemens sagte: ,,Wahrlich, Vater, Ihr habt schon lange keinen Zückfrevel bezahlt, das merkt man Eurem Schwerte an!'' Clemens sagte dagegen: ,,Weißt Du was, mein Sohn, hänge das Schwert lieber ohne die Scheide um, dann brauchst Du beim Ausziehen nicht auf den Rücken zu fallen.'' So wechselten sie Scherzreden mit einander, dann aber brachte Clemens dem Florens das Roß, welches dieser mit seines Vaters Gelde erstanden hatte. Das Pferd war stattlich anzuschauen, wohl gesattelt und gezäumt; da lachte dem Florens das Herz im Leibe, als er das edle Thier erschaute, schwang sich hinauf und rief: ,,Wo ist der Riesenkönig? Nun gebt mir nur noch den Speer.'' Da brachte ihn Vater Clemens herbei, er sah aber gar kläglich aus, denn er hatte seit langen Jahren als Hühnersteige Dienst gethan. ,,Nun, fahr wohl, lieber Sohn! sprach Clemens: Gott möge Dir Gnade verleihen, daß Du Ehre einlegst an diesem Tage. Ich will Dich bis zum Stadtthor begleiten und auf der Zinne Acht haben, wie es mit Dir geht. Je

tüchtigere Streiche Du dem Riesen versetzest, desto mehr wirst Du mir lieb sein!" — „Vater, sagte Florens, ich will Euren Willen thun, so ichs vermag. Noch an diesem heutigen Tage soll König Dagobert des Riesen Haupt erhalten." Hierauf nahm Florens auch von seiner guten Pflegemutter Abschied, welche herzliche Thränen um ihn weinte, und von seinem Bruder Claudius. In seiner rostigen Rüstung ritt er durch die Straßen von Paris und Clemens ging neben ihm. Die Bürger aber, welche ihm begegneten, blieben stehen und spotteten seiner. „Ei seht, rief einer, welch ein stattlicher Ritter, wie sauber seine Rüstung ist und wie sie so lustig in der Sonne flammt!" — „Lasset ihn nur reiten, sagte ein anderer, der wird uns großen Nutzen schaffen. Wenn den die Heiden sehen, kriegen sie einen solchen Schreck, daß alle davon laufen." — „Was wettet Ihr, rief ein dritter, der will wider den Riesen streiten und des Königs von Babylon Tochter freien." Die Fürsten und Herren hatten nicht weniger ihr Gespött mit ihm, Florens aber stellte sich als ob er nichts hörte und ritt ruhig fort bis zum Thore. Zu derselbigen Stunde war der Riesenkönig abermals vor das Thor gekommen und hub zu schreien an: „Ihr Pariser, Ihr Bastarde, wollet Ihr nicht das Thor aufthun? Es soll Euch wahrlich übel ergehen, denn Ihr müßt alle von meiner Hand sterben und Euer Gott vermag nichts dawider. Euren König Dagobert werde ich an den Galgen henken, und was nicht umkommt, das soll schmählich von Stadt und Land gejagt werden und nimmermehr wiederkommen!" Die Wächter auf den Thoren hörten das freche Schreien und zeigten es den Fürsten und Herren an, welche sich nicht wenig darüber entsetzten. Florens aber, wie er des Riesen Geschrei vernahm, hatte keine Ruhe mehr, und die Wächter mußten ihm das Thor aufthun und ihn hinaus lassen. Da liefen nun die Bürger von Paris auf die Mauern, denn sie merkten jetzt, daß der rostige Ritter wirklich

nichts Andres im Sinne habe als mit dem Riesen zu streiten. Es setzte sich aber auch der gute alte Clemens auf die Mauerzinne, um seinen Sohn sehen zu können, und rief noch seinen Segen auf ihn herab. Florens sprengte aber schon gegen den Riesen zu, und als dieser ihn kommen sah, da rief er ihm entgegen: „Fürwahr, Du glänzender Ritter, Du magst dem billig Dank sagen, der Dich gewappnet hat. Beim Gotte Mahomets, Dein Harnisch und Deine Rüstung sind lustig anzusehen, ich meine, Du hast wohl eine Pfütze zur Rüstkammer. Was willst Du? Warum kommst Du hierher? Du bist doch nicht mit mir zu streiten gemeint? Kehr um, alter Degen, und sage Deinem Könige Dagobert, er solle selber kommen, mit mir zu streiten. Mit einem so verrosteten Ritter zu kämpfen brächte mir Schande!" Als er diese schimpflichen Worte vernahm, zitterte Florens vor Zorn und sprach zum Riesen: „Hei, spotte nur, Du ungeschlachter Wicht, Du sollst bald süße Worte machen! Dein Haupt will ich dem König Dagobert übergeben, kein anderes Geschenk verlang ich von Dir!" Nach diesem rannte Florens mit seinem guten Pferde gegen den Riesen und sprach ein leises Gebet. Da stand ihm Gott in seinem ersten Ritte bei, daß er den Riesen mit dem Speer auf den Boden rannte. Er hatte ihn durch und durch gestochen, daß ihm der Spieß eine Klafter lang aus dem Rücken ragte. Das Blut schoß zur Erde wie Wasser aus einem Röhrbrunnen und der Riese war mit seinem eigenen Blute besudelt bis an die Ferse. Wie der alte Clemens auf der Mauer jenen Stoß sah, da dankte er Gott mit großen Freuden und sprach: „Gesegnet sei die Stunde, in der ich Dich über Meer getragen habe!" Der Riesenkönig schäumte vor Zorn über den bösen Stoß, lag auf der Erde und holte mit seinem gewaltigen Schwerte aus. Florens aber gedachte des Ritters, den der Riese hinweggetragen hatte, und auf daß es ihm nicht eben so gehe, wich er ein wenig mit seinem Pferd auf die Seite und faßte des Riesen

Streich mit seinem rostigen Schwerte auf, welches er nicht zu ziehen brauchte, da es ihm ohne Scheide an der Seite hing. Dann holte auch er zu einem Streiche aus und traf so gut und stark, daß er dem Riesen den linken Arm abschlug, daß derselbe auf die Erde fiel. Den Streich sah Clemens abermals und schrie: „Gott stärke Dich! Mein Herz freut sich, wenn es Dich ansieht! Glückselige Stunde, wo ich mir diesen Sohn gekauft! Wahrlich, das Geld, welches Du um das Pferd gegeben, das hast Du wohl angelegt! Deines rostigen Harnisches wird kein Franzose mehr spotten! Schlag ihm den andern Arm auch entzwei, mein Sohn, daß er sich in den Tod geben muß!“ Florens hörte das Geschrei und sah wie Alle mit seinem Vater voller Freuden waren, die auf der Mauer standen. Den Riesen grämte sein Arm und er sprach in großem Zorn: „Du Bösewicht hast mit Deinem rostigen Schwerte mir einen übeln Schlag versetzt und mich schwer beschädigt. Meine aber nur nicht, daß Du mich überwunden habest. Nein, beim Gotte Mahomets, und wenn fünf starke Ritter Dir zur Seite ständen, sie müßten alle mit Dir sterben!“ — Florens rief dagegen: „Du lügst! Mit mir ist der lebendige Gott!“ Dabei nahm er sein Schwert in beide Hände und that auf den Riesen einen harten Streich, davon ihm der Helm vom Kopfe fiel. Der Riese aber war auch nicht unbehend, er packte den Florens bei seinem Schilde und gedachte ihn damit an sich zu ziehen. Florens aber ließ den Schild fahren, daß ihn der Riese in der Hand behielt. Der schleuderte den Schild hoch in die Luft, daß ihn Florens nie wieder bekäme, und schlug darauf ernstlich auf diesen ein. Er traf ihn auch mit der Faust so auf den Schenkel, daß Florens fast rücklings vom Pferde gestürzt wäre, doch kam er alsbald wieder in den Steigbügel. Clemens auf der Mauer hatte das Alles gesehen und schrie nun in großer Angst: „Mein Sohn Florens, ich glaube Du schläfst. Erwache von Deinem Schlummer, denn wenn Du

von dem Riesen überwunden wirst, so ist ganz Frankreich verloren!" Florens hörte das Geschrei seines Vaters und machte sich mit seinem Schwerte wiederum an den Riesen. Er versetzte ihm einen solchen Streich auf die Schulter, daß ein großes Stück des harten cappadocischen Leders, in welches der Riese gekleidet war, zur Erde fiel sammt einem Stück von des Riesen eigenem Fleische. Das Blut lief zu Boden, als ob ein Stier geschlachtet worden wäre, und wie der Riesenkönig sein Blut so fließen sah, da wäre er lieber bei der schönen Jungfrau Marcebilla gewesen, denn er empfand Einen über sich, der war sein Meister, und solchen hatten seine Augen noch nie gesehen. Bald aber erholte er sich von seinem Entsetzen und eilte mit großem Grimm auf Florens zu. Dieser wich einige Schritt hinter sich, doch der Riese verfolgte ihn, schlug und traf sein Roß zwar nur mit dem flachen Schwerte, doch so, daß es taumelnd zur Erde stürzte. Florens lag dem Roß auf dem Rücken, säumte nicht lange, sondern sprang herab auf seine Füße. Es kam ihm jedoch eine Sorge an, daß er den gewaltigen Riesen im Kampfe zu Fuß nicht werde bestehen können. Die Ritter, welche auf der Mauer standen und zusahen, schrieen alle mit Einer Stimme: „O du starker Gott, komm unserm jungen Ritter zu Hilfe, daß er den grimmen Verfolger Deiner Christenheit überwinden möge!" Der alte Clemens hob seine Hände empor und betete. Dem Riesen machte das Angstgeschrei auf der Mauer wieder Muth, daher trat er auf Florens zu und sagte ihm: „Nun ist Deine letzte Stunde gekommen. An diesem Tage will ich Frankreich in Dir überwinden. Obschon Du mir einen Arm abgeschlagen hast, so soll es mir doch nicht schaden, denn ich habe einen Arzt, der weiß auch solche Wunden wieder zu heilen." Florens dagegen sprach: „Ich habe noch viel bessere Hilfe bei mir. Mit mir ist der lebendige Gott und seine Gnade! Obwohl Du mir den Schild genommen hast, so sollst Du mich doch nicht überwinden." — „Laß sehen, schrie

der Riese, wie stark Dein Gott ist!" Dabei schlug er so gräßlich mit seinem großen Schwert auf Florens los, als wollte er ihn mit Einem Streich von einander hauen. Florens aber war

viel zu behend, sprang aus dem Streich und wehrte sich so ritterlich, daß ihm der Riese keinen Schaden zu thun vermochte. Der ward in der Hitze des Kampfes immer wilder; übersah endlich die Schanze, an der sie fochten, strauchelte über einen Stock und that einen so harten Fall, daß der Boden erzitterte. Schnell nahm Florens seinen Vortheil wahr, sprang mit seinem alten Schwerte herbei und gab dem Riesen also harte Schläge, daß er endlich sterbend gar kläglich um Gnade flehte. Aber Florens sagte: „Gott allein sei die Ehre! ihm, der mir geholfen hat; darum, Du falscher Heide, mußt Du sterben!" und mit diesen Worten hieb er dem Riesen das Haupt vom Rumpf und sagte: „Dieß Haupt soll ein Ehrengeschenk für meinen König Dagobert

sein!'' Das Haupt war aber so groß, daß es Florens mit aller seiner Stärke kaum an seinen Sattelknopf zu binden vermochte. Während des Kampfes war sein Roß von dem Stoße wieder genesen und aufgestanden. — Clemens und Alle, die auf der Mauer waren, dankten Gott mit lauter Freude, daß er dem Florens so viel Gnade verliehen. Sie sprangen von der Mauer und eilten zum Thore hinaus ihm entgegen, denn sie glaubten nicht anders als daß der junge Ritter zur Stunde mit ihnen in die Stadt reiten würde. Florens aber hatte noch ein andres Begehren. Er gab denen, die ihm entgegen gekommen waren, das Haupt des Riesen und befahl ihnen, dasselbe dem König Dagobert zum Geschenk zu bringen; ihn selbst aber mußten sie seines Weges reiten lassen. So ging denn sein Vater Clemens mit den andern Franzosen in die Stadt zurück und brachte dem König Dagobert das Haupt des Riesen. Derselbe konnte des Staunens und der Freude kein Ende finden.

Florens suchet die Prinzessin Marcebilla auf und gewinnt ihre Liebe.

So wie Florens allein auf dem Felde war, that er sich selbst einen Schwur, nimmermehr nach Paris zurückzukehren, er hätte denn des Königs Tochter aus Babylon gesehen. Er hatte so viel von ihrer wunderbaren Schönheit gehört, daß er gar keine Ruhe hatte, bis er ihres Anblickes theilhaft würde. Darum hörte er nicht auf zu reiten, bis er zu dem Berge Montmartre kam, wo das Lager der Jungfrauen in Zelten aufgeschlagen stand. Die Heiden sahen aber den Florens auf sie zu geritten kommen, und redeten unter einander: ,,Sehet doch zu, was will dieser trefflich gerüstete, rostige Ritter? Beim Gotte Mahomets, sein Harnisch glänzt sehr, obwohl zumeist von Rost! Sehet wie schön sein Speer bemalet ist; freilich hat es niemand gethan als der Rauch. Auch sein Schild ist trefflich aufgeputzt und sein Schwert bedarf keiner Scheide, denn der Rost ist ihm

ein genügender Ueberzug. Wahrhaftig, seine Rüstung zeigt etwas Vornehmes an; laßt uns ihn gefangen nehmen und ihn mit sammt seiner Bekleidung dem Riesenkönig übergeben, so wird ihn dieser gewiß zu unserm Hauptmann machen, denn seine Rüstung zeigt an, daß er ein vortrefflicher Held ist.“ Ohne es zu ahnen, redeten die Heiden die Wahrheit. Florens ritt inzwischen auf das Zelt der schönen Marcebilla zu, welche sich gerade mit ihren Jungfrauen vor dem Zelt im Grünen erging, denn sie hatte ihr Lager an einem lustigen Orte aufschlagen lassen. Auf der einen Seite desselben war ein kleines dichtbelaubtes Wäldchen, in welchem die Nachtigallen bei Tag und bei Nacht gar lieblich sangen; auch waren grüne Matten da, mit bunten Blumen schön verziert, allwo die Jungfrauen Blümlein brachen und manchen Kranz daraus wanden. Auch Marcebilla hatte einen Kranz gewunden und dachte denselben dem Riesenkönige zu geben, wenn er vom siegreichen Streite nach Hause käme. Auf der andern Seite des Lagers floß das rasche Wasser der Seine, welche ein stattlicher Fluß bei Paris ist, so daß man keinen anmuthigeren Platz zu lagern hätte wählen können. Die Jungfrau Marcebilla selbst war köstlich gezieret; sie hatte ein grünes Seidenkleid an, welches zu Alexandrien in Aegypten verfertigt und mit lauterm klaren Golde verbrämt war. Ihr Haar war nach der Sitte des Morgenlandes mit edlen Steinen geschmückt, in denen sich die Sonne hell spiegelte und die einen solchen Glanz von sich gaben, daß Florens von ferne glaubte, der Glanz käme von den Waffen der Heiden, welche zur Huth der Jungfrauen dahin abgeordnet wären. Darüber erschrak er anfangs ein wenig; doch das brennende Verlangen, das er nach der unbekannten Jungfrau trug, gab ihm alsbald wieder Muth, daß er vorwärts und auf der Prinzessin Lager zu eilte. Als die Jungfrau aufblickte und einen Ritter von ferne so ernstlich auf ihr Zelt zu reiten sah, verwunderte sie sich über diesen

unerwarteten Anblick und mit ihr alle ihre Jungfrauen. Diese trieben aber ihr großes Gespött mit der rostigen Rüstung des Fremden und am meisten spottete seiner die Jungfrau Marcebilla selbst und endlich sagte sie lachend: „Ich glaube gar, er hat unsern Helden, den Riesenkönig getödtet, denn sein Schwert ist noch voll Blutes, wenn es nicht Rost ist.“ Da hub eine andere Jungfrau, welche nach der Fürstin die Erste war, um dieser zu gefallen ganz feierlich an: „Fürwahr, Prinzessin, Ihr habt Unrecht, des rostigen Ritters so zu spotten! So wahr mir der Gott Mahomets helfe, mein Blut fängt an seinethalb sich zu bewegen, und das ist kein Wunder, denn er ist gar zu schmuck und schön! Ach könnte ich ihn doch mit meinen Armen umfangen, wie wollte ich seine verrostete Schönheit herzen!“ Und noch war des Spottes nicht genug, denn eine andere Jungfrau stand auf und sprach: „Laßt ihn doch zufrieden mit Eurem Spotten. Der rostige Ritter ist meiner Augen Trost, und sobald ich mit ihm reden kann, soll er mein Buhle werden!“ So spotteten sie um die Wette; aber Florens wußte nicht davon, sondern trabte nur ernstlich auf das Zelt der Jungfrau zu und dachte: „Ich will auf dieser Reise Leib und Leben wagen, und so ich nicht einen Kuß von des Sultans Tochter erlange, so kehre ich nimmermehr nach Paris zurück!“ Marcebilla stand vor ihrem Zelte still und war begierig, was der rostige Ritter begehren würde. Florens aber benahm sich wie Einer, der sich auf derlei Händel wohl versteht, und that als ob er ihrer nicht achtete, bis er sie überraschen zu können hoffte. Da wandte er plötzlich sein wohl abgerichtetes Pferd, faßte die Prinzessin beim Arme und schwang sie mit großer Gewandtheit zu sich auf den Sattel. Nachdem er sie aber einmal auf sein Roß hatte, da drückte er sie an seine Brust und gab ihr manchen Kuß, denn der Pfeil der Liebe hatte sein Herz getroffen. Zugleich ritt er mit ihr eilend davon. Der Fürstin Marcebilla war kläglich zu

Muthe. Sie wußte nicht, wer ihr Räuber sei, ob Christ oder Heide, und rief jammernd: „O Gott Mahomets, ist denn kein frommer Held da, der mir zu Hilfe kommt? Ach, mein Vater, ich werde Dich nimmer wiedersehen!“ Auf ihr und der übrigen Jungfrauen Hilfegeschrei eilten Heiden und Türken herbei, schwangen sich schnell auf ihre Pferde und jagten dem Ritter mit ihren Spießen und krummen Säbeln eilig nach, um ihm die Jungfrau wieder abzunehmen. Florens aber gab die Hoffnung nicht auf, mit Hilfe seines guten Rosses ihnen zu entkommen. Er setzte die Jungfrau vor sich auf den Sattel zur Rechten und indem er sie vielmal küßte, rief er: „Billig soll der fröhlich

sein, der einen solchen Schatz erbeutet hat. Aber bekümmert Ihr Euch nicht so schwer, holde Jungfrau! Seid fröhlich mit mir, denn Ihr seid der Trost und das Leben meines Lebens und in kurzer Zeit werdet Ihr mein Ehgemahl sein!“ Die Jungfrau

schwieg still und seufzte nur manchmal auf. Jetzt hatten ihn die Heiden fast eingeholt und Florens sah, daß er sich zur Wehr setzen müsse. Die Heiden schrieen ihm laut zu: „Ei du Böse-wicht, halte still und laß des Sultans Tochter zurück, wenn Du nicht von unsern Händen sterben willst!“ Florens merkte wohl, daß er die Jungfrau nicht behalten konnte, wurde daher ganz traurig, küßte sie noch zweimal inbrünstig und behielt, da sie sich sträubte, einen Aermel ihres schönen Gewandes in sei-nen Händen; dann ließ er sie mit großem Herzleid vom Sattel auf die Erde gleiten. „Lieber wollte ich, sagte er noch, alles Andre was ich habe verlieren, denn Euch; das aber sei Euch gelobt: in kurzer Zeit will ich wieder bei Euch sein und mein ganzes Leben lang sollt Ihr dann meine Herzgeliebte bleiben. Denn wisset, daß ich Euch ritterlich dem Riesenkönig, Eurem Buhlen, abgestritten habe! Von mir erschlagen liegt er auf dem Felde vor Paris und sein Haupt habe ich dem Könige Da-gobert geschenkt. Vor seiner Werbung werdet Ihr fortan Ruhe haben!“ Die Jungfrau hörte wohl die freundlichen Worte des Ritters, aber sie schrie unaufhörlich um Hilfe. Bald hielten mehr denn hundert Heiden den tapfern Florens umringt und drangen alle mit großem Geschrei grimmig auf ihn ein. Da fei-erte er auch nicht und fuhr mit seinem rostigen Schwert unter sie, daß mancher zu Boden fiel und viele riefen: „Das ist kein Mensch, sondern ein lebendiger Teufel aus der Hölle!“ Diese Worte hörten zwei Könige aus der Heidenschaft und fragten: „Wo ist der grausame Teufel, daß wir ihm seinen Sold bezah-len!“ — „Hier bin ich!“ rief Florens und schlug sich als-bald mit ihnen, daß sie Beide zu Boden fielen und ein Jammern unter den Heiden entstand. Da wollte der Admiral aus Persien den Schaden rächen und rannte mit seinem Speer gegen Florens, um ihn zu durchbohren. Aber Florens traf ihn mit seinem räuch-rigen Spieß eher, so daß er seine Waffen fallen ließ. Schnell

warf Florens den Spieß von sich, ergriff sein Schwert ohne Scheide und hieb dem Admiral mit Einem Streiche, die Hirnschale entzwei, daß er zu Boden fiel und todt auf der Erde lag. So hatte Florens nach einander zwölf Heiden erschlagen, als ihrer aber immer mehr wurden, da mußte er sich wohl endlich zur Flucht wenden. Wie er nun vor den Heiden floh, da sah er seinen Vater Clemens mit zweihundert wohlgerüsteten Franzosen, welche der König Dagobert ihm zur Hilfe geschickt hatte, daherreiten; und gewiß hätten ihn die Heiden auf der Flucht noch ereilt und umgebracht, wenn der Vater Clemens nicht gekommen wäre. Nun wendete sich Florens wieder gegen die Heiden und mit den zweihundert Franzosen schlug er die Feinde und jagte sie in die Flucht. Die Jungfrau Marcebilla hatte sich schon in ihre Zelte gerettet, sonst wäre sie gen Paris geführt worden. Die Türken und Heiden, welche den Ritter verfolgt hatten, mußten sämmtlich ihre Hälse hergeben, bis auf zwei, die ließen die Christen übrig, damit sie dem Sultan die Niederlage verkündigen könnten. In Clemens aber, so alt er auch gewesen, war ein rechter Kriegsgeist gefahren, daß er von Allen das Beste gethan hatte, und wär es seinem Rathe nach gegangen, so wären die Franzosen bis Montmartre geritten, wo die Jungfrau Marcebilla ihr Lager hatte. Florens aber wollte dieß seinem Vater nicht zugeben, weil die Heiden dort ihrer dreitausend wären: „und doch, setzte er hinzu, wenn ich meinem Pferde trauen dürfte, so wollten wir die Sache versuchen!“ Denn sie waren Alle freudig und beherzt. Während sie sich noch so beriethen, kam ihnen Kundschaft, daß die Feinde durch den unerwarteten Angriff in großer Bestürzung wären und schon auf die Flucht dächten. Da beriethen sich Florens und sein Vater nicht lange mehr, sondern rannten auf die Türken los und nöthigten sie Panzer und Gewehr im Stich zu lassen und gen Dampmartin in das Hauptlager des Sultans zu flüchten. Auf der Flucht er-

schlugen die Franzosen an zweitausend Mann, plünderten das Vorlager der Heiden und führten an sechstausend Mark Goldes als Beute nach Paris. Das reisige Volk konnte dem Florens nicht genug Ehre erweisen; die Ungläubigen aber sprachen: „Heut hat uns der Gott Mahomets gänzlich verlassen und wenn er uns nicht besseres Glück gibt, so müssen wir mitten im Christenlande umkommen!“ In großem Schrecken kamen sie nach Dampmartin vor den Sultan und klagten ihm ihre Noth. Der Sultan sprach: „Seid ohne Furcht, ich habe in meinem Lager noch fünfundzwanzig Könige und Geld und Mundvorrath auf volle vier Jahre.“ Wie sie ihm nun aber weiter den Tod des Riesenköniges und die Begebenheit mit seiner Tochter Marcebilla berichteten, da fiel der Sultan von Babylon vor Zorn und Kummer zu Boden. Als er wieder zu sich selbst gekommen war, da schwur er bei seiner koniglichen Krone, er wolle das ganze Land Frankreich verwüsten, alle Franzosen niedermachen und den König Dagobert elendiglich umbringen. Während er noch sprach, kam seine Tochter Marcebilla mit allen ihren Jungfrauen auf der Flucht daher geritten. Sie ward vom Pferde gehoben, kniete mit weinenden Augen vor ihrem Vater nieder und grüßte ihn mit klagenden Worten. Der Sultan hob sie auf und tröstete sie: „Laß ab, liebe Tochter, sagte er, von Deiner Bekümmerniß; es soll sicher nach Deinem Willen geschehen. Der Christ, welcher Deinen Geliebten getödtet hat, soll eines bösen Todes sterben; ich werde ihn zu Asche verbrennen lassen! Jetzt aber gehe mit Deinen Jungfrauen in Dein Zelt; erhole Dich und pflege des Schlafes!“ — „Euer Wille geschehe, mein Vater! sprach die Jungfrau: aber mein Verlangen steht heftig nach den Christen, daß ihr Muthwille nicht ungerächt bleibe, und wäre es nur, weil der rostige Ritter unter ihnen ist, der mich fast eine Meile Weges entführt hat und mich ohne Erbarmen nach Paris gebracht hätte, wenn nicht große Macht unter-

weges gewesen wäre!“ Hiermit nahm sie Urlaub von ihrem Vater und ging mit ihren Gespielen in ihr Zelt. Hier ward die Jungfrau gar sanft gebettet; lag aber doch hart und übel auf ihren weichen Kissen und hatte die ganze Nacht keine Ruhe. Den lieblichen Kuß, den ihr Florens gegeben hatte, den konnte sie nimmermehr vergessen. Ihr ganzes Herz war von Liebe zu ihm entzündet, und wenn sie vor dem Einschlafen mit ihren Jungfrauen von andern Dingen reden wollte, so nannte sie unversehens den rostigen Ritter. „O Gott Mahomets, sprach sie da zu sich selbst, wie ist mir zu helfen! Ich bin krank und habe Leides die Fülle! Unglücklich war die Stunde, in der ich den rostigen Ritter das erstemal gesehen habe, noch viel unglücklicher der Augenblick, in dem er mir den ersten Kuß gab! Es war ein Kuß, der brannte auf meinen Lippen und tief in mein Inneres hinein, als wollte er mich tödten. Als er mich auf sein Roß hob, wie war da seine Gebärde so fürstlich, männlich und mächtig! Gott Mahomets, warum hast Du ihn nicht in Deinem Glauben geboren werden lassen! Und ach, wenn er hier zugegen wäre, ich könnte ihm meine Liebe nicht versagen! Kein andrer Christenmann soll je in meine Nähe kommen; aber dieser Ritter, wenn er Dich, Gott Mahomets, anbeten lernt, muß mir zu Theil werden!“ Als Marcebilla am andern Morgen vom Lager erstanden war, da fühlte sie sich so schwach, daß sie die Dienerin rief und sich das Lager noch einmal bereiten ließ. Dann legte sie sich wieder nieder, konnte aber keine Ruhe finden und legte sich bald auf diese, bald auf jene Seite, und gebärdete sich, daß es zum Erbarmen war. Sie konnte es auch nicht lange im Bette aushalten, erhob sich wieder und hatte keine Ruhe. Die Jungfrauen, welche solches mit ansahen, konnten endlich nicht mehr dazu schweigen. „Liebe Herrin, sprachen sie, was liegt Euch so schwer auf der Seele, mit welcher Krankheit seid Ihr beladen?“ — „Ach, ich weiß es selbst nicht! erwiderte

Marcebilla; und wenn ich es wüßte, so darf ich es doch Euch nicht eröffnen.“ Da drangen die Gespielinnen nur um so mehr in sie; und endlich nach langen Bitten erzählte sie ihnen die Ursache ihrer Krankheit. „Wisset, liebe Freundinnen, sagte sie, der rostige Ritter, der so häßlich gewaffnet nach Montmartre kam, der hat mich in solche Pein gebracht, die mich Tag und Nacht betrübt, denn er hat den Pfeil der Liebe mir mitten durchs Herz geschossen, so daß ich ihn nimmermehr vergessen und nimmermehr Freude haben kann, als bis ich ihn mit meinen Armen umfangen habe. Wenn dieses aber geschehen ist, so darf er nicht von mir gehen, bis er meinen Willen gethan und den Gott Mahomets angebetet hat. Thut er dieß nicht, so soll man ihn verbrennen oder schimpflich an den Galgen henken!“ Auf diese Rede antwortete ihr eine von den Jungfrauen, die war des Königs von Asia Atymedes Tochter: „Edle Jungfrau, was kümmert sich Euer Herz um einen solchen armen, vielleicht unedlen Ritter? Könnt Ihr doch aus seiner rostigen Rüstung entnehmen, weß Adels und Standes er sein mag. Ueberdieß ist er ein Christ und unserm Glauben aufsätzig; darum ist mein Rath: schlaget ihn Euch aus dem Sinn. Euer Vater hat noch manchen Königssohn am Hofe, so daß er Euch wohl Eurer Würde gemäß vermählen kann. Wollet also des Ritters vergessen!“ — „Ach, erwiderte Marcebilla, wie kann man dessen vergessen, was das Herz am liebsten hat! Auch kann er nicht von niederer Geburt sein; seine adligen Gebärden, sein holdes Gespräch zeigen an, daß er hohem Stamme entsprossen ist, so rostig er auch einhergeritten kam. Ja, wisset nur, wenn er mir nicht zu Theil werden kann, so werde ich darüber mein Leben verlieren!“ Also führte sie seufzend ihre Klagen fort und ihre Jungfrauen vermochten nicht sie zu trösten.

Florens wird zum Ritter geschlagen.

Nach dem Siege über die Heiden zog Clemens mit den Franzosen freudig und mit reicher Beute in die Stadt Paris ein. Dem Florens ward sein rostiges Schwert vorangetragen. Fürsten und Herren ritten ihm mit großen Ehren entgegen. Alle Welt begehrte den tapfern Ritter zu sehen und gab ihm das Geleit bis in des Königs Dagobert Palast. Als aber Florens und die Ritter sich anschickten von ihren Rossen abzusitzen, da eilte ihnen der Kaiser Octavianus entgegen und half dem Helden Florens aus den Steigbügeln, und wußte nicht, daß es sein eigener Sohn war, dem er solches that. Nachdem Florens abgestiegen war, nahm er sein rostiges Schwert und wurde von sämmtlichen Fürsten in den Palast des Königs geleitet. Hier trat er vor den König Dagobert, kniete nieder und sprach: „Allergnädigster Herr, mein Vater Clemens hat Euch des Riesen Haupt übergeben und hier bringe ich das rostige Schwert, mit dem ich die Gabe erobert habe. Es gehöret Euch, wie Euch das Haupt des Gefallenen gehört.“ Da sah der König Dagobert mit Ernst dem Florens ins Angesicht, dankte ihm mit lauter Stimme und hieß ihn aufstehen und an seine Seite sitzen. Dieß schlug Florens dem König in aller Ehrerbietung ab, indem er sprach: „Nein, es ziemet mir nicht neben einem Könige zu sitzen!“ Aber Dagobert nöthigte ihn und sagte: „Du hast es verdient und morgen zur rechten Zeit will ich Dich zum Ritter schlagen; dann sollst Du bei mir wohnen und großes Gut von mir empfangen. Wenn ich in der Schlacht bin, so sollst Du bei mir stehen und meinen Königsstab vor mir hertragen!“ Als der alte Clemens den König so reden hörte, konnte er sich nicht halten, Einspruch zu thun und rief dazwischen: „Ach, Herr König, lasset meinen Sohn Florens zufrieden! Es ist nicht mein Wille, daß er zum Ritter geschlagen werde, denn alsdann wird er nicht mehr bei mir daheim bleiben. In alle Scharmützel wird er reiten und

vielleicht auch selbst geschlagen werden, daß sich mein Herz um ihn kümmert. Mein Wunsch und Wohlgefallen ist, daß er ein Wechsler werde, das ist auch eine Hantierung, die Nutzen und Gewinn bringt!'' Darauf sprach Florens: ,,Lieber Vater, wenn es des Königs gnädiger Wille ist, daß ich ein Ritter werden soll, so lasset es Euch wohlgefallen und saget dem Könige Dank dafür!'' Da warf sich Clemens auf seine Kniee und sprach: ,,Herr König, meinem Sohne geschehe nach Eurer Majestät Gefallen! Doch ich bitte Euch, lasset nicht zu viel dabei aufgehen; denn, ach, Ihr wisset nicht, wie viel mich dieser Sohn bis auf diesen Tag schon gekostet hat!'' Der König Dagobert mußte lachen und sagte: ,,Florens, es ist mein königlicher Wille, daß Du morgen zum Ritter geschlagen werdest!'' — Hierauf ließ der König das Haupt des Riesen auf eine Stange stecken und diese mitten in der Stadt auf einem weiten Platze aufstellen, damit alle Menschen das Wunder sehen konnten, welches geschehen war; und als es wieder Morgen geworden war, wurden Fürsten und Herren zusammengeladen, um dem Ritterschlage beizuwohnen. Da kam zuerst Kaiser Octavianus, den eine besondere Zuneigung zu Florens trieb. Er wußte nicht wie ihm war, aber so oft er den Jüngling ansah, mußte er an Weib und Kinder denken und er konnte sich nicht halten, daß er zu ihm ging, ihn umarmte und küßte. Nächst ihm waren der König von Spanien und der von Irland beflissen dem Florens gar eifrig zu dienen, und auch der Fürst von Oestreich und sonst viele Herren erwiesen ihm große Ehre. Nun wurden ihm Rücken- und Brustharnisch mit goldenen Spangen köstlich geziert; der Kaiser Octavianus legte ihm Armzeug und Beinschienen an, der Fürst aus Oestreich setzte ihm den Helm auf, der mit goldenen Knöpfen herrlich geziert war. Zuletzt steckte ihm der König von Frankreich einen goldenen Ring an den Finger und sprach: ,,Der Gott, der alle Dinge erschaffen hat,

der wolle Euch erleuchten und beschirmen, daß Ihr im ritterlichen Stande mit Ehren und Gesundheit verharren möget!" Clemens hatte ruhig gewartet, bis diese Dinge zu Ende sein würden, als er jedoch sah, daß sein Sohn noch keine Sporen hatte, sprach er in seiner Einfalt: „Fürwahr, gnädiger Herr König, ich will meinem Sohne Florens die Sporen anlegen!" Der König sprach lachenden Mundes: „Clemens, wenn dieß denn einmal Euer Wille ist, so muß ich mir es auch wohl gefallen lassen!" Da kniete Clemens nieder und wollte seinem Sohne die Sporen, die aus gutem Golde waren, umthun; aber der gute Mann hatte vergessen, wie man sie anlegen müsse und zog sie ihm also verkehrt an. Wie es aber lange nicht gehen wollte, da wurde er zornig und sprach: „Ich weiß nicht, welcher an den rechten Fuß gehört, denn sie sind beide auf Eine Form gemacht. Auch hab ich in dreißig Jahren und drüber keine Sporen angelegt und den Heiden bin ich gestern ohne Sporen entgegen geritten. Der Böse hat es mir eingegeben, daß ich mich des Dinges jetzt unterfangen habe." Darüber mußten Fürsten und Herren und auch der neue Ritter Florens herzlich lachen. Clemens bemühte sich indeß so lange, bis es ihm endlich gelang, und nun mußte Florens sich aufrichten und ward von allen Fürsten und Herren beschauet und gelobt. — Hierauf ließ der König Dagobert in einem schönen Garten einen Pfahl aufrichten, an dem wurden zwei starke Panzer und zwei mächtige Schilde befestigt, und dorthin wurde Florens in großem Triumphe geführt. Mancher Fürst und Herr, Ritter und Knecht ritten ihm nach. Der König aber sprach zu ihm: „Florens, mein werther Freund, Ihr sollt den alten Brauch Frankreichs halten und als ein Ritter mit Eurem Speer wider den Pfahl rennen!" Der alte Clemens aber, der nahe dabei stand, sprach: „Gnädiger König, mit Verlaub, das ist ein närrischer Brauch in Frankreich; es wäre viel nützer, der Stich wäre auf einen Heiden gerichtet, als auf

einen Panzer!“ Die Fürsten und Herren lachten über diese einfältige Rede und Florens sprach: „Lieber Vater, seid zufrieden! Zu einer andern Zeit wollen wir auch nach den Heiden stechen; dießmal aber will ich des Königs Willen vollbringen, denn ich soll sein Ritter sein.“ — „So gebe Gott Dir Glück und Heil, erwiderte Clemens, daß Du den Panzer erlegest!“ Florens tummelte sein Roß und rannte so ritterlich wider den Pfahl, daß er die zwei starken Panzer und die zwei neuen Schilde durchrannte, daß sie in Stücken zu Boden fielen. Da rief das Volk, welches zuschaute: „Gott gebe dem starken Ritter Glück und Heil! Gewiß ist er aus königlichem Geschlecht geboren! Vor Allen auf Erden soll ihn König Dagobert an seinem Hofe hochhalten; denn so er nur noch kurze Zeit lebt, wird er uns alle Heiden aus dem Lande jagen!“ Das glückhafte Rennen des neuen Ritters machte dem Könige Dagobert große Freude, und er ging auf Florens zu und reichte ihm aus herzlicher Liebe die Hand, desgleichen that auch der Kaiser Octavianus, denn diesem war Niemand lieber als Florens. Darauf führte ihn der König wieder in seinen Palast und Clemens folgte ihnen nach, denn er wollte sich seines Sohnes überall freuen. Es war aber im Schlosse ein köstliches Mahl bereitet und Fürsten und Herren waren zum Schmause geladen. Saitenspieler, Geiger und Lautenschläger, Trommler und Trompeter waren aufgestellt und spielten um guten Lohn köstliche Stücke auf. Da ward dem alten Clemens gar bang zu Muth und dünkte es ihn allzuviel, denn er dachte an die Rinder und das Roß und meinte, er werde auch heut am Ende für seinen Sohn die Zeche bezahlen müssen; und weil er nicht wußte, wie es Brauch am Hofe war, so holte er einen Stecken und schlug auf die Spielleute los, indem er rief: „Ihr Lotterbuben, wollt Ihr auch schmarotzen? Seht Ihr nicht, daß mein Sohn ohnedieß zu viel aufgehen läßt und mich zum Bettler macht?“ Da die Musikanten sahen, wie ungebärdig Cle-

mens sich anstellte, fürchteten sie, es möchten noch Mehre mit Prügeln nachfolgen und flohen deßwegen mit leeren Magen zum königlichen Schlosse hinaus und waren übel zufrieden. Wie Florens von diesem Handel Kunde erhielt, schämte er sich für seinen Vater, rief ihn zu sich und sprach: „Vater, was denket Ihr doch, daß Ihr so grobe Thorheit begehet, und die Spielleute, welche mir zu Ehren erschienen sind und den Fürsten und Herren, so wie allen Jungfrauen Freude und Kurzweil bereiten sollen, so schmählich vom Hofe gejagt und ihnen ihre Instrumente zerschlagen habt? Wahrhaftig, sie müssen ihnen doppelt wieder bezahlt werden!“ Da erschrak Clemens und sagte: „Ach, mein lieber Sohn, ich habe es nicht recht verstanden. Ich meinte, sie wären nur des Schmarotzens wegen gekommen; wenn es aber der Fürsten und Herren Wille ist, so werde ich sie eilends wieder holen.“ Alsbald lief auch der Alte zum Palaste hinaus und den Spielleuten nach. Wie ihn aber diese mit dem Stecken in der Hand daher rennen sahen, liefen sie noch viel mehr, und je heftiger Clemens ihnen nachschrie, desto eifriger liefen sie, so daß er sie nicht einzuholen vermochte. Im Saale entstand über dieses Alles ein lautes Gelächter und die schönen Jungfrauen mußten ungetanzt nach Hause kehren. — Nun nahm der Kaiser Octavianus des Augenblickes wahr, faßte den Ritter an der Hand, hieß ihn neben sich niedersitzen und sprach zu ihm: „Lieber Florens, saget mir die lautere Wahrheit; ist der alte Clemens Euer rechter Vater von Geburt?“ — „Erhabener Kaiser, erwiderte Florens, darüber kann ich Euch keine gewisse Auskunft geben, denn ich weiß nur, daß er mir so lieb ist, als ob er mein rechter Vater wäre. Jedoch ist es wahr, daß seine Hausfrau anderen Leuten gesagt hat, er habe mich am Gestade des Meeres gefunden und einen guten Theil des Weges auf seinem Rücken getragen und dann auf einem Esel vollends nach Paris gebracht. Dann hat er mich in St. Germain als

sein Kind auferzogen bis auf diese Stunde. Ob sie recht hat, oder mich nur verleugnen will, das weiß ich nicht. Mir aber wird es bei Euch, Herr Kaiser, so wohl zu Muth, als ob Ihr mein rechter Vater wäret, denn ich weiß keinen Menschen auf Erden, den ich lieber sähe, als Eure kaiserliche Majestät.'' — ,,Habt Ihr Eure rechte Mutter gekannt?'' fragte der Kaiser. ,,Ich habe sie, erwiderte Florens, mit Wissen nie gesehen.'' Da erkannte der Kaiser Octavianus, daß Florens sein leiblicher Sohn sei. Das Herz im Leibe wollte ihm zerspringen und doch mochte er seine eigene Missethat nicht offenbaren, aber fast wäre ihm das Wort entfahren: ,,Ja, Du bist mein rechter Sohn; die Stimme der Natur ist es, die aus Dir redet.'' Doch er schluckte die Rede noch nieder und so blieb die Sache stehen. Inzwischen wurde das Mahl aufgetragen und Jedermann setzte sich zu Tische, und der köstlichen Speisen wollte kein Ende werden. — Der alte Clemens war bestellt, die Pforte zu hüten. Es war ihm aber noch immer bange, daß er am Ende die ganze Zeche bezahlen müßte. Darum sann er darauf, wie er sich eines Unterpfandes versichern könnte. Als nun das Mahl vorüber war und die Fürsten vom Tische aufstanden und jeder sein Oberkleid suchte, es anzulegen und Abschied zu nehmen, fand keiner das seinige, und die Diener, welche darum befragt wurden, vermochten keine Auskunft zu geben. Es hatte sich aber Clemens der Kleider, ohne daß es Jemand bemerkt hatte, bemächtigt und sie verborgen. Die Fürsten lachten und sagten: ,,Merkt auf, was daraus werden wird. Solches ist uns noch niemals geschehen!'' Clemens aber stand nicht ferne und hörte das Gemurmel. Da lachte er in die Faust und dachte bei sich selbst: ,,So fängt man die Mäuse! Hätt ich die Kleider nicht weggenommen, sie wären wahrhaftig fortgegangen und hätte Keiner einen Pfennig bezahlt!'' Endlich aber, als die Herren anfingen sich laut zu beschweren, sprach Clemens mit lauter Stimme: ,,Liebe Herren,

seid unbesorgt, ich habe die Kleider aufgehoben und sie sind unverloren. Aber das sage ich Euch, Ihr werdet sie nicht erhalten, Ihr habt denn zuvor die Zeche bezahlt! Ha, meinet Ihr, ich werde Euch so heimschleichen lassen?'' Als Florens dieß hörte, wurde er zornig und wußte doch nicht, wie er die Sache zurecht setzen sollte; er schämte sich vor den Fürsten und wollte doch auch seinem Vater keine Schmach anthun, denn er hatte ihn sehr lieb. So zornig er auch war, so sprach er endlich doch lachenden Mundes: ,,Lieber Vater, gebt uns die Kleider wieder!'' — ,,Nein, wahrhaftig nicht, versetzte Clemens, sie haben denn zuvor bei Heller und Pfennig bezahlt, was an Unkosten aufgegangen ist.'' Da mußten Alle, die es hörten, lachen, und Florens stellte den Alten damit zufrieden, daß er sich bei ihm mit seinem Pferde verbürgte. Darauf erhielten die Herren ein Jeder das Seinige und schieden unter fröhlichem Gelächter von einander.

Florens sieht die schöne Marcebilla wieder.

Der Tag war verflossen und die Nacht herbeigekommen; doch Florens konnte nicht schlafen, denn er dachte ohne Unterlaß daran, wie er den Sultan in seinem Feldlager sehen könnte, und nicht den Sultan allein, sondern auch dessen schöne Tochter Marcebilla. Das brennende Feuer der Liebe flammte in seinem Herzen, und nach langem Hin- und Herdenken hielt er es nicht länger in seinem Bette aus. Mitten in der Nacht stand er auf, rief seinem Kämmerling, hieß ihm Harnisch, Armzeug, Kragen, Helm und Schwert und was sonst zur Rüstung gehört, bringen, wappnete sich und befahl dem Diener, sein Roß zu satteln. Während sich Florens nun wappnete, fragte ihn der Kämmerling, wohin er zu reiten gedächte. Doch Florens gab ihm weiter keine Antwort, als: er solle unbekümmert um ihn sein, denn er werde bald wiederkommen. Dann setzte er sich zu Pferde

und ritt um Mitternacht durch die langen Gassen von Paris bis ans Thor. Als er an die Pforte kam, weckte er den Thürhüter und sprach: „Guter Freund, öffne mir die Pforte, denn ich habe ein Geschäft zu verrichten, welches Dir und allen Franzosen zu Gute kommen soll.“ Da sagte der Thürhüter: „Lieber Junker, es kann nicht sein, denn es ist mir von unserm Herrn dem Könige bei Verlust meines Lebens verboten.“ — „Ach, sprach Florens, es soll Dir kein Ungemach daraus erwachsen; glaube mir, es wird Dir vom Könige wohl belohnt werden.“ Und nun redete er dem Wächter so freundlich mit Gelde zu, daß dieser ihm endlich heimlich das Thor aufschloß und ihn hinaus ließ. Hierauf ritt Florens fröhlich fort und legte noch vor Tage die fünf Meilen bis in das Feldlager des Sultans zurück. Als der Tag anbrach, war er nicht mehr fern von den heidnischen Zelten. Diese waren alle köstlich zubereitet, aber das Zelt des Sultans übertraf alle andere, denn es war mit Gold und Edelsteinen bedeckt und gab einen hellen Schein von sich. Aus den Zelten der Heiden ertönten Pfeifen, Trompeten und Posaunen und ein gräuliches Geschrei, davor sich Florens einen Augenblick entsetzte. Doch alsbald gedachte er wieder seiner vorigen Thaten und des Kampfes mit dem Riesenkönige, ermannte sich als ein Held und sprach zu sich selbst: „Es gehe wie es will, noch heute muß ich den Sultan in seinem Lager sehen und mit ihm reden und ihm sagen, was mein Vorhaben gegen ihn ist.“ Als er jedoch nun die große Menge der Heiden sah, da wurde er wieder unschlüssig. „Soll ich mit ihnen streiten, dachte er, so sind ihrer zu viele, als daß ich nicht erliegen müßte; soll ich meinem Rosse die Sporen geben, so haben sie so rasche Pferde, daß ich nicht entrinne.“ Indessen stieg er vom Pferde, hieb einen Zweig von einem Oelbaume und hing sich den vor die Brust. Dann bestieg er sein Roß wieder und dachte sich für einen Boten auszugeben, der mit dem Sultan zu unterhandeln hätte. So

befahl er sich denn dem allmächtigen Gotte und ritt auf das feindliche Lager zu. Einige gewaffnete Heiden sahen ihn kommen, und als sie in ihm einen Christen erkannten, rannten sie auf ihn zu, in der Absicht, ihn niederzuhauen. Wie sie nun aber den Oelzweig auf seiner Brust gewahrten, welcher auch bei den Heiden ein Zeichen des Friedens ist, wagten sie nicht ihm ein Leid zuzufügen, denn sie hielten ihn für einen Abgesandten und dachten, er habe vielleicht dem Sultan eine gute Botschaft vom Könige von Frankreich zu überbringen. Florens ritt also ungekränkt fort, bis er an das Zelt des Sultans kam, da stieg er ab, band sein Pferd an einen Baum und trat ritterlich hinein. Der Sultan saß in großer Majestät auf einem Stuhle, welcher köstlich und mit golddurchwirkten Tüchern behängt und geziert war, so daß man mit dem Schmucke dieses Zeltes ein ganzes Fürstenthum hätte bezahlen können. Um den Sultan saßen im Kreise sechszehn Könige. Florens war erstaunt über die Pracht und Macht, welche sich vor seinen Blicken aufthat, doch faßte er sich bald, zog den Helm ab, um verständlicher reden zu können, und sprach mit männlichem Stolz zu dem Sultan: „Der Gott, welcher von dem Himmel herabgekommen ist und an dem Kreuze den Tod für die Menschen gelitten hat, der ist es, welcher dem frommen Könige Dagobert täglich mehr Macht und Stärke verleiht und alle seine Feinde zerstören will, zuvörderst Dich, Sultan und König von Babylon; es sei denn, daß Du den Befehl des Königs von Frankreich hören wolltest, welcher also lautet: Du sollst vor allen Dingen vor seiner königlichen Krone erscheinen und von ihr Gnade erbitten, weil Du den Frevel gewagt hast, über Meer in unser Land zu kommen. Thust Du dieses nicht, so kehrest Du mit Deinem Volke nimmermehr in die Heimath, Dein Haupt muß Dir von den Schultern gehauen werden. Hiernach magst Du Dich richten, und welche Antwort Du zu geben hast, das weißt Du jetzt!“ Ueber diese verwegene Rede

war der Sultan fast von Sinnen gekommen; darum ergriff er ein scharfes Messer und warf dasselbe nach Florens. Doch dieser wich dem Wurfe behend aus und das Messer fuhr drei Finger tief in einen Pfosten, an welchem das Zelt gespannt war. Florens war über diesen Wurf nicht wenig verdrossen, doch auch den Sultan reute alsbald was er gethan hatte, weil Florens als ein Bote vor seinen Augen war. Darum sagte er: „Bei dem Gotte Mahomets, der die Welt erschaffen hat, wenn Du kein Bote wärest, so müßte Dein Leib in Stücke gehauen werden. So aber soll Dir nichts geschehen und habe ich mich mit dem Wurf übereilt. Doch es soll Dein Schade nicht sein. Nimm diesen Beutel mit vierhundert Dukaten, kehre zurück zu Deinem Könige Dagobert und sag ihm meine Antwort: Wenn er unsern Gott Mahomets nicht anbeten und ihm dienen will, so werde ich nicht übers Meer zurückkehren und mein Herz wird keine Ruhe haben, bis ich ihn getödtet und das Land mir unterthänig gemacht habe.“ — Als der Sultan aber seine Rede geendet hatte, da trat seine Tochter Marcebilla von schönen Jungfrauen geleitet in das Zelt und grüßte ihren Vater freundlich mit tiefer Beugung. Der Sultan, sammt den Königen die bei ihm saßen, stand auf und empfing seine Tochter gar gnädig. Darauf mußte sie zu ihrem Vater auf das Polster sitzen und er mit allen Fürsten erfreute sich ihres holden Gespräches und ihrer unaussprechlichen Schönheit. Sie war in ein Gewand von karmoisinrothem Sammet gekleidet, welches mit goldnen Blumen durchsäet und mit Perlen und Edelsteinen herrlich gestickt war; so daß ihre Gestalt durch das ganze Zelt einen lichten Schein warf. Als Florens sie sah, da verlor er Kraft und Besinnung, und als Marcebillas Auge auf ihn fiel, da wich alle Farbe von ihrem Antlitz, denn sie hatte ihn sogleich wieder erkannt. Doch blickte sie Florens mit lieblichen Augen an und begann mit verstellten Worten zu ihm zu sprechen: „Sag an,

Du Christenmann, kennst Du nicht einen Ritter an dem Hofe des Königs von Frankreich, welcher in einem rostigen Harnisch den Riesenkönig vor den Mauern von Paris zu Tode geschlagen hat? Mein Verlangen ihn zu sehen ist groß; fürwahr nicht aus Liebe, die ich zu ihm trage; sondern wenn ich ihn in meiner Gewalt hätte, zur selben Stunde müßte er verbraunt werden, weil er mir meinen Buhlen, den Riesenkönig, erschlagen hat!" Unter diesen Reden aber blickte sie den Ritter verstohlen so lieblich an, daß er daraus gar wohl den geheimen Sinn ihrer Rede entnehmen konnte, und unter großem Seufzen fuhr sie fort: „O daß ich jenen Ritter, welcher mein Räuber ist, hier hätte; er müßte meinem täglichen Seufzen ein Ende machen. Ich leide große Qual von dem Kusse, welchen er mir gegeben hat. Daß ich nicht Rache an ihm nehmen kann, das bringt mir große Pein!" Der Sultan und die Könige verstanden ihre Rede nicht, aber Florens verstand sie gar wohl. Daher erwiderte er mit Ehrerbietung: „Ja, gnädigste Fürstin, ich kenne jenen Ritter sehr wohl. Er ist meiner Länge und hat meinen Gang, im Rennen und Stechen kann man uns nicht unterscheiden, so gleich sind unsre Gebärden. Auch ist er ein getreuer Mehrer der Christenheit und Zerstörer der Abgötterei; und wenn ihm Leides von Euch geschähe, so thätet Ihr ihm sehr unrecht, denn ich weiß, daß er Euch von Herzen zugethan ist. Zum Zeichen führt der Ritter auf seinem Helm den rechten Aermel, den er Euch entrissen hat, als Ihr mit ihm zu Pferde saßet, damit Ihr stets an ihn gedenket, wo Ihr ihn auch in der Schlachtordnung erblicken möget." Nun erkannte die Jungfrau Marcebilla erst recht gewiß, daß es der Ritter Florens war, der mit ihr sprach, und hätte gern noch länger mit ihm geredet, wenn sie sich nicht vor ihrem Vater gefürchtet hätte. Florens aber neigte sich, ging aus dem Zelt und setzte sich auf sein Roß. Dann aber rief er zum Zelt hinein noch dem Sultan zu: „Ich fahre dießmal wie-

der davon; aber Du hast unredlich nach mir mit dem Messer geworfen. Darum sei Dir gesagt, in kurzer Zeit soll es Dich reuen; Dein Leben steht auf der Spitze meines Speers!" — „Was sagst Du, schändlicher Bube, rief der Sultan; Du gibst Dich für einen Boten aus und verräthst Dich durch schnöde Drohworte!" Und mit lauter Stimme rief er: „Lieben Könige und Herren, schlaget den Schelm zu Tode!" Als dieß die Türken und Heiden vernahmen, rannten sie dem Ritter nach mit Bogen und Pfeilen, schossen nach ihm und wollten ihn umbringen. Florens aber wendete sein Pferd, zog sein Schwert und schlug unter sie, daß bald zwei Könige todt auf dem Boden lagen und drei andre Heiden lahm gehauen wurden. Doch ward ihm sein Roß verwundet und er erwehrte sich ihrer mit Mühe. Dreihundert waren hinter ihm drein; der Vorderste war der König Alamphatin, der hoffte den Ritter gewiß zu treffen und rief: „Halt stille, Du Bastard, denn von meiner Hand mußt Du sterben!" Florens aber, welcher um ein Stück voraus war, wendete sich und sah, daß der König allein ihm gefolgt war. Alsbald legte er seinen Speer ein, sein Gegner war auch gerüstet und so rannten sie ohne viele Worte ritterlich gegen einander und trafen Beide so gut, daß ihre Speere in Stücken sprangen und himmelauf flogen. Florens betrübte sich, daß er keinen Speer mehr hatte; doch zückten Beide eilig ihre Schwerter und stritten ritterlich. Endlich gelang dem Florens ein Streich, daß er dem König durch den Helm in die Hirnschale hieb und ihm das Haupt zerspaltete, daß er vom Rosse stürzte. Da hielt sich Florens nicht weiter auf, sondern tauschte nur des Königs gesundes Pferd gegen sein wundes. Auf jenem rannte er nun so schnell er vermochte der Stadt Paris zu. Sein wundes Pferd wollte ihn aber doch nicht verlassen, sondern lief ihm nach unausgesetzt bis zum Thore. Als die Heiden zu dem Platze kamen, auf welchem der König Alamphatin todt in seinem Blute lag, da

trugen sie großes Leid um denselben und mochte Keiner den Florens weiter verfolgen, denn er hatte ihnen einen großen Vorsprung abgewonnen. Sie nahmen den todten König und trugen ihn nach heidnischer Sitte unter lautem Wehklagen nach dem Lager. Darauf meldeten sie dem Sultan Alles, was mit dem Boten geschehen war, und daß er auf des erschlagenen Königs Rosse davon geritten sei, welches mehr Silbers werth sei als es wiege. Wie dieß der Sultan hörte, wurde er ganz rasend, lief mit einem Prügel nach seinem Götzen, schlug ihm vier harte Streiche auf den Kopf und schrie: „O du böser Gott Mahomets, Du bist keines todten Hundes werth, daß Du den Bastard entrinnen und den König, meinen Freund und Bruder, hast erschlagen lassen!“ Darauf versammelte er alles Volk, zeigte ihm an, wie viel Schaden Florens angerichtet habe, und sprach: „Freunde, rüstet Euch Alle zur Wehr, denn die Stadt Paris muß zerstöret werden. Achtzig tausend Mann will ich hinschicken, und kommen der König Dagobert und sein Bote in meine Gewalt, so müssen sie eines grausamen Todes sterben.“ Wie die Jungfrau Marcebilla aus der Rede ihres Vaters vernahm, daß der König Alamphatin umgekommen, dem Florens aber kein Leid widerfahren sei, freute sie sich und bat den Gott Mahomets, daß er ihn ferner beschirmen möge. Indeß die Türken sich rüsteten, war Florens wohlbehalten an das Thor von Paris gelangt, und als er hineinritt, grüßte er den Thorwächter freundlich, schenkte ihm das wunde Roß und sprach: „Es schadet nicht, daß es wund ist; es wird bald wieder heil sein und dann ist es immer noch funfzig Kronen werth.“ Der Thorwächter bog sein Knie und dankte ihm mit demüthigen Worten: „So oft Ihr kommt, lieber Herr, sprach er, soll Euch das Thor von mir willig aufgethan werden!“ Von Stund an verbreitete sich auch die Kunde in der Stadt, daß Florens wiedergekommen sei, dessen Jung und Alt froh wurden, denn man hatte ihn

schon mit Schmerzen vermißt. Florens ritt wieder durch die langen Gassen zurück zu dem Palaste des Königs Dagobert, und wurde von diesem so freundlich empfangen, wie er es verdiente.

Florens streitet wider die Heiden und sieht die Jungfrau Marcebilla abermals. Clemens raubt das Roß Pontifer.

Der Sultan that wie er geschworen hatte, indem er all sein Kriegsvolk vor Paris schickte, um es aufs Härteste zu belagern. Es lagen die Heiden auf drei Seiten vor der Stadt, hatten den Bauern das Vieh weggetrieben, die Dörfer verbrannt und die armen Leute todtgeschlagen. Dagegen hatte auch der König Dagobert alle seine Leute zur Schlachtordnung aufgeboten und Florens war der Erste, welcher trefflich bewaffnet auf des Königs Alamphatin Rosse sitzend sich einstellte. So zogen die Franzosen muthig aus der Stadt und hatten zusammen einen Eid geschworen, daß Keiner von des Andern Seite weichen wolle. Sie griffen die Heiden im Sturm an und war kein Christenfürst, welcher nicht ritterlich in den Kampf gegangen wäre. Vor Allen aber war der König von Frankreich ein muthiger Kämpfer; alle Streiche, die er schlug, saßen fest, sei es auf Mann oder Roß. Auch Kaiser Octavianus wollte nicht säumen, er rannte mit seinem Speer durch die Heiden, machte großen Raum und leerte manchen Sattel. Der Herzog von Oestreich, der König von Spanien und andere Fürsten brachten viele Feinde ums Leben. Keiner aber war über Florens; vor dem mochte kein feindlicher Held Stand halten, sondern sie flohen, wie er nur gegen sie rannte. Dennoch wollten die Heiden nicht abziehen, sondern schlugen sich also männlich um den Sieg, daß zuletzt König Dagobert von ihnen umringt ward. Da traf ihn manch harter Streich, doch sein Harnisch war gut und er fehlte ihrer auch nicht. Zuletzt ward sein Roß unter ihm erstochen und als er auf der Erde war, da schlug er wie ein Löwe um sich. Als er je-

doch endlich müde ward, rief er zuletzt in der höchsten Noth: „Ach Gott und du heiliger Dionysius!“ Diesen Ruf hörte Florens, welcher nicht weit von dem Könige war, erkannte des Königs Stimme und drang so gut er vermochte zu ihm, indem er eine weite Gasse vor sich her machte. Der Erste, den er zu Boden stach, war der König von Persien; dessen Roß nahm er und setzte den König von Frankreich darauf, sprechend: „Seid unerschrocken, Herr, wir wollen unsere Feinde bald dämpfen!“ Nun fing die Schlacht erst recht von Neuem an und wurde auf beiden Seiten viel Blut vergossen. Endlich hielten die Heiden den Anlauf nicht länger aus, sondern fingen an zu fliehen, und Florens mit den Fürsten setzten ihnen nach auf zwei Meilen Weges und erstachen auf der Flucht über fünftausend Heiden. Mancher lag lahm gehauen, mancher halbtodt vor der Stadt Paris; Aecker und Wiesen waren mit Todten bedeckt und das Blut floß in Bächen. Am Ende waren von den Heiden an dreißig tausend erschlagen. Der König Dagobert mit seinem Volke zog wieder ein in Paris und lobte Gott, während die Heiden in das Lager von Dampmartin zu ihrem Sultan zogen und ihm klagten, was geschehen war. Da sprach der Sultan: „Bei unserm Gotte, der Tod unsers Volkes darf nicht ohne Rache bleiben; seid zum Streite gerüstet; vierzig tausend tapfere Streiter vermag ich noch; die müssen zum zweitenmale die Stadt belagern!“ Dann rief er sieben Könige, die ihm übrig waren, und übergab ihnen dieses Heer; dabei schwur er, daß, wenn er den Boten bekäme, so wolle er ihn durch vier starke Pferde in Stücke reißen lassen. Diese Drohung hörte die Jungfrau Marcebilla wohl und betete ins Geheim zu ihrem Gotte, daß er den Ritter nicht in die Hände ihres Vaters möge kommen lassen; zum Sultan aber sprach sie: „Möchte uns doch der Lotterbube zur Beute werden, denn er hat mir den Riesenkönig umgebracht! Darum, Vater, wenn Ihr meinem

Rathe folgen wolltet, so glaube ich zu vermögen, ihn in Eure Gewalt zu bringen!" — „Wie sollte das möglich sein, liebe Tochter?" fragte sie der Sultan. — „Ich will es Euch sagen, erwiderte die Jungfrau. Lasset mich mit meinen Gespielinnen sammt Zelten und Rüstung mit den sieben Königen vor Paris ziehen, dann will ich am Gestade des Seineufers mein Lager aufschlagen. Sobald nun jener Bösewicht meine Ankunft erfahren hat, wird er zu mir kommen, das weiß ich gewiß. Dann sollen ihn meine Ritter in Stücke reißen und sein Haupt Euch zum Geschenke bringen." — „Wohl geredet, schöne Tochter, sprach der Sultan; Eurem Rathe soll in allen Stücken gefolgt werden!" — Nun zogen die Heiden nochmals mit vierzigtausend Mann vor Paris, schrieen und heulten, daß die ganze Gegend erzitterte. Die in der Stadt waren aber gefaßt, liefen auf die Mauer, schossen Pfeile und warfen Steine auf die anstürmenden Heiden. Am Ufer des Seineflusses hatte Marcebilla ihr Lager aufgeschlagen und spähte umher, ob sie den Florens erblickte. Dieser wußte nicht von ihr, war zu Hause, rüstete sich eilends und wollte aus der Stadt unter die Heiden fahren. Da kam ein edler, ihm vertrauter Ritter zu ihm und sprach: „Wisset, edler Ritter Florens, die Prinzessin, welche Euch so wohl gefällt, hat sammt ihren Jungfrauen ihr Lager am Ufer des Flusses errichtet." Da ward Florens von Liebe entzündet und sprach: „Morgen, lieber Ritter, erhaltet Ihr zum Lohn für diese Nachricht eine Rüstung!" — und so entließ er ihn. Am nächsten Tage ließ Florens den Ritter waffnen, rüstete sich selbst und machte sich dann mit ihm unverweilt auf den Weg nach der Seine. Da erblickte Florens in der Ferne seine geliebte Marcebilla und auch sie erkannte ihren Ritter, denn an dem Helm trug er den Aermel, den er ihr einst genommen hatte. Blut und Farbe verließ sie bei diesem Anblick und ihre Jungfrauen fragten sie ängstlich, was ihr wäre. Da sagte sie ihnen abermals die Ursache und ihre

Gespielinnen riefen einstimmig: „Wir wollen Euch nicht verrathen; rufet ihn nur getrost herbei. Wir Alle wollen Leib und Leben für Euch lassen; darum seid guter Dinge, denn so Ihr noch bei ihm in Huld seid, wird er von selbst kommen, so aber die Liebe in ihm verblichen ist, hilft all Euer Trauern nicht.“ Nachdem sich die Jungfrau Marcebilla lange bedacht hatte, sandte sie endlich dem edlen Florens eine ihrer Freundinnen entgegen, die ihn von ihrer Nähe unterrichten sollte. Wie aber Florens die Botin nur von ferne erblickte, da hatte er keine Ruhe mehr, sprang mit Helm und Harnisch angethan zu Roß in den Seinefluß, durchschwamm ihn und war bald auf dem andern Ufer, wo die Zelte der Jungfrauen standen. Hier wandelte Marcebilla am Gestade und begrüßte, wie sie ihn sah, ihren Geliebten mit holder Gebärde und sprach: „Gelobt sei mein Gott, daß er Euch zu mir hierher geführt hat! Welche Gefahr habt Ihr ausgestanden! Ihr habt mir zu Liebe den Wellen getrotzt!“ — „Schöne Jungfrau, erwiderte Florens, die Liebe zu Euch hat mich durch das Wasser getragen; wenn Euer Angesicht mich bescheinet, so kann mir nichts mißlingen!“ — „Lieber Ritter, sprach Marcebilla, wie große Schmerzen habe ich um unserer Liebe willen erduldet; jetzt aber, wo Euer Licht mir leuchtet, bin ich gesund geworden.“ Hierauf reichte sie ihm die Hand und führte ihn in ihr Zelt. Dort löste der Ritter Helm und Harnisch und gab der Jungfrau einen Kuß um den andern. Da bekehrte sie der Ritter zum wahren Glauben, so daß sie den Gott Mahomets abschwur, wogegen ihr der Ritter gelobte sie von hinnen zu bringen. Darauf sprach Florens: „Hierzu weiß ich keinen andern Weg, geliebte Jungfrau, als daß ich Euren Vater, den König von Babylon, zum Gefangenen mache; alsdann müßt auch Ihr mir sicher zu Theil werden.“ — „Geliebter Ritter Florens, entgegnete Marcebilla, kein Mensch auf Erden vermag meinen Vater zu fangen; er müßte

denn von seinem guten Rosse Pontifer verlassen werden, das er nicht um die halbe Welt hingäbe. Dasselbe ist schnell wie der Wind und so stark, daß es zwei Reiter auf einmal in den Kampf zu tragen vermag. Durch das Wasser schwimmt es wie ein Fisch durchs Meer; seines Gleichen ist niemals gesehen worden.“ Florens ward von Verlangen nach dem Rosse entzündet und fragte eilig: „Was für eine Farbe hat das Roß Pontifer?“ — „Es ist ganz weiß, erwiderte die Jungfrau, den Kopf trägt es allzeit aufrecht wie ein Löwe, mitten auf seiner Stirn hat es aber ein scharfes spitzes Horn, wie ein Scheermesser so scharf, und was es damit trifft, das muß Alles zu Grunde gehen.“ — Nun war fast eine Stunde vergangen mit Beider Gespräch, und Florens sagte: „Es ist Zeit, Geliebte, daß ich von Euch scheide. Aber mich verlangt zu wissen, wann ich Euch nach Paris bringen darf.“ — „Ich will Euch eine List angeben, sprach Marcebilla, vielleicht dient sie mich fortzuschaffen. Wenn es dazu kommt, daß mein Vater dem Könige von Frankreich eine Schlacht liefert, was nicht mehr lange anstehen kann, und wenn nun alles Volk im Kampfe durch einander eilt, dann verlieret Euch, sobald Ihr meinen Vater am ernstlichsten kämpfen sehet, aus dem Streite und begebet Euch, aber ja recht unbemerkt, zu mir. Mein Vater ahnet wohl unsre Liebe, aber er glaubt nicht an sie, weil wir zweierlei Götter haben. Würde er ihrer gewiß, so glaubet mir, vier und fünfzigtausend Mann würden ihm nicht zu viel sein, mich zu hüten. Habet also wohl Acht, daß Ihr von Niemand gesehen werdet. Ehe Ihr aber in die Schlacht reitet, bestellt ein Schiff, und sobald die Schlacht anfängt, soll der Fährmann nicht säumen das Schiff zu mir heraufzuführen. In dasselbe will ich meinen Schatz und alle meine Kleinodien tragen lassen, dann will ich mit meinen Jungfrauen und mit Euch mich auf das Schiff setzen und so wollen wir nach Paris fahren. Dies ist das Mittel, wie Ihr

mich hinwegbringen könnet.“ Florens freute sich über den sinnreichen Einfall seiner Geliebten. „Ihr habt den rechten Weg gefunden, rief er, ich will ihm nachkommen!“ Darauf drückten sie Lippen an Lippen und Herz an Herz; dann legte Florens den Panzer wieder an und befahl seine Geliebte in den Schutz des allmächtigen Gottes. „O Du Leben meines jungen Lebens! antwortete ihm Marcebilla, ich weiß nicht, wann ich Dich wiedersehen werde, aber laß mein Herz in dem Deinen beschlossen sein. Keinem Manne will ich unterthänig sein als Dir!“ — So schied Florens, schwamm wieder über das Wasser und fand dort den Ritter, der mit ihm gezogen war und seiner wartete. Kaum waren sie zusammengekommen, als Florens einen Türken sah, welcher muthig daher geritten kam und unter großem Geschrei mit ihm zu kämpfen begehrte. Florens war nicht säumig; er legte den Speer ein und rannte auf den Türken, daß er zu Boden fiel und ein Bein zerbrach. „Geschwind, sprach Florens zu seinem Begleiter, setzet Euch auf des Heiden Pferd; es ist viel stärker als das Eure, so kommen wir schneller davon. Aber kaum war dies geschehen, so sahen sich die Beiden von einer wilden Heidenschaar umgeben. Doch schlugen sie sich ritterlich mit ihren scharfen Schwertern, daß die Heiden wie der Schnee niederfallen mußten. Da erstach auch der andere Ritter den Admiral von Persien, daß ihm das Eingeweide, als er vom Pferde sank, auf die Erde fiel; und so schlugen sie sich endlich durch und gelangten fröhlich nach Paris. Dem Könige Dagobert war bald hinterbracht worden, was der Ritter Florens unternommen hatte. Da beschickte er ihn und fragte ihn: „Nun, Florens, saget an, was macht die Jungfrau Marcebilla? Wahrlich, Ihr traget eine große Gunst zu ihr, daß Euch das Seinewasser nicht zu kalt zum Bade war. Um ihretwillen werdet Ihr, däucht mir, noch manchen Heiden daniederstrecken!“ Da sprach Florens mit lachendem Munde:

„Ja, es möchte so geschehen, mein Herr und König, denn meine Hoffnung auf Erden stehet allein zu ihr.“ Und nun beurlaubte sich Florens mit gebogenem Knie von dem König Dagobert und ritt zu seinem Pflegevater Clemens. Diesem erzählte er als ein guter Sohn Alles, was sich begeben hatte, und verschwieg ihm seine Liebe zu Marcebilla nicht, und wie er sie mit ihrem Willen bald nach Paris bringen werde. Auch berichtete er ihm von dem köstlichen Pferde, Pontifer genannt, und dessen sonderlichen Eigenschaften. „Was hat das Roß für Farbe?“ fragte Clemens. — „Es ist ganz weiß wie ein Schwan, sagte Florens, und an der Stirn hat es ein langes Horn, scharf wie ein Scheermesser.“ — „Um Gott, sprach Clemens, da ist es wohl ungezäumt und furchtbar anzufassen? — aber ich will schon seiner Meister werden.“ Florens mußte lachen und hielt des alten Mannes Rede für einen Scherz. Aber Clemens ließ sich von seinem Weibe den Pilgermantel und Hut reichen, womit er am heiligen Grabe gewesen war. Er warf den Mantel zur Hälfte über sich und machte sein Angesicht mit einer Salbe schwarz wie eine Kohle; einen kohlschwarzen langen Bart hatte er schon vorher. So entstellt sah er einem Heiden nicht unähnlich, und wer ihn sah, dem kam das Lachen an. Darnach nahm Clemens seinen Pilgerstab in die Hand und sprach zu Florens und zu seiner Hausfrau: „Nun gehabet Euch wohl mit einander; ich will nicht wiederkehren, ich habe denn das köstliche Roß Pontifer gewonnen!“ Das ganze Hausgesinde hatte seine Freude darüber, daß der alte Mann noch so leichtsinnig war; doch glaubten sie nicht, daß es ihm gerathen würde. Und so hinkte er davon. — Es dauerte nicht lange, so kam der alte Clemens unter die Heiden, und er grüßte Jeden, dem er begegnete, treuherzig bei dem Gotte Mahomets. Clemens verstand nämlich die heidnische Sprache ganz gut, weil er lange über Meer gewesen war, und die Heiden dankten ihm wieder

beim Gotte Mahomets, denn sie dachten, er sei ein heidnischer Pilgersmann. So kam er ungefährdet bis Dampmartin, wo der Sultan sein Lager hatte. Er hatte aber zuvor wohl bedacht, was er mit dem Sultan reden wollte. Wie er nun in das königliche Zelt trat, zog er seinen Hut demüthiglich ab, grüßte den Sultan und sprach: „Der Gott Mahomets, welcher Tag und Nacht geschaffen hat und den Bäumen und allen Kräutern Blüthe gibt, wolle den großmächtigen Sultan von Babylon segnen! Großmüthiger König, um Eurer Majestät willen bin ich diesen weiten Weg gereist und mit großer Mühe in Euer Lager aus der fernen Heimath gekommen, etwas zu schaffen, das meinem Herrn angenehm wäre.“ Dieser dankte dem alten Clemens und sprach: „Sag an, mein Pilger, wie lebt man in unsrem Lande? Sagt man davon, welch großen Schaden ich erlitten habe? Ich habe manchen Heiden verloren, vor allen den Riesenkönig; darüber werde ich noch zornig! Aber er soll gerächt werden, bei Mahomet! Nun sag an, Pilger, was bringst Du Neues?“ — „Allergnädigster Herr, sagte Clemens, ich will es Euch nicht vorenthalten: als ich aus unsrem Lande zog, betete Jedermann zum Gotte Mahomets, daß er es Euch nicht mißlingen lassen möge, sondern Euch die Macht gebe, Frankreich zu verderben und Euch glücklich wieder heimbringe.“ Der Sultan sprach: „Wohl, ich will nicht weichen, Frankreich sei denn zuvor verloren. Aber sage mir, Pilger, was ist Deine Hantierung?“ Clemens antwortete ihm: „Herr, ich bin ein erfahrener Meister über alle Pferde; kein Pferd ist so groß oder wild, von dem ich nicht sagen könnte, wie alt es ist und wie lange es noch leben wird; es wäre denn, daß ich nicht darauf zu sitzen käme; aber sobald ich darauf sitze, so kann ich es Euch sagen.“ — „Du bist wahrlich ein geschickter Meister, sagte der Sultan darauf, und ich freue mich Deiner Ankunft. Denn ich habe ein Roß, das mir sehr lieb ist, das sollst Du mir besehen,

denn es gibt seines Gleichen nicht auf Erden.“ — „Großmächtiger König, sagte Clemens, so gewiß ich Euch täglich gehorsam bin, so gewiß will ich Euch die Wahrheit über des Rosses Leben sagen, sobald ich auf seinem Rücken sitze.“ — Da gebot der Sultan, daß man eilig sein Pferd vor ihn bringen sollte. Dieses war mit zwei silbernen Ketten angelegt und mit einem Zaum von schönem rothen Sammt aufgezäumt, darin lag ein Gebiß von reinem Silber und silberne Spangen daran. Auf der Seite war das Gebiß köstlich mit Gold eingelegt und mit manchem edlen Steine besetzt. So wurde das Roß Pontifer vor den Sultan geführt und von ihm und allem Volke mit Lust betrachtet. Als Clemens das Roß ansah, ward er im Herzen betrübt; besonders das scharfe Horn an der Stirne wollte ihm gar nicht gefallen, und überhaupt war das Pferd übermächtig und furchtbar anzusehen. Da kehrte sich Clemens um, neigte sein Haupt und den Pilgerstab und rief den wahren Gott ernstlich an, daß er ihm sein Vorhaben gelingen lassen möge. „Nun, alter Vater, sprach der Sultan vergnügt, wie gefällt Dir das Pferd? Sage mir etwas von seiner Art und Tugend!“ — „Ja, Herr Sultan, sagte Clemens, sobald ich darauf sitze; eher kann ich es nicht anzeigen!“ — Der Sultan sprach: „Nun so lege Sporen an, und man sattle Dir das Roß!“ So wurde das Pferd Pontifer gesattelt, die Steigbügel sorgfältig umgehängt und das Thier in seiner köstlichen Ausrüstung vor den Sultan geführt. Je länger dieser das Pferd ansah, desto größere Freude hatte er an ihm und sagte zu seinen Fürsten: „Habt Ihr auch Euer Lebtage ein so schönes und starkes Thier gesehen? Es ist wohl werth, daß es der Alte beschaue!“ und nun befahl er dem Clemens aufzusitzen. Dieser warf Pilgermantel und Hut vor dem Sultan auf die Erde, legte sich die Sporen an, und wollte, seinen Pilgerstab in der Hand, das Roß besteigen; dieses aber stellte sich sehr ungebärdig, als es

einen fremden Reiter auf den Rücken nehmen sollte; es schlug ihn mit den Hinterfüßen so hart, daß er zwei Ellen weit rückwärts gestreckt ward. Da hätte einer den Sultan und sein Volk sollen lachen sehen! Man mußte dem Alten wieder aufhelfen; als er aber wieder auf seinen Füßen stand, lachte auch er unter Weinen, gab dem Roß ein paar Streiche mit seinem Stab, nahm es am Zaum und führte es so lange im Kreise herum, bis es ihm gelang, sich hinaufzuschwingen. So wie er die Füße im Bügel, den Zaum fest in den Händen hielt, sprach er vom Pferde herab zum Sultan: „Fürsichtiger Sultan von Babylon, Euch sei mein Pilgermantel und Hut um das Roß Pontifer geschenkt, und damit Gott befohlen, denn ich will den nächsten Weg nach Paris reiten!“ — Mit diesen Worten gab Clemens dem Roß beide Sporen, da hub es an zu laufen, nicht anders als wie ein Vogel durch die Lüfte zieht. Jetzt erst merkte der Sultan, daß er schmählich um sein Pferd betrogen sei, und fiel vor Zorn und Schrecken wie todt zu Boden. Als er wieder zur Besinnung kam, versprach er dem, der es ereilen würde, hundert Mark Silbers. Da jagten ihm Viele nach, aber es war vergebens: ehe sie nur auf ihre Pferde kamen, war Clemens schon weit davon und pries seinen Gott, daß er ihm so glücklich davon geholfen. Zuletzt kamen sie ihm näher, und er sah von weitem den Staub in den Lüften. Da eilte er nur um so mehr und wäre noch zu rechter Zeit in die Stadt gekommen, wenn das Thor nicht verschlossen gewesen wäre. Nun waren aber die Heiden so nahe, daß er schon ihre Flüche vernehmen konnte. Clemens schrie kläglich nach dem Thorwärter: „Ach, thut mir doch das Thor auf, ich habe des Sultans gutes Roß. Wenn Ihr mich nicht gleich einlasset, muß ich sterben!“ Zum Glück hörte Florens, der eben auf der Mauer war, seines Vaters Stimme und ließ ihm das Thor öffnen. Nun schlüpfte er hinein, aber die Türken waren so nahe, daß sie ihn um ein Kleines

noch erwischt hätten. Das Thor ward hinter ihm zugeschlossen; Clemens ritt vor seinen Sohn, stieg ab und sprach: „Hier ist das köstliche Roß Pontifer, das meine Kunst dem Sultan abgewonnen; Dir sei es geschenkt, mein Sohn Florens!“ Darüber verwunderte sich Florens und dankte seinem Vater von Herzen. Er schwang sich auf das herrliche Roß und tummelte es auf einem offenen Platze der Stadt vor vielen Zuschauern, darunter mancher Herr und Edler war. König Dagobert und Kaiser Octavianus kamen auch herbei und hatten auch ihre Lust an dem Rosse Pontifer. Als Florens sah, daß dem Könige das Pferd besonders in die Augen leuchtete, stieg er ab, faßte es beim Zaum und führte es dem König als ein Geschenk zu. Dafür schenkte der König Dagobert dem Ritter Florens zwei Herrschaften mit schönen Schlössern in seinem Lande, und Clemens ging auch nicht leer aus für seine Arbeit. In Paris wurde ein herrliches Fest gehalten; aber der Sultan von Babylon zerschlug seine Götzen im Grimm und beschloß Paris zum drittenmal zu belagern.

Florens entführt die Jungfrau Marcebilla, fällt aber sammt dem Kaiser Octavianus den Heiden in die Hände.

Bald lagen die Heiden Zelt an Zelt vor der Stadt. Auf des Sultans hohem Gezelte stand ein Adler, der war vom feinsten Gold und kehrte seinen Schnabel der Stadt Paris entgegen, als wollte der Sultan damit ihre Zerstörung andeuten. Diesmal rüsteten sich die Feinde zum Sturm, und mehr denn zwölftausend Heiden zogen mit Aexten, Hellebarden und langen Spießen heran. Aber auch Ritterschaft und Volk in Paris waren wohl gerüstet, und das Thor that sich auf, das Christenheer hinauszulassen. Das Erste, was der Sultan erblickte, war sein gutes Roß Pontifer, auf welchem der König Dagobert vor allem Volke daher ritt. Darüber kam er vor Wuth fast von

Sinnen, und rannte mit solchem Grimm auf den König ein, daß er ihn fast durchbohrt hätte. Doch schirmte Gott den guten König; denn das Speereisen sprang auf seinem Harnisch ab, so daß der Sultan voll Zornes wurde. Nun legte auch Dagobert seinen Speer ein und rannte gegen den Sultan mit solcher Stärke, daß dieser wohl empfand, mit wem er es zu thun hatte. Ehe es aber zum vollen Zweikampfe kam, verwundete des Sultans eigenes Roß diesen mit seinem scharfen Horne so schwer, daß er von seinem Pferde herab und zu Boden sank. Dagobert zog sein Schwert und wollte dem Gefallenen das Haupt abschlagen, aber fünfhundert Heiden kamen ihrem Sultan zu Hilfe, wehrten die Streiche von ihm ab und halfen ihm wieder auf das Pferd. Nun wurde das Schlachtgetümmel erst recht allgemein. — Da gedachte Florens an Marcebillas Rath, schlich sich, nachdem er aufs Tapferste gestritten, heimlich aus der Schlachtordnung und begab sich in den Rücken der Stadt Paris, wo ein trefflich bestelltes Schiff seiner wartete, so daß er bald zu seiner Geliebten kam, welche sein sehnlich harrte. Sie fielen einander um den Hals und küßten sich mehr denn hundertmal. Derweil wurde alles Gut und Kleinod der Fürstin auf das Schiff gebracht, und Florens und Marcebilla sammt allen ihren Jungfrauen säumten nicht lange, sondern traten in das Schiff und fuhren auf Paris zu. Gar froh und kurzweilig saßen die Zwei bei einander und eins erzählte dem andern die Schmerzen, die sie erduldet hatten, bis sie zusammengekommen. Auch unterrichtete Florens die Jungfrau im christlichen Glauben. Die Zeit verflog ihnen, und es fuhren die Schiffsleute eilig, so daß sie bald in der Stadt ankamen. Dort führte Florens seine Geliebte mit ihren Jungfrauen in das Haus seines Vaters Clemens, und bestellte ihr zwanzig Edelknaben, die ihrer warten sollten, dann führte er sie in ihre Kammer und nahm Urlaub von ihr, um die Schlacht zu vollbringen. Marcebilla aber befahl ihn mit gro-

ßem Seufzen dem wahren, allmächtigen Gotte, denn von dem Gotte Mahomets wollte sie nichts mehr hören. — Florens ritt indessen mit großen Freuden wieder in die Schlacht, und war leichten Sinnes, als einer, der seine Beute schon empfangen und in der Kammer geborgen hatte. Im Treffen begegnete er bald einem Könige, der auch damals bei dem Sultan gesessen, als Florens die Botschaft ausrichtete, den rannte er mit sammt seinem Pferde zu Boden, daß er das Genick brach. Dann stürzte er sich immer tiefer in die Haufen und brachte viele Heiden um, bis er zu tief unter sie kam und zuletzt umringt wurde. Da vergalt ihm König Dagobert und kam ihm zu Hilfe. Auf einer andern Seite des Schlachtfeldes rannten der Kaiser Octavianus und der Sultan gegen einander; der Speer des Kaisers prallte an dem Harnisch des Sultans ab und dieser schrie seinem Heidenvolk zu: „Wird der schändliche Verräther nicht

von Euch gefangen, so bin ich Euch nimmermehr günstig!“ Nun drangen alle Heiden auf den Kaiser ein; sein Pferd wurde ihm unter dem Leibe erstochen; da ward er sehr traurig, wollte sich aber dennoch nicht gefangen geben, sondern brachte noch manchen Heiden um. Aber jetzt konnte er sich nicht länger mehr wehren; sein Helm war zerschlagen, sein Leib verwundet und all sein Volk war ferne von ihm. Nur Florens ersah des Kaisers Noth im wüsten Getümmel, eilte zu ihm und verließ ihn nicht, und keiner seiner Streiche fehlte. Als die Heiden den Schaden empfanden, da wollte jeder den Todesstreich auf Florens führen; sein Roß ward unter ihm erstochen, daß er auf die Erde fiel. Doch erhob er sich bald wieder und focht wie ein grimmiger Löwe. Zuletzt aber wurden sie müde und mußten sich beide, der Kaiser und Florens, den Heiden gefangen geben, und so wurden diese Zwei vor den Sultan geführt und seiner Gewalt überantwortet. Der grimmige Sultan gebot, sie hart zu binden und abzuführen in sein Gezelt. Florens war sehr betrübt; er dachte nur an die schöne Marcebilla, und wiewohl er sich des Lebens ganz verzieh, so betete er doch heimlich zu Gott um Errettung. Eben so that auch der Kaiser Octavianus. Die Heiden aber schnürten sie so fest, daß die Stricke hart in das Fleisch gingen. So kamen sie in Banden zu des Sultans Zelt. — Vergebens suchte der König Dagobert in der Schlacht nach seinen beiden Freunden; Niemand wußte von ihnen zu sagen. Da ward er traurig und ergrimmt und schwur die Heiden zu verderben. Aber ihrer waren zehn gegen einen Christen, so daß die Franzosen immer härter ins Gedränge kamen und es nahe an der Flucht war. Dagobert stellte sich an die Spitze der Seinigen und die Krone Frankreichs funkelte auf seinem Haupte. Er betete und schrie gen Himmel: „Heiliger Dionys! Schirme die Krone Frankreichs, daß sie nicht vertilget werde!“ In dieser Noth sandte Gott den Christen eine wunderbare Hilfe. Denn er

stellte den Heiden ein Blendwerk vor die Augen, als wenn bei Montmartre in das Lager der Christen ein fremdes Volk den Franzosen zu Hilfe gekommen wäre, alle mit weißen Kleidern angethan, ihrer mehr denn zwanzigtausend. Der König Dagobert aber hörte eine Stimme vom Himmel: „König von Frankreich, sei unverzagt, die weißen Ritter werden Dir zu Hilfe kommen.“ Jetzt faßte sich Dagobert wieder ein Herz und rief den Seinen zu, sie sollten tapfer auf die Heiden schlagen, damit sie des Streites müde würden. Zugleich rückten die weißen Ritter, die Gott gesandt hatte, von hinten gegen die Schlachtordnung der Feinde an, und der Anblick dieser neuen Heerschaaren verwirrte ihre Reihen, daß sie sich in Unordnung zusammendrängten und an zweitausend von den Franzosen erschlagen wurden. Dieser Streit gefiel dem Sultan nicht wohl. „Verwünscht sei die Stunde, sagte er zu seinem Volke, wo ich nach Frankreich gekommen bin! Laßt uns fliehen, die weißen Ritter werden uns Alle umbringen!“ So kehrten die Türken um und ergriffen die Flucht. Da schlugen die Franzosen unter sie, daß Aecker und Wiesen mit Leichnamen bedeckt wurden und ein gleiches Gemetzel in Frankreich noch nicht gesehen worden war. Noch auf der Flucht erhielt der Sultan die Nachricht, daß seine Tochter Marcebilla gen Paris geführt worden sei. Da brach er in ein lautes Jammergeschrei aus; und als er in sein Zelt gekommen war, trat er mit dem Schwert vor seinen Götzen, der da stand herrlich mit Gold und Silber geschmückt, und hieb ihm das Haupt ab und steckte es in einen Sack. Man wußte nicht, ob es aus Zorn geschah, oder um es vor den verfolgenden Christen zu retten. Zugleich sprach er: „Liebe Herren und gute Freunde, es wird wahrlich Noth thun, daß wir uns bald von hinnen machen; sehet zu, daß die zwei gefangenen Böswichter wohl verwahrt werden, führet sie über das Meer mit in unser Land. Kein Silber und kein Gold, ja nicht das Gut aller Welt nehme

ich für sie. Vier Pferde sollen sie unter den Galgen schleifen, dort will ich sie selbst in Stücke hauen.“ Octavianus und Florens wurden bald inne, was man mit ihnen vorhabe. Schimpflich mit Seilen und Stricken gebunden, wurden sie von dem fliehenden Heere der Heiden mit fortgeführt. Bei Dagobert und seinen Schaaren war laute Klage um sie, denn Niemand wußte, wo sie hingekommen waren.

Lion kommt in Jerusalem zu Ehren und ziehet auch gegen die Heiden.

Nachdem, wie gemeldet worden, die verstoßene Kaiserin zu Jerusalem bei dem redlichen Edelmann Herberge gemacht hatte, nahm sich derselbe ihres Sohnes Leo an und erzog ihn ritterlich. Alle Welt hatte den Knaben lieb, er wurde mannlich und stark und war schön und wohl erzogen. Seiner Mutter erwies er große Ehre und treuen Gehorsam, darum ward er von Jedermann gepriesen. Es geschah aber um diese Zeit, daß der türkische Kaiser wider den König von Akron Krieg führte und mächtig zu Felde lag. Von ungefähr kam der junge Fürst Leo an den Hof dieses Königes und begehrte in seine Dienste zu treten. Der schöne und starke Jüngling gefiel dem Könige, ward willig angenommen und erhielt einen guten Harnisch sammt voller Rüstung zum Geschenke. Die treue Löwin, nach welcher der Knabe war geheißen worden, war nimmer von ihm gewichen, und so zog sie auch mit ihm in diesen Krieg. Als die beiden Heerhaufen zusammenkamen, schlugen sie sich ritterlich. Leo focht mitten unter den Heiden und seine Löwin half ihm streiten; er erschlug und sie erwürgte viele Feinde. Zuletzt, es kurz zu sagen, flohen die Feinde. Der türkische Kaiser wurde gefangen und ihm das Haupt abgeschlagen. Der König von Akron, der die Heldenthaten des jungen Leo mit angesehen hatte, ließ ihn rufen und fragte nach seiner Geburt. Der Jüngling erzählte dem Könige was er von seiner Mutter gehört hatte.

Sogleich wurde nach der Mutter gesandt, welche bald vor des Königes Angesicht erschien. Da sprach der König zu ihr: „Würdige Frau, ist's Euch nicht zuwider, so sagt mir, von welchem Geschlecht Ihr seid." Da sprach die Kaiserin: „Herr König, mein Gemahl ist Octavianus, der Kaiser zu Rom." Und damit erzählte sie ihre Verfolgung und ihr ganzes Geschick. Als der König dieses vernahm, ward er erstaunt und betrübt, und sprach: „Wahrlich, erlauchte Frau! Ihr habt Unrecht gethan, daß Ihr so manches Jahr in meinem Lande gewohnt habt, ohne es mir zu wissen zu thun. Gewiß, ich hätte Euch nicht so lange im Elende gelassen. Nun aber seid fröhlich; was ich habe und vermag, das will ich mit Euch theilen!" Die Kaiserin dankte dem Könige von Herzen, und während sie mit einander redeten, kam Leo zu dem Könige und sprach zu ihm: „Unüberwindlicher König, meine Bitte an Euch lautet, daß Ihr mir Eure Gnade zuwenden und mich aus Euren Diensten entlassen wollet. Ihr wisset durch mich und meine Mutter, wie unschuldig ich enterbt worden bin. Darum ist mein Vorhaben, zu dem Könige von Frankreich über Meer zu fahren. Er ist ein Freund des Kaisers, und ich habe das Zutrauen zu ihm, daß er seinen Einfluß darauf verwenden wird, meine Mutter in ihre Würde und ihre Ehre wieder einzusetzen." Der König antwortete dem Jünglinge Leo: „Eure Bitte ist ganz billig und soll Euch gewähret werden schon um der großen Hilfe willen, die Ihr mir gegen die Türken geleistet habt. Deswegen sollt Ihr auch von mir eine ehrliche Summe Goldes zum Geschenk erhalten und tausend gewappnete und wohlgerüstete Ritter, die Ihr von dem Gelde ernähren möget." Die Kaiserin und ihr Sohn dankten dem Könige von Akron aus gerührtem Herzen, machten sich mit ihren Rittern auf, ritten durch das Land und fuhren über das Meer. Sie langten in kurzer Zeit in der Lombardei an. Dort begegnete ihnen ein junger Ritter, der aus Frankreich gebürtig war. Die-

sen grüßte der Jüngling Leo und sprach: „Lieber Freund, zürnet nicht, ich muß Euch eins fragen. Aus Eurer Kleidung ersehe ich, daß Ihr aus Frankreich gebürtig seid.“ Der Ritter antwortete: „Wahrlich, Ihr habt recht gesehen. Es sind noch nicht vier Tage vergangen, daß ich in der Stadt Paris bei dem Könige war.“ Als Leo dies hörte, fragte er ihn, ob der König Dagobert zu Paris Hof halte und wie es ihm gehe, ob er frisch und gesund sei.“ Der Ritter sah den Leo an und sprach: „Fürwahr, Herr, ich glaube, Ihr spottet mein mit Eurer Frage! Wißt Ihr denn nicht, daß die Heiden in Frankreich eingefallen sind und fast das ganze Land verwüstet haben? Obgleich große Fürsten und Herren dem Könige zu Hilfe kamen, so konnten sie den Heiden doch nicht genug widerstehen, denn sie waren mehr als zweimalhunderttausend Mann stark. Ich glaube deswegen, eine gute Belohnung könnte Euch nicht fehlen, wenn Ihr dem bedrängten Könige mit Euren Reisigen zu Hilfe ziehen wolltet, denn alle seine Bundesgenossen müssen vor den Heiden weichen.“ Die Kaiserin und ihr Sohn dankten dem Ritter für seine Nachricht und Leo sprach zu seinen Rittern: „Seid wohlgemuth, liebe Freunde! das Glück trifft uns, daß wir in den Sold des Königes von Frankreich kommen.“ Und zu seiner Mutter: „Seid fröhlich, liebe Frau Mutter, in kurzer Zeit sollt Ihr zu Rom als gewaltige Kaiserin gekrönt werden!“ Sie waren noch nicht lange unterwegs, als die Kaiserin von ferne eine große Staubwolke sich erheben sah, wie sie von Kriegsleuten und Rossen kommt. „Lieben Freunde, sprach sie zu ihrem Sohn und seinen Rittern, das dürften wohl die Heiden sein, von denen uns gesagt ist, daß sie das ganze Frankreich verderbt haben. Laßt uns schnell eine Schlachtordnung bilden, damit Ihr, wenn es von Nöthen ist, ritterlich wider sie streiten möget.“ Dies thaten die Ritter, und noch waren sie nicht weit geritten, als sie auf viele tausend

Türken und Heiden zu Roß und zu Fuße stießen. Unter ihnen befand sich auch der Sultan; er war mit seinem ganzen Volke, nach jener dritten Schlacht vor Paris, auf der Flucht und im Begriffe nach Babylon zurückzukehren. Auch führten sie zwei Gefangene hart gebunden mit sich, der eine war der Kaiser Octavianus, der andere der Ritter Florens; sie waren wie Jagdhunde mit Stricken zusammengeknebelt und wurden schimpflich mit Prügeln getrieben. Beide sprachen klagend einer zu dem andern: „O frommer König Dagobert, Gott wolle Deiner pflegen, denn Du und wir werden einander nimmer sehen, aber doch sei Gott gelobt, daß die Heiden von uns Christen überwunden sind!“ Auf der andern Seite führte der Sultan große Klage wegen seiner Tochter Marcebilla, die von den Franzosen nach Paris entführt worden war. — Inzwischen rückte Leo mit seinen Rittern so nahe auf die Heiden, daß er erkannte, welch ein Volk es wäre, und sah, daß sie auf der Flucht und noch ganz müde und athemlos waren. Auch sah er den Sultan, der zwar das königliche Diadem auf dem Haupte trug, aber so traurig aussah, nicht als ob er von einem Schmause aus Frankreich käme. Darum sprach Leo zu den Seinigen: „Seid unerschrocken! es sind die Heiden, die gegen das Christenblut toben! Seht, dort führen sie zwei vornehme Gefangene; die werden hart von ihnen geschlagen! Es sind Fürsten; laßt sehen, wo es hinaus will!“ Seine Genossen erklärten sich bereit in Allem seinem Willen zu folgen. Die Löwin aber, die immer bei dem edlen Jünglinge Leo war, begann mit ihren Klauen in der Erde zu scharren, als wollte sie andeuten, daß sie bereit sei zu kämpfen und unter den Heiden zu wüthen. Davon gewann die ganze Ritterschaar ein fröhliches Herz. „Seid getrost, rief der Jüngling seiner Mutter zu, wir wollen sie so empfangen, daß ihrer Keiner am Leben bleibe außer ihre zwei Gefangenen!“ Mit diesen Worten führte er sie an einen sichern Platz, bis das

Treffen vorüber wäre. Dann fiel er mit seinen Rittern unter die Heiden, die keines Anfalls gewärtig waren, und erschlug ihrer in kurzer Zeit die Hälfte derselben. Auch die ungeheure Löwin machte eine weite Gasse um sich und zerriß manchen Türken und Heiden. Und als sie gar von einem Feinde wund geschlagen worden war, wurde sie noch viel grimmiger und stürzte so tief unter sie, daß sie endlich den Sultan erreichte, ihn mit großem Ungestüm anfiel und zu Boden warf. Ja, sie hätte ihn in Stücken gerissen, wenn nicht Leo dazu gekommen wäre. Dieser merkte bald an Tracht und Haltung des Niedergeworfenen, daß er ein Oberster der Heiden sei, und wehrte der Wuth des Thieres. Doch stellte er sich, als wollte er dem zu Boden Liegenden das Haupt abschlagen, bis der Sultan um Gnade flehte, sein Schwert als Gefangener darreichte, großen Tribut zu bezahlen versprach, und am Ende gar seinen heidnischen Glauben abschwur. Darüber war Leo sehr erfreut und sagte ihm sein Leben zu. Doch wurde er hart gebunden und so an einem Strick vor die Kaiserin geführt. Inzwischen hatten die edlen Ritter und die Löwin auch die übrigen Heiden vollends erlegt, so daß nur wenige einzeln entkommen waren.

Kaiser Octavianus erkennet seine Gemahlin und seine Söhne. Florens wird mit Marcebilla vermählt.

Die Schlacht war vorüber und Alle ruhten vom heißen Kampf aus. Da trat Leo zu den beiden Gefangenen, dem Kaiser und Florens, und sprach: „Liebe Herren, sagt mir die Wahrheit, von wannen Ihr stammt, denn ich bins, der Euch erlösen will.“ Der Kaiser freute sich und antwortete: „Wir wollen Euch die Wahrheit nicht verhehlen, werther Ritter: ich bin der römische Kaiser und werde Octavianus genannt, und dieser mein Genosse hier heißt Florens und ist wahrlich ein rechter Held. Wir sind von den Heiden während der Schlacht gefangen

worden, und jetzt wollen wir gern Eure Gefangenen sein und ganz nach Eurem Willen thun. Aber wenn es Euch gefällt, so überliefert uns nur dem Könige Dagobert von Frankreich, der wird Euch so begaben, daß Ihr nimmermehr in Armuth kommen möget.“ Als der Jüngling Leo diese Rede hörte, konnte er vor großer Freude nicht mehr reden, denn er erkannte in dem Kaiser seinen leiblichen Vater. Darum lobte er Gott, daß er ihn auf diese Weise seinen Vater hatte fangen lassen und fragte den Kaiser: „Mein lieber Herr! saget mir, habt Ihr jemals eine Gemahlin gehabt?“ — „Ja, lieber Freund, erwiderte Octavianus, von ihretwegen bin ich der allertraurigste Mensch auf Erden. Ich glaube gewiß, daß alles Uebel und alle Schande, die ich bis auf diesen Tag erlitten habe, meiner Sünden Schuld ist, weil ich an meiner unschuldigen Gemahlin so freventlich gehandelt habe.“ — „Was habt Ihr denn Unbilliges an ihr gethan?“ fragte Leo, als wüßte er von nichts. — „Ach, erwiderte der Kaiser, die Frau war fromm gegen mich und Jedermann und ich hatte sie auch lieb. Aber durch eine große Verrätherei, welche gegen sie erdacht wurde, habe ich sie aus meinem Lande verbannt und ins Elend geschickt. Aber wahrlich, es hat mich seitdem bitter gereut, und ich habe keine gute Stunde mehr gehabt von jenem Augenblick an.“ Es erzählte aber der Kaiser dem Jünglinge Leo alles Stück für Stück, was sich mit seiner Gemahlin begeben; da fragte dieser noch weiter: „Lieber Herr und Kaiser, wie heißt denn Euer Genosse?“ — „Dieser, sprach Octavianus, wird Florens genannt, wie ich Euch schon gesagt habe; aber es ist wunderbar, meiner Lebtage habe ich keine zwei Männer gesehen, die einander von Antlitz und Gebärde so ähnlich sehen wie Ihr. Man sollte meinen, daß Ihr leibliche Brüder seid!“ — Kaum konnte sich Leo länger halten: „Herr Kaiser, sprach er, wenn Eurer Majestät Gemahlin Euch vor die Augen gestellt wird,

vermeinet Ihr sie zu erkennen?" — „Fürwahr, sehr wohl, erwiderte der Kaiser; aber, Gott erbarms, ich bin wohl sicher, daß ich sie nie mehr sehen werde." Da nahm Leo den Kaiser bei der Hand und sprach zu ihm: „Folget mir nach, beide Herren!" Und nun führte er sie dem Orte zu, wo er seine Mutter vor der Schlacht geborgen hatte. Sobald die Kaiserin von ferne ihren Gemahl sah, erkannte sie ihn, und als sie ihn ansah, mußte sie vor Freuden weinen. Wie nun alle Drei vor sie gekommen waren, sprach Leo zu dem Kaiser: „Lieber Herr! sehet diese Frau an, ob es nicht die sei, die Ihr, wie Ihr mir gesagt, aus Eurem Lande verbannt und verstoßen habt?" Octavianus durfte die edle Frau nicht lange ansehen; er erkannte sie alsbald, empfing sie mit weinenden Augen und nahm sie in seine Arme. Sie selbst fiel dem Kaiser, ihrem Herrn und lieben Gemahl, dessen sie so lange beraubt gewesen war, unter lautem Schluchzen um den Hals und küßte ihn mit liebevollem Seufzen mehr denn hundertmal. Da mochte man große Freude sehen. Der Kaiser bat sie voll Scham um Verzeihung; er erzählte ihr Alles, was sich mit seiner Mutter begeben, und sagte ihr feierlich zu, daß er ihr in Kurzem zu Rom die Kaiserkrone auf das Haupt setzen wolle. Dann fragte der Kaiser die fromme Frau weiter, ob der Jüngling Leo, der ihn gefangen und erlöst habe, ihr Sohn sei? „So wahr wir hier beisammen stehen, ist er Euer und mein Sohn, sagte sie; Gott hat es gefügt, daß er ein so beherzter Mann geworden ist. Aber wegen meines andern Sohnes bin ich sehr bekümmert; denn ich habe ihn elendiglich verloren!" Der Kaiser fiel seinem Sohne Leo um den Hals und gab ihm vor großer Liebe einen Kuß um den andern. Die Kaiserin aber sah nur immer den Ritter Florens an und fragte ihn: „Lieber junger Ritter, sagt mir, von wannen seid Ihr? Denn wahrlich, Ihr und mein lieber Sohn Leo seid einander gar ähnlich von Angesicht und Gebärden!" Florens

sprach: „Gnädige Frau, wo ich geboren bin, weiß ich nicht; das aber weiß ich wohl, daß mich ein Bürger zu Paris gütig erzogen hat. Dieser sprach zu mir bald, er habe mich gezeugt, bald, er habe mich am Meeresgestade gekauft.“ Die Kaiserin fing an zu erkennen, daß Florens ihr anderer Sohn sein müsse; ihr Blut kam in heiße Regung und sie sprach schnell: „Junger Ritter, ich glaube, daß ich Euch unter dem Herzen getragen habe, daß ich Eure Mutter und der Kaiser Euer Vater sei. Gott gebe, daß der Bürger von Paris Euch gefunden oder gekauft habe. Doch, um die Wahrheit zu erfahren, laßt uns mit einander zu König Dagobert nach Paris ziehen!“ Alle waren in großer Freude und Erwartung, und so rückte der ganze Heerhaufe, Kaiser Octavianus und die Kaiserin, Florens und Leo, sammt allen Rittern nach Paris. Doch war die glückliche Botschaft von der Erlösung des Kaisers und des Ritters noch vorher bei König Dagobert angelangt. Der dankte Gott mit heller Stimme, denn er hatte sie für todt verloren gegeben. Auch Marcebilla erhielt einen Brief von ihrem Geliebten, und wußte nicht, wie sie vor Freuden sich gebärden sollte. Und bald darauf kamen Alle mit einander an, und der König mit allen Rittern und Edlen war ihnen vor das Thor entgegen gezogen. Da mußte vor allen Uebrigen Marcebilla ihren Florens umhalsen und küssen; aber reden konnte sie nicht zu ihm. Alles Blut war ihr vor großer Freude zu dem Herzen gelaufen. Als sie wieder zu sich kam, sprach sie: „Ach du Trost meines Lebens, sei willkommen; warum hast Du mich so lange verlassen?“ Florens aber sprach nichts, sondern küßte sie nur. Und nun ritten sie Alle, Kaiser Octavianus und seine Söhne Florens und Leo und die fromme Kaiserin mit dem ganzen Gefolge ein in Paris. — Hier wurde der Sultan von dem jungen Fürsten Leo sogleich dem König Dagobert ausgeliefert. Aber ihm geschah kein Leid. An einem und demselben Tage wurden er und seine Tochter Marcebilla

durch den Bischof von Paris getauft und der edle Florens mit seiner Geliebten zur Kirche geführt und vermählt. Es war eine gute Ehe, denn die Geschichte meldet, daß sie mit keinem Worte je gegen einander gezürnt haben. Dem Sultan wies der König von Frankreich eine eigne Landschaft an, doch mußte er seine Wohnung an dem Hofe des Königs haben. Der Christenglaube machte ihn fromm und sanft und durch seinen hohen Geist wurde er des Königs oberster Rath in allen wichtigen Dingen. — Jetzt schickte König Dagobert auch zu dem Bürger Clemens, welcher den Fürsten Florens so lange erzogen hatte. Dieser war gar wohlgemuth, daß sein Pflegesohn wieder erlöst worden war. Als aber König Dagobert die Drei, den Kaiser Octavianus, den Ritter Florens und den jungen Leo ernstlich ins Auge faßte, da konnte er nach langem Anschaun nicht mehr zweifeln, daß beide Jünglinge Brüder seien und Octavianus beider Brüder Vater sei. Daher rief er den guten Clemens nahe zu sich und sprach: „Clemens, höret mir zu, ich habe etwas mit Euch zu reden. Bei dem Eide, den Ihr mir als guter Unterthan zugeschworen habt, sagt mir, ist der Jüngling Euer leiblicher Sohn?“ Clemens erschrak vor dem Ernste des Königs und erzählte wie er den Knaben erkauft habe, ohne einen einzigen Umstand zu verschweigen. Sobald die Kaiserin die Rede vernahm, rief sie: „Ja, es ist wahrlich mein Sohn; er ist mir in dem wilden Walde gestohlen worden!“ Sie lief auf Florens zu und küßte ihn klopfenden Herzens. Dem Kaiser, als er seine liebe Gemahlin und die Kinder wieder gefunden hatte, gingen die Augen über. Der König von Frankreich nahte sich ihm und bezeigte ihm seine große Freude. Da sprach Kaiser Octavianus: „Ja, es ist eine große Gottesgabe, die mir armen Sünder zu Theil geworden ist, darum nehmet es nicht übel auf, lieber König und Bruder, wenn ich mit meinem Weib und meinen Söhnen wieder nach Rom ziehe.“ Aber Dagobert bat ihn ernstlich,

ihm doch seinen lieben Sohn Florens zu lassen, weil er ihn mit einer Landschaft in Frankreich begaben wolle, so daß der Kaiser es nicht abschlagen konnte. Die Abreise des Kaisers stand wohl noch zehn Tage an, während welcher der König mit seinen Großen allerlei Festlichkeiten anstellte. Am eilften Tage verließ der Kaiser die Stadt Paris, und der König, Florens und sämmtliche Ritter gaben ihm das Geleite. Die Römer empfingen den Kaiser Octavianus köstlich, und als der Kaiser in seiner Stadt angekommen war, setzte er der Kaiserin eine köstliche Krone auf das Haupt und die fromme Frau vergaß ihres vorigen Leides und wurde hoch erfreut. — Darnach fragte der Kaiser, wo seine Mutter sei. Das Hofgesinde sprach: „Eure Mutter ist während Eurer Abwesenheit gestorben, aber fast unchristlich. Vor ihrem Ende ist sie taub und wahnsinnig geworden und wollte alle Leute lebendig auffressen. Zuletzt mußte man sie an eine starke Kette legen; so trug sie die Schuld ihrer Sünden, bis sie ihren Geist aufgab.“ Der Kaiser war froh, daß er seine Mutter nicht bestrafen durfte. Er wandte sich zu fröhlicheren Dingen und schlug seinen lieben Sohn Leo zum Ritter, und alles Volk hatte große Freude.

Leo turniret in Spanien und gewinnt des Königs Tochter Rosamunde.

Da begab es sich, daß der König von Spanien ein Turnier ausschrieb an alle Könige und Fürstenhöfe, also, daß, wo ein tapferer Ritter wäre, der seine Kraft und Mannheit versuchen wollte, derselbe sich in der spanischen Stadt Valencia einfinden sollte: da würde ein Jeder seines Gleichen finden. Als dies vor die Ohren des edlen Ritters Leo kam, säumte er nicht lange. Er gebot einigen seiner Ritter, sich auf das Turnier zu rüsten, erbat sich von seinem Vater die Erlaubniß zu reisen und zog mit zweihundert wohlgewaffneten Rittern nach Valencia. Hier blieben sie acht Tage stille liegen und ruhten, bis alle Ritterschaft

zusammengekommen war. Dann ließ der König von Spanien einen schönen Turnierplatz zurichten und öffentlich ausrufen: Wo ein Ritter wäre, der turniren möchte um einen Kranz, den des Königs Tochter Rosamunde selbst gewunden, der solle sich des andern Tags zu guter Zeit auf den Platz verfügen. — Als der Ritter Leo dieses hörte, konnte er kaum erwarten, bis die Sonne aufging, und ließ sich schon vor Tag seine Rüstung bringen. Diese war gut und schön gefertigt: vorn auf der Brust war sie mit feinem arabischen Golde zusammengeschmelzt und mit viel köstlichen Edelsteinen besetzt. Auf seinem Helm führte er einen Löwen aus klarem Golde, der trug ein Wickelkind im Rachen. Sobald er nebst allen seinen Begleitern fertig war, begab er sich den nächsten Weg auf den Kampfplatz. Hier fand er manchen kühnen Ritter; doch war keiner so wohl gerüstet wie er, daher wurde er auch von allen Anwesenden mit Neugierde betrachtet. Wie nun die Zeit kam, daß man zusammentreffen sollte, theilten sich die Ritter in zwei Haufen; aber Leos Begleiter trennten sich nicht von ihrem Herrn; sie legten ihre Lanzen ein und rannten alleweg mit ihm, und das so gewaltig, daß mancher von den Gegnern den Sattel räumen mußte. Auch Leo säumte nicht, und warf Alle zu Boden, die ihm vorkamen. Die Königstochter Rosamunde lag auf den Zinnen mit ihren Jungfrauen und schaute dem Kampfe zu. Wie sie nun den Jüngling so ritterlich streiten sah, hätte sie gern gewußt, wer der Ritter sei, der einen goldenen Löwen auf dem Helme hatte. Nachdem nun das Turnier vorüber war, das bei fünf Stunden gewährt hatte, und Jedermann wieder in seine Herberge gezogen war, auch Leo sich wieder entwaffnet hatte, begab er sich mit seiner Gesellschaft sofort zu dem Könige von Spanien und wurde von diesem gar höflich empfangen. Und als es Zeit war zu Tische zu sitzen und alle Ritterschaft zugegen war; siehe, da trat Rosamunde mit ihren Jungfrauen in den Saal, köstlich geziert.

Auf dem Haupte trug sie eine goldene Krone und auf der Krone das Kränzlein. Und als sie in dem Königssaale vor ihrem Vater stand, hub dieser an und sprach: „Liebe Herren und Ritter, der Kranz, der dem Tapfersten unter Euch gehört, ist hier vor Euch. Fragt Ihr aber, wer der sei, so ist mein Bedünken, daß der Ritter, der einen goldnen Löwen auf dem Helme führt, der würdigste sei, ihn zu tragen. Welcher nun derselbe ist, der melde sich, daß ihm die gebührende Ehre geschehe.“ Leo stand hinten in der Tiefe unter den andern Rittern, und scheute sich, selbst seinen Namen zu nennen. Als aber der König immer ernstlicher nach dem Ritter fragte, trat einer von Leos Genossen hervor, deutete auf den Fürsten und sprach: „Hier stehet der, nach dem Ihr fraget.“ So mußte Leo hervortreten und sich dem Könige zeigen. Die schöne Rosamunde nahm den Kranz von ihrem Haupte und setzte ihn dem Jüngling Leo mit den Worten auf: „Edler Ritter, dieses Kränzlein möget Ihr wohl in Ehren tragen, denn Ihr habt wahrlich ritterlich gefochten!“ Leo dankte ihr mit einer tiefen Verbeugung und trat wieder zurück zu seinen Kampfgenossen. Alsdann begann das Mahl und der Jüngling wurde neben Rosamunde gesetzt. Die Beiden vergaßen aber des Essens und vertrieben die ganze Zeit mit freundlichem Gespräche, und unter ihren Worten entzündete sich das unauslöschliche Feuer der Liebe, so daß sie am Ende verstummten und keines mit dem andern mehr reden konnte, sondern daß sie nur Seufzer ausstießen. Der alte König von Spanien merkte dieses; er fragte deswegen heimlich: wer denn der Ritter Leo wäre? Als ihm darauf die Antwort geworden, daß er des römischen Kaisers Octavianus Sohn sei, verwunderte sich der König dessen und war im Herzen sehr darüber erfreut. So wie man von der Tafel aufgestanden war, führte er seine Tochter Rosamunde und den Ritter Leo in seine Kammer und sprach zu diesem: „Lieber Herr und guter Freund, wir haben wohl vermerkt, daß Ihr und meine

Tochter große Liebe zusammen traget. Wenn es Euch nun beliebt, so will ich Euch meine Tochter zum ehlichen Gemahl geben.“ Er antwortete: „Gnädigster Herr, ich bin allezeit geneigt, Euren königlichen Willen zu thun, wievielmehr diesesmal!“ Auf solches zog der König seinen eignen Ring von der Hand und verlobte Leo mit Rosamunde; und bald darauf wurde eine köstliche Hochzeit gehalten, worauf der Ritter Urlaub nahm und mit seiner jungen Gemahlin und den zweihundert Rittern wieder nach Rom fuhr, wo er von seinem Vater, dem Kaiser, gar wohl empfangen wurde.

Florens wird ein König in England und regiert weislich bis an seinen Tod.

Florens hatte dem Könige von Frankreich drei Jahre lang gedient, und war nun schon ein Jahr drüber bei ihm, seitdem sein Vater wieder zu Rom hauste; da kamen im vierten Jahre die Großen von England zu dem König Dagobert und beklagten sich, daß ihr König gestorben sei und keinen Erben hinterlassen habe, der die Krone übernehmen könne. Sie baten ihn mit Ernst, er möchte ihnen einen König wählen, der sie regiere und wider ihre Feinde beschirme. Darauf sprach Dagobert: „Bei der Treue, die ich Gott schuldig bin, ich wüßte keinen auf Erden, der dies füglicher sein könnte als Florens, welcher ein Sohn des römischen Kaisers Octavianus ist. Denn wenn nicht erstlich Gott und dann Er gewesen wäre, so hätten die Ungläubigen mein Land erobert. Darum, liebe Herren, einen bessern Rath kann ich Euch nicht geben.“ Die englischen Fürsten waren dieses Raths sehr zufrieden, denn sie hatten von Florens, seinen Tugenden und männlichen Thaten schon Vieles reden hören. Dagobert meldete seinem Freunde Florens die Sache und dieser nahm das Königreich mit gutem Willen an. So ward er im Triumph in das Münster des heiligen Dionys

geführt und vom Könige Dagobert zu einem König in England gekrönt. — Als nun Florens nach England zog, wollte er seinen lieben Pflegevater Clemens, dessen Hausfrau und seinen vermeinten Bruder Claudius nicht hinter sich lassen, sondern sie mußten alle Drei mit ihm nach England ziehen. So machten sie sich auf, zogen durch Brabant, setzten sich auf das Meer und schifften gen England; und bald waren sie in der Hauptstadt London. Hier wurden Florens und Marcebilla sammt dem Könige Dagobert, der ihn begleitet hatte, von England feierlich empfangen. Dem Florens wurde das Gesetz von England vorgelesen, dasselbe zu halten, wie es einem frommen Könige gebührt; und Florens that einen willigen Schwur. Dagegen segnete König Dagobert sie Alle und schied von dannen. Der König Florens, dem Gott allezeit beistand, regierte sein Volk weislich und es gehorchte ihm in Ehrfurcht und Liebe. Auch wurde ihm und seiner Gemahlin Marcebilla ein schöner Sohn beschеert, welchen sie Wilhelm nannten. Dieser wuchs in allen Tugenden auf und wurde von allen Menschen in Ehren gehalten. Nach langen Jahren starben Florens und seine geliebte Marcebilla kurz nach einander, und Wilhelm ward zum König in England gekrönt. Auch dieser hielt gut Recht, achtete den Armen wie den Reichen und war seinem Volke sehr lieb. — Dieses ist die Geschichte vom Kaiser Octavianus und seinen zwei Söhnen.

In allen Buchhandlungen sind nachstehende **Volksbücher** zu haben:

Geschichte von **Griseldis** und dem **Markgrafen Walther.** Nebst einigen andern Beispielen treuer Liebe. 2 Gr.

Alte und neue **Lieder in Leid und Lust.** (Enthält 50 ausgezeichnet schöne Lieder.) 2 Gr.

Geschichte von der **edlen und schönen Melusina,** welche ein Meerwunder und des Königes Helmas Tochter war. 2 Gr.

Der **Schildbürger** wunderseltsame, abenteuerliche, unerhörte und bisher unbeschriebene Geschichten und Thaten. 2 Gr.

Geschichte von der **schönen Magelone** und dem Ritter **Peter** mit den silbernen Schlüsseln. 2 Gr.

Die Geschichte von den **sieben Schwaben.** 2 Gr.

Jedes dieser Volksbücher ist mit schönen Holzschnitten gezieret und wird für

2 Groschen

verkauft.

Außer den umstehend angezeigten erscheinen noch folgende Volksbücher:

Die **Haimonskinder**, **Fortunatus**, **Herzog Ernst**, **Riesengeschichte**, **Heinrich der Löwe**, der **hörnene Siegfried**, **Helena**, **Genoveva**, **Hirlanda**, die **sieben weisen Meister**, **Dr. Faust**, das **Schloß in der Höhle Xaxa**, **Joachim und Anna**, **Eulenspiegel**, **Salomon und Markolf**, — **Fierrabras**, **Tristan und Isalde**, **Pontus**, — **Heldenlieder**, **Trinklieder**, **Kriegslieder**, — **Märchen**, **Fabeln** u. s. w.

Druck von Breitkopf u. Härtel.

Volksbücher.

7.

Herausgegeben von G. O. Marbach.

Geſchichte

von den

ſieben Schwaben.

Nebſt einigen ſchwäbiſchen Volksliedern.

Leipzig, 1838. Bei Otto Wigand.

Geschichte
von den
sieben Schwaben.

Wie die sieben Schwaben nach Augsburg kommen und sich allda Waffen holen.

Als man zählte nach Christi Geburt eintausend und etliche hundert Jahr, da begab sichs, daß die sieben Schwaben in die weltberühmte Stadt Augsburg einzogen; und sie gingen sogleich zu dem geschicktesten Meister allda, um sich Waffen machen zu lassen; denn sie gedachten das Ungeheuer zu erlegen, welches zur selbigen Zeit in der Gegend des Bodensees übel hauste und das ganze Schwabenland in Furcht und Schrecken setzte. Der Meister führte sie in seine Waffenkammer, wo sich Jeder einen Spieß oder sonst was auswählen könnte, was ihm anstand. „Bygost! sagte der Allgäuer, sind das auch Spieße? So einer wär mir just recht zu einem Zahnstürer. Meister, nehmt für mich nur gleich einen Wiesbaum von sieben Mannslängen.“ — „Potz Blitz, sagte der Blitzschwab, Allgäuer, progle Dich nicht allzusehr.“ Der Allgäuer sah den mit grimmigen Augen an, als

wollte er ihn damit durchbohren. „Eigentlich hast Du Recht, Männle! sagte der Blitzschwab und streichelte ihm den Kautzen; und ich merke Deine Meinung, sagte er: Wie alle Sieben für Einen, so für alle Sieben nur Einen.“ Der Allgäuer verstand ihn nicht, sagte aber: „Ja“; und den Andern wars auch recht. Und so ward denn ein Spieß von sieben Mannslängen bestellt, und in einer Stunde war er fertig. — Ehe sie aber die Werkstatt verließen, kaufte sich Jeder noch etwas Apartes, der Knöpfleschwab einen Bratspieß, der Allgäuer einen Sturmhut mit einer Feder drauf, der Gelbfüßler Sporen für seine Stiefel — „sie seien nicht nur gut zum Reiten, sagte er, sondern auch zum Hintenausschlagen.“ — Der Seehaas aber wählte einen Harnisch, sagend: „Vorsicht sei zu allen Dingen nütz; des Guten könne man nicht zu viel thun; und nutze es nichts, so schade es auch nichts.“ Der Spiegelschwab gab ihm Recht und sagte: „Auch er wolle einen tragen, aber nicht vorn auf der Brust, sondern hinten auf dem Hintern.“ Der Seehaas meinte, der Geselle wolle ihn foppen; Jener aber sagte: „Merks: Hab ich Muth und geh ich vorwärts, so brauch ich keinen Harnisch; gehts aber rückwärts, und fällt mir der Muth anderswohin, so ist dann der Harnisch am rechten Platz.“ Und so ließ er sich denn den Harnisch zurecht machen, der, recht zu sagen, ein Barbiererbecken war aus der Rumpelkammer des Meisters. Und nachdem die sieben Schwaben, wie ehrliche Leute, Alles richtig bis auf Heller und Pfennig bezahlt, auch als gute Christen bei St. Ulrich eine heilige Messe gehört, und zuletzt noch beim Metzger am Göggінger Thor gute Augsburger Würste eingekauft hatten, so zogen sie zum Thor hinaus und ihres Weges weiter.

Wie die sieben Schwaben weiter ziehen, und welchen Weg sie einschlagen.

Der Allgäuer, der an der Spitze ging, stimmte sein Posthörnle an und blies ein Trompeterstückle; hinter ihm kam der Seehaas und dann der Nestelschwab, der ihm seinen Bündel auf dem Buckel trug; drauf folgte der Blitzschwab, der sang: „Es geht ein Butzemann im Reich herum, Didum, Bidi, Bum.“ Dann kam der Spiegelschwab, und ganz hintennach grattelte und pfnaufte der Knöpfleschwab mit seinen Häfen und Pfannen. Und sie trugen zusammen, Mann für Mann, den Spieß, und sahen schier aus wie ein Wiedle gespießter Lerchen. — Sie waren aber schon eine ziemliche Weile gegangen, da fiels ihnen erst ein, zu überlegen, welchen Weg sie einschlagen sollten nach dem Bodensee, wo das Ungeheuer hauste, das zu erlegen war. Der Allgäuer meinte, sie sollten der Wertach nachgehen, dann kämen sie ans Gebirg, und dann könnten sie nimmer fehlen. Der Gelbfüßler aber sagte: „Ueber das Gebirg sei es ein Umweg; sie sollten ihm folgen bis an den Neckar; der Neckar fließe in den Rheinund der Rhein in den Bodensee.“ — „Potz Blitz! sagte der Blitzschwab, ein braver Mann geht gradaus.“ Und die Andern lobten ihn deshalb, und sie beschlossen gradaus zu gehen, zwischen Göggingen und Pfersen durch, und weiter. Und so wateten sie denn durch die Wertach, weil die Brücke abseiten lag, und gingen weiter über Stock und Stein, über Wiesen und Felder, durch Wüsten und Wälder, Berg auf Berg ab, bis sie an Ort und Stelle kamen.

Wie die sieben Schwaben von einer Zigeunerin sich wahrsagen lassen.

Die sieben Schwaben hatten aber auf dem Wege dahin noch viele Abenteuer zu bestehen, woran sicher die Zigeunerin schuld war, die alte Hex. Die saß nämlich außerhalb Kriegshaber an einer Staude am Weg und kochte ein wunderliches Zeug durch einander. — „Knöpfle sinds einmal nicht," sagte der Knöpfleschwab, als er in den Kessel hineinguckte; und der Blitzschwab meinte gar, er sehe auf der schwarzbraunen Brühe statt Pfeffer und Schmalz Mausdreck und Krötenaugen schwimmen, so daß es ihm fast den Magen im Leibe umkehrte. Der Spiegelschwab aber ging auf die Zigeunerin zu und sagte: „Alte Trampel! Du mußt mir wahrsagen." Die besah ihm die Hand und sagte:

Wer Weiberjoch auf sich muß tragen,
Hat wohl von großer Noth zu sagen.

„Die Blitzhex redet wahr," sagte der Spiegelschwab und schob den Gelbfüßler hin. Dem lugte sie auch in die Hand und sagte:

Einem, der ist übermannt,
Dem ist das Fliehen keine Schand.

„Die stichelt auf meine Stiefele, dachte er, und sie weiß, daß ich laufen kann." Da die beiden Gesellen mit der Wahrsagerin zufrieden zu sein schienen, so folgten auch die Andern. Und zum Seehaasen sagte sie:

Ein Ding man leget Manchem vor,
Wenn man es thät, der wär ein Thor.

Zum Knöpfleschwaben sagte sie:

Was man erspart an seinem Mund,
Das frißt die Katze oder Hund.

Zum Neſtelſchwaben ſagte ſie:

Den Eſel kennt man an den Ohren,
An der Red Weiſe und Thoren.

Zum Allgäuer ſagte ſie:

Der Wagen wird nicht wohl geführt,
Wenn Ochſen ungleich angeſchirrt.

„Bygoſt! ſagte der Allgäuer, das hab ich ſelber ſchon oft erfahren, wenn ich hab Miſt ausgeführt. Die Hex ſieht einem, wägerle! durch das Herz.“ Der Blitzſchwab aber, der tiefer in den Hafen geguckt, wollte mit der Heidin nichts zu ſchaffen haben, ſondern ſtieß ihr vielmehr den Keſſel um und ins Feuer, ſo daß dieſes mit Praſſeln auseinander gefahren und ausgeloſchen

ist. Die Zigeunerin aber, voller Zorn, rief ihm mit schätternder Stimme nach:

Jungfrau Lieb ist fahrend Hab,
Heut „Herzliebster," morgen „Schabab."

Und so konnten denn die sieben Schwaben ihrem Schicksal nicht entgehen.

In diesem und den andern Kapiteln wird erzählt, was sich vor der Hand mit den sieben Schwaben zugetragen hat.

Es ist aber an der Zeit, daß ich Dich, günstiger Leser! mit den Helden dieser Geschichte näher bekannt mache, und was Dir sonst zu wissen nöthig ist, aufrichtig erzähle. Vernimm also, daß der Seehaas ausgegangen ist — — — Du mußt aber wissen, daß dieß ein Schimpfname für ihn geworden seit der Zeit, als die sieben Schwaben ihr Abenteuer gehabt, von welchem Du, wenn Du Geduld hast, am Ende hören wirst; er ist aber zu Ueberlingen am Bodensee zuerst Eschhay, dann Bannwart gewesen. Der traf unweit Freiburg im Breisgau den Nestelschwaben an, hinter einem Zaun, wo er etwas zu thun hatte, was der so eben gethan hatte. Und sie machten sogleich Bekanntschaft, wie ehrliche Schwaben zu thun pflegen. Der Seehaas fragte ihn, was er für ein Landsmann sei. Jener sagte, er sei kein Landsmann, sondern nur ein Mähnbub bei jenem Bauern, der dort den Acker pflüge. Da merkte der Seehaas sogleich, mit wem ers zu thun habe; und so ein Dummrian war ihm gerad recht. Er that ihm daher den Vorschlag, er solle mit ihm kommen als sein Knecht, der ihm den Bündel trage; und wenn er etwas erzähle, so solle er nichts sagen, als daß es wahr sei. Jener sagte, er wisse aber nicht, was wahr sei oder nicht wahr.

Drauf der Seehaas: „Merk, Bauernlümmel, Hott bedeutet wahr, Wist nicht wahr.“ So verstehe ers, sagte Jener, und er wolle mit ihm gehen und ihm um einen Batzen Wochenlohn seinen Bündel tragen durch die ganze Welt und weiter. — Und die Geschichte weiß noch bis heutigs Tags nicht anzugeben, was dieser Mensch für ein Landsmann gewesen, ob ein Schwab oder ein Schweizer oder ein Pfälzer, oder sonst einer aus dem deutschen Reich; denn er redete in allen Landessprachen, und in keiner recht. Er wird aber der Nestelschwab darum genannt, weil er, statt der Knöpfe, Nesteln hatte an Janker und Hosen; und da die meiste Zeit eine und die andere zerrissen war, besonders an den Hosen, so mußte er immer nachhelfen mit der einen Hand, was ihm dann so sehr zur Gewohnheit geworden, daß er auch dann so that, wann er nicht hätte also thun dürfen. Beide zogen aber weiter und kamen zum Gelbfüßler, der in Bopfingen ansässig war.

Vom Gelbfüßler, und was sich weiter begeben.

Man erzählt, daß, als die von Bopfingen ihrem Herzog die jährliche Abgabe, die in Eiern bestanden, einstmals geben wollten, hätten sie die Eier in einen Krättenwagen gethan, und damit recht viele hineingingen, mit den Füßen eingetreten, was denn ihrer Ehrlichkeit keine Schande macht. — Daher haben sie denn Alle, die aus jener Gegend sind, in böser Leute Mund den Namen Gelbfüßler erhalten. Zu einem von diesen, der Bopfinger Bote war, kam nun der Seehaas und erzählte ihm: Wie daß in dem großen Wald am Bodensee ein fürchterliches Thier hause, welches Land und Leuten großen Schaden thue. Beschreiben könne er es ihm gar nicht; aber es sei so groß wie eine wilde Katz, doch weit scheußlicher und grauerli-

cher anzusehen; und Augen habe es im Kopf, so groß wie Goldgulden, die funkelten nicht anders als wie das höllische Feuer; und Ohren habe es — — „Nicht wahr, Landsmann?“ „Wist!“ sagte der Nestelschwab. „Hott!“ sagte der Seehaas. „'s ist wägerle wahr,“ sagte der Nestelschwab. Und Jener fuhr fort: Er beschwöre daher den Landsmann um des gemeinen Besten willen, er möge ihm zu Rath und That sein, und ihm getreuliche Gespanen zu werben suchen aus allen schwäbischen Gauen. Der Gelbfüßler sagte: „Fechten könne er zwar nicht; aber seis mit dem Laufen gethan, so könne er den Teufel auf dem freien Feld fangen.“ Da der Seehaas sagte, so einen Mann könne er brauchen, so schlug der Gelbfüßler ein und sagte: „Er müsse nur noch seine Stiefele anziehn und sein Ränzle packen.“ Als dieß geschehen, so zogen sie weiter. Anfangs waren sie uneins, wohin sie sich wenden sollten, ob gegen das Ries oder die Donau. „Im Ries, sagte der Gelbfüßler, gebe es wohl viele Gänse, hab er gehört, aber er wisse nicht, ob es auch Menschen dort gebe.“ Der Seehaas aber meinte: „Das Sehen koste nichts; und erfahren wirs nicht neu, sagte er, so erfahren wirs doch alt.“ Und damit gingen sie nach dem Ries.

Vom Knöpfleschwaben, und was sich weiter zugetragen.

In dem gesegneten Schwabenland, besonders in jener Gegend, wovon so eben Meldung geschehen, besteht die löbliche Gewohnheit, daß man täglichs Tags fünf Mal ißt, und zwar fünf Mal Suppe und zwei Mal dazu Knöpfle oder Spätzle, daher denn die Leute dort in der Umgegend auch Suppen- oder Knöpfleschwaben genannt werden; und man sagt, daß sie zwei Mägen hätten, aber kein Herz. — Der Seehaas brachte also

seine Werbung an und sagte: „Wie daß in dem großen Wald am Bodensee ein fürchterliches Thier hause, welches Land und Leuten großen Schaden thäte. Augen habe es im Kopf, feurige, die so groß wären wie ein Salzbüchsle.“ „Hott!“ sagte der Nestelschwab; aber der Gelbfüßler stieß dem Seehaasen in die Rippen, vermeinend, er solle nicht so lügen. Der aber ließ sich nicht irr machen, sondern fuhr fort zu erzählen: „Das Ungeheuer wachse zusehends, je länger man es anluge, und werde so groß wie ein Pudelhund. Er bitte ihn also um der Landsmannschaft willen, er möchte ihm zu Rath und That sein, und ihm beihelfen tüchtige Gesellen zu werben.“ Der Knöpfleschwab sagte: „Fechten sei zwar seine Leidenschaft nicht; aber wenn sie einen brauchten, um ihnen Knöpfle zu kochen, so gehe er mit los auf das Abenteuer.“ Als sie Handels einig wurden, packte der Knöpfleschwab Häfen und Pfannen auf und zog mit ihnen weiter. Und sie wendeten sich nun nach dem Lechfeld zum Blitzschwaben, den sie zu Meitingen im Wirthshaus bei einem Mäßle weißen Gerstenbiers trafen.

Vom Blitzschwaben, und was sich sonst ereignet.

Nachdem sich die Landsleute das „Gsegn Gott!“ und „Dank Gott!“ zugetrunken hatten, fing der Seehaas an zu erzählen, sagend: „Wie daß in dem großen Wald am Bodensee ein fürchterliches Thier hause, welches Land und Leuten großen Schaden thäte. Es sei so groß wie ein Mastochs, und habe Augen im Kopf wie die Mondscheibe; und das Thier wachse zusehends, je länger man es anluge.“ „Potz Blitz, sagte der Blitzschwab, das möcht ich einmal sehen; ich ließe mirs, beim Teufel! einen Dreibätzner kosten.“ Der Seehaas sagte: „Er

könne es umsonst sehen, er solle nur mitkommen und ihm und seinen Gesellen zu Rath und That stehen beim Abenteuer.“ Darauf der Blitzschwab: „Fechten sei zwar sein Handwerk nicht, aber schimpfen könne er wie ein Rohrspatz, und fluchen wie ein Heid.“ Der Seehaas meinte, man wisse nicht, wozu ein Ding gut sein könne, und er solle nur mitkommen. Jener schlug ein, nachdem er noch ein Känntle Branntwein zu sich genommen, um, wie er sagte, die Magenwinde zu vertheilen, die das vermaledeite Bier mache. Dabei sang er — denn er war ein lustiger Vogel, was man ihm sogleich abmerkte — das Liedlein:

Wo soll ich mich hinkehren,
Ich dummes Brüderlein?
Wie soll ich mich ernähren,
Mein Gut ist viel zu klein;

Wie wir ein Wesen han,
So muß ich bald daran,
Was ich heut soll verzehren,
Ist gestern schon verthan.

Und drauf zogen die Gesellen weiter und kamen zum Spiegelschwaben, der in Memmingen zu Haus war.

Vom Spiegelschwaben und dem Allgäuer, und was ferner geschehen.

Zu derselbigen Zeit waren die Fazinetle noch nicht Brauch, und daher schlenzten Einige das Ding gleich von sich weg, was jetzt die vornehmen Leute in den Sack stecken; andere schmierten es unter die Uechse oder zwischen die Grattel, wo es sich wieder von selbst abwetzte; Andere dagegen, wie der Spiegelschwab,

putzten es an den Vorderärmel, wo es sich zum Spiegel ansetzte und beim Sonnenschein glitzte. Zu diesem kam der Seehaas mit seinen Gespanen und stellte ihm das Anliegen vor, erzählend, „wie daß am See droben ein Ungeheuer hause, so groß wie ein Trampelthier, mit Augen wie Mühlsteine; und er bitte daher, er möge um des gemeinen Besten willen zu Rath und That stehen.“ Der Spiegelschwab sagte: „Rath könne er geben, aber mit der That sehe es schlecht aus, indem er nicht einmal sein Weib meistern könne, die freilich sieben Häute habe, wie eine Memminger Zwiefel.“ (Und hat also die Zigeunerin Recht gehabt.) „Er wisse aber einen, der es mit dem Teufel selbst aufnehme: das sei der Allgäuer.“ — Zu dem gingen sie nun mit einander, und der war gleich bereit, obwohl der Seehaas ihm das Ungeheuer noch viel schrecklicher vorstellte als den Andern, indem er sagte: „Es sei so groß wie ein Haus, und habe Augen im Kopf wie Mühlräder, die im Um- und Umgehen Feuer auswürfen.“ — „Bygost! sagte der Allgäuer, es wird halt dennest nur ein Vieh sein; und der Mensch ist stärker mit Gottes Hilfe, als alles Gethier auf Erden.“ — „Ja, sagte der Seehaas, und es geht ein Sprüchwort: Gott verläßt keinen ehrlichen Schwaben nicht.“ Durch diese Reden bekamen die Uebrigen noch einmal so viel Muth, und sie gaben sich Alle getreulich die Hand, daß sie einander beistehen wollten als Freunde und Landsleute in allen Gefahren und Nöthen Leibs und der Seele. Und so beschlossen denn die sieben Schwaben mit einander zuerst nach Augsburg zu gehen, wie schon oben erzählt worden, um, wie es tapfern Christenmenschen geziemt, sich vor allem mit Streitzeug zu versehen.

Wie die sieben Schwaben auf einen Bären stoßen, und was sie dazu sagen.

Wir wollen aber die sieben Schwaben auf ihrem Weg einholen, und da treffen wir sie, vier bis fünf Stunden außer Augsburg, in einem Hohlweg, den sie eben durchziehen. Und sieh da! ein großmächtiger Bär liegt da am Weg, und der Allgäuer bemerkt ihn nicht eher, bis er fast mit der Nase auf ihn fällt. Der schreit was er kann: „Ein Bär! ein Bär!“ und stößt den Spieß aus Leibeskräften gegen das Thier. Doch das rührte sich nicht mehr, denn es war maustodt. Drob erfreut, schaut der Allgäuer um und sieht die Gesellen alle auf dem Boden liegen, und, vermeinend, sie seien auch todt und er habe sie hinterrucks mit dem Spieß erstochen, fing er laut an zu lamentiren. Die aber waren, man weiß nicht, ob aus Schrecken, oder weil sie den Spieß zu fest gehalten, zu Boden gefallen; und als sie hörten, daß der Bär todt sei, standen sie frisch und gesund wieder auf und stellten sich um den Bären herum, und der eine rupfte ihn beim Pelz und der andere steckte gar seine Hand in den Rachen, und kein einziger fürchtete sich mehr vor ihm. Und als sie den Bären näher untersuchten und kein Loch an ihm fanden, als das, was er schon bei seinen Lebzeiten gehabt, so merkten sie wohl, daß er nicht erstochen sei, sondern verreckt; und der Spiegelschwab warf die Frage auf: woran er wohl gestorben sein mag. Der Knöpfleschwab sagte: „woran denn sonst als am Hunger.“ — „Nein, sagte der Gelbfüßler, aus Kälte.“ Und so hatte denn Jeder seine aparte Meinung, wie die Schildbürger ob des todten Wolfes. Errathen aber hats wohl nur der Spiegelschwab, der pfiffigste unter ihnen, welcher sagte: „er sei, wo nicht an Wehtagen, doch am Tod gestorben.“ Hierauf hielten sie Rath, was sie mit dem Luder anfangen wollten, und nach langem Hin- und Herreden beschlossen sie ihm

die Haut abzuziehen; die sollte einst demjenigen zu Theil werden, der sich beim Abenteuer am männlichsten halten werde. Das Aas wollten sie liegen lassen. „So mögen ihn die Schafe fressen, wie er zuvor die Schafe gefressen," sagte einer, ich weiß nicht mehr, was für einer.

Wie die sieben Schwaben in den Stauden stecken bleiben.

Als die sieben Schwaben tiefer in die Stauden kamen, blieben sie darin stecken. Der Wald wurde nämlich immer dichter und dichter; und einstmals, als der Allgäuer vor einem Baum stand, sagte er: „Bygost! durch muß ich;" und druckte und beugte den Spieß so gewaltig seitwärts, daß der Knöpfleschwab zwischen einem Baum und dem Spieß eingeklemmt wurde, und sie Alle weder vor- noch rückwärts konnten. Und ist also wahr geworden, was die Zigeunerin prophezeiht hatte: „Der Wagen wird nicht wohl geführt, wenn ungleich Ochsen angeschirrt." Die Gesellen wollten zwar ihren Kumpan wieder losmachen; da sie aber aus allzugroßem Eifer an dem Leichnam zogen, der eine nach oben, der andere nach unten, und links und rechts zu gleicher Zeit, so ging eben das Ding nicht vorwärts und sie hätten ihn fast geviertheilt. Endlich besann sich der Allgäuer und rief: „Bygost! ich müßte des Teufels sein, wenn mir Gott nicht hülfe!" Und er sagte: „Huy Ochs!" und packte den Baum, der den armen Schächer einzwängte, und riß ihn mit Einem Riß, daß es krachte, wurzelaus, so daß der Knöpfleschwab, halb entseelt, losschnellte, und hinpflumpfte, als wär er in den Boden eingerammelt. Da bekamen die Gesellen erst rechten Respekt vor dem Allgäuer, den sie sonst für tappet und talket halten mochten. Und der günstige Leser, welcher das Stücklein nicht glauben will, kann selbst nachsehen auf dem Platz, wo der Baum noch liegt bis auf den heutigen Tag.

Wie die sieben Schwaben einem Mägdlein begegnen, und wie der Blitzschwab von ihr auf die Kirbe geladen wird.

In der Gegend von Schwabeck begegnete den sieben Schwaben auf dem Feld eine schöne Bauerntochter, die ihnen Allen sogleich ins Aug stach, dem Blitzschwaben aber am meisten. Das Töchterle sagte züchtiglich und andächtiglich: „Gelobt sei Jesus Christus!" und sie antworteten allesammt: „In Ewigkeit, Amen." Wie man denn zur selbigen Zeit in ganz Schwabenland nichts als gute Christenmenschen antraf, und noch keine Freimaurer, wovon nun alle Stauden voll stecken, wie in der ganzen übrigen Welt. „Potz Blitz! sagte der Blitzschwab; das Mädle muß ich stellen und anreden." Und er ging auf sie zu und fragte sie: wie sie heiße? Sie antwortete: „Käther, und sie sei aus der Grafschaft Schwabeck." Und dabei lugte sie ihm freundlich ins Gesicht; denn der Blitzschwab war kein unübler Kerl. Der fragte: „ob sie ihn nicht heuren möchte?" Das Mädle lachte und sagte: „Ja, wenn einmal die Mannsleute so fäsig wären, wie die Pfeffernüsse." Jener sagte: „Sie sollte ihm nur gleich ein Schmätzle geben statt dem Draugeld." Die Jungfer aber sagte: „Eine Ohrfeige sei ihr feil, aber kein Kuß." Mein Schwab merkte wohl, daß das nicht ihr Ernst sei, und er nahm sie bei der Hand, was Jene zuließ, und er fragte: „ob er denn gar keine Hoffnung habe, wenn er wieder käme?" und er schmeichelte ihr und streichelte sie, und nannte sie Schatzhauser, und Herzkäferle, und Skapulierläusle, und schwätzte allerhand närrisches Zeug, wie denn verliebte Leute zu thun pflegen. Das Mädle hatte aber endlich genug, und sie sagte: „Er soll ihr auf die Kirbe kommen," und ging fort, lugte aber nochmal um und sagte: „Nichts für ungut." Und so wurde denn der Blitzschwab brav heimgeschickt, und es war zwar grob, was sie gesagt, aber gut. Und die Gesellen stimm-

ten darin alle überein, daß sie eine wunderschöne Tochter sei, wie es denn die schwäbischen Mädle alle sind, ausgenommen die wüsten. Der Allgäuer selbst sagte: „Bygost! wenn das Föhle aus dem Allgäu wäre, ich wüßt nicht, was ich thät.“ Dem Blitzschwaben aber wollte seit der Zeit die Käther aus der Grafschaft Schwabeck nicht mehr aus dem Kopf, und er nahm sich festiglich vor, er wolle ihr auf die Kirbe kommen.

Wart e bissele,
Beit e bissele,
Sitz e bissele nieder,
Und wenn du e bissele gsessen bist,
So komm und sags dann wieder.

Wie die sieben Schwaben einem Baiern begegnen, und wie sie ihn heimschicken.

Außerhalb Mindelheim — das Nest ließen sie abseiten liegen, fürchtend, die Mindelheimer möchten Furcht vor ihnen bekommen, wie vor dem feindlichen Reiter, der ganz allein ihre Stadt eingenommen — bei Aurbach begegnete ihnen ein Baier, dem sies sogleich an seinem Häs ansahen, was er für ein Landsmann sei. Er war ein Bräu aus München, und hatte Säu ins Reich getrieben und dafür Hopfen eingehandelt in Memmingen. Der blieb am Weg stehen und ließ die Spießmänner an sich vorbeigehen, und hatte Lust, sie auszulachen. Der Blitzschwab fragte ihn: „Was er so luge? ob er nie einen Schwaben gesehen habe?" „O ja, sagte der Baier, bei mir daheim in der Kuchel gibts zu Tausende." „Potz Blitz, Malefiz!" sagte der Blitzschwab und ging auf den Baiern zu, der ein Fetzenkerl war und dem der Blitzschwab kümmerlich bis an den Nabel reichte. Und eh sichs der Baier versah, sprang der Schwab an ihm in die Höh und gab ihm eine solche wetterliche Ohrfeige, daß ihm das Feuer aus den Augen schoß und die Ohren vom Schlag sausten. Der Baier aber, nicht faul, langte mit dem Arm weitmächtig aus, um dem Schwäblein auch eine zu versetzen; und es wär auch eine Watsche gewesen, an die er sein Lebtag gedacht hätte. Aber weil der Schwab eben so geschwind wieder auf dem Boden war, wie in der Luft, so schlug Jener in den Wind hinein, so daß er sich umdrehte, wie ein Triller, und stolperte und fiel. Jetzt gings über ihn her; der Blitzschwab packte ihn an der Gurgel; die Andern hielten ihn an Händen und Füßen und trommelten auf ihn los. Er wäre aber doch ihrer Herr geworden und hätte sie sämmtlich in die Höhe geschupft, wie Pfulben, wenn nicht endlich auch der Allgäuer wie ein Maltersack auf ihn gefallen wäre, der ihm drohte, er

werde ihm das Licht ausblasen, wenn er ihnen den Schimpf nicht abbitten thät. Der Baier mußte es denn wohl thun, und so ließen sie ihn gehen. Als er aber nach München zurück gekommen, ließ er an sein Haus, auf dem Anger, die sieben Schwaben malen zum ewigen Gedächtniß, allwo sie noch heutiges Tags zu sehen sind.

Das Kapitel vom Waldbruder.

Wie sie denn weiter gezogen in die Kreuz und Quer, so kamen sie von ungefähr zur Klause eines Waldbruders. Der saß so eben vor seiner Zelle, in einem Buche lesend. Sie riefen ihn an und baten ihn, mit herabgezogenem Käpple, wies Christenmenschen geziemt, er möchte ihnen den rechten Weg weisen. Das Buch aber, worin der Klausner las, war ein Traktätlein contra facetias, das heißt zu Deutsch: gegen die Fachsen. Und so wird sich denn der christliche Leser nicht wundern über die Rede, womit der fromme Mann die guten Sieben anließ; denn vor ihm stand nun ja, wie ihm däuchte, das lebendige Konterfei von Fachsenmachern. „Den Weg soll ich Euch weisen, Ihr Landfahrer? (hub er an) Wartet! die Schellen will ich Euch stimmen, Ihr Schalksnarren! die Federn will ich Euch beschneiden, ihr Fatzvögel! den Grind will ich Euch einäschern, Ihr Fasnachtsbutzen!“ — Der Seehaas unterbrach seine Rede, sprechend: „Wie daß in dem großen Wald am Bodensee ein fürchterliches Ungeheuer hause...“ Der Klausner ließ ihn aber nicht ausreden, sondern rief: „Herrgott im Himmel! was für Höll-Lumpen hast du auf Erden! Da ziehen sieben Kalfakter mit Einmal herum im Reich, zu Schand und Spott des Schwabenlandes und der Christenheit! Gibts denn nichts Nützliches mehr zu thun in der Welt für solche Schlingel, die Ihr seid?

Gibts keine Hafen mehr zu binden, keine Pfannen zu flicken, keine Scheeren zu schleifen? Schert Euch fort, Ihr Scheurenpurzler! In den Stock mit Euch, in die Geige, an den Galgenbaum, Ihr Vaganten, Ihr Lyranten, Ihr Komödianten!'' ,,Potz Blitz!'' sagte der Allgäuer, und ,,Bygost!'' der Blitzschwab, vor lauter Staunen und Starren. Jener aber machte Rechtsum mit dem Wiesbaum und zog die Sechse nach; und der Blitzschwab stimmte seine Fiedel, und fing an ein Liedlein zu singen, so daß von dem weitern Schelten des Waldbruders nichts mehr zu vernehmen war.

Nutzanwendung des Autoris.

Vielleicht, günstiger Leser, wird es meinem Büchlein von den Abenteuern der sieben Schwaben auch also ergehen, wie es den sieben Schwaben selbst ergangen; und daß irgend ein Sitten- und Splitterrichter es anschnurren möchte und verdammen als ein eitles Gedicht voller nichtsnutziger, ja ehrenrühriger Fachsen... Günstiger Leser! sag ihm dann: es gebe in der weiten Gotteswelt nicht nur fleißige Immen und geschäftige Aemsen, sondern auch Maivögelein, lustige; und man wisse nicht, ob und wozu die letztern nicht auch nutz seien. Mein Büchlein aber — sag ihm das — wolle Niemanden ärgern, sondern vielmehr Jedermann ergötzen; und wem es nicht gefallen wolle, der könne es ja abweisen von seiner Thür. Die Schwalbe ziehe auch lustig durch die Welt, und heime sich ein, wo man sie eben dulde, und bringe kein Unglück den Leuten ins Haus. Sie irre nicht einmal die Meise, die geschäftig das Rädlein treibt am Käfig, achte aber auch nicht der Nachteule, die in dem finstern Loche sitzt mit ihren glotzenden Augen.

Welches Lied der Blitzschwab gesungen.

„Guten Morgen, Spielmann,
Wo bleibst du so lang?"
Da drunten, da droben,
Da tanzen die Schwaben
Mit der kleinen Killekeia,
Mit der großen Kumkum.

Da kommen die Weiber
Mit Sichel und Scheiben,
Und wollen den Schwaben
Das Tanzen vertreiben
Mit der kleinen Killekeia,
Mit der großen Kumkum.

Da laufen die Schwaben
Und fallen in Graben,
Da sprechen die Schwaben:
Liegt ein Spielmann begraben,
Mit der kleinen Killekeia,
Mit der großen Kumkum.

Da laufen die Schwaben,
Die Weiber nachtraben,
Bis über die Grenze,
Mit Sichel und Sense:
„Guten Morgen Spielleut,
Nun schneidet das Korn."

Wie der Blitzschwab Händel bekommt mit dem Spiegelschwaben und wie sie wieder gut Freund geworden.

Es war schon Nacht, als die sieben Schwaben ins Freie und auf die Landstraße kamen. Und der Mond ging so eben auf. Da sagte der Spiegelschwab: „Jetzt haben wirs gewonnen, Memmingen ist nicht mehr weit.“ Der Blitzschwab fragte ihn: „wie er das wissen könne?“ — „Werd ja doch den Memminger Maun (Mond) kennen?“ — „Potz Blitz, wie blitzdumm!“ sagte der Blitzschwab. Dieß kaum gesagt, hatte er schon seine Dachtel vom Spiegelschwaben, der Alles leiden mochte, nur nicht daß man ihn für dumm halten sollte. „Daß Dir der Blitz ins Maul platz, schrie der Blitzschwab, du Lalle, du Ginkel, du Takel, du Kog!“ und so gings eine ganze Litanei durch. Der Spiegelschwab wurde auch immer wilder, und so kamen sie denn einander in die Haare und rauften sich ab wie zwei Metzgerhunde. Da bat der Seehaas den Allgäuer, er sollte Frieden machen. Der ließ sich nicht lang bitten, sondern packte sogleich den Blitzschwaben am Hosenbändel und hielt ihn in der Luft wie einen Frosch, und er mochte zappeln wie er wollte. Inzwischen ließ der Spiegelschwab nicht nach, dem Blitzschwaben aufs Brät zu klopfen; und daher packte denn der Allgäuer ihn auch mit der Linken, und hielt ihn am Leible, unter der Gurgel, so keif und fest, daß er bockstärr da stand und nicht muksen konnte. „Bygost! sagte er, ich will Euch Hores Mores lernen, Ihr donnerschlächtige Strohlkerle.“ Und er schüttelte den Einen und drosselte den Andern immer ärger und ärger, bis sie endlich einander das Wort gegeben, daß sie wieder gut Freund sein wollten. Und das sind sie denn auch geblieben von der Zeit an bis in ihren Tod.

Was für eine Gefahr dem Spiegelschwaben gedroht, und wie er sich daraus errettet.

„Durch Memmingen gehen wir nicht, obwohl drin gute digene Würste zu haben sind," sagte der Spiegelschwab. Und als man ihn fragte: warum? so sagte er: „darum; und er müsse sich doch wohl am besten auswissen." „Seis, sagte der Nestelschwab, wir können ja um die Mauern herum und dann zum andern Thor hinaus." Die sieben Schwaben gingen also um die Mauer herum durch die Hopfengärten. Aber da hat sichs denn wiederum augenfällig gezeigt, daß der Mensch seinem Schicksal nicht entgehen könne. Denn ehe sichs der Spiegelschwab versehen, sprang aus einem Hopfengarten ein Weib auf ihn zu, eine rechte Runkunkel, und schrie in einem Ton, der durch Mark und Bein ging: „Bist Du endlich wiederum da, Du Schlingel? Wo bist Du so lange Zeit herum kalfaktert, Du Galgenstrick?" Der Spiegelschwab erkannte in ihr sogleich seine liebe Ehhälfte, und er rief: „Helft mir, alle Heiligen! der Teufel ist los!" und huschte in den andern Hopfengarten hinein. Das Weib ihm nach. In der Herzensangst fiel ihm eine List ein. Er hatte nichts zu tragen, weil er nichts hatte, als das Bärenfell; das that ihm nun guten Dienst. Er warfs in Eile über den Kopf, schloff in die Bratzen und kreiste nun auf allen Vieren wie ein leibhafter Bär. Wie nun das Weib näher kam, richtete er sich auf und trappelte brummend auf sie zu. Die sah nicht sobald den Bären als sie laut aufschrie und über Hals und Kopf davon rannte. Der Bär aber holte sie ein und drückte und herzte sie, daß ihr fast die Sinne vergingen. Dann ließ er sie los und ging den Gesellen nach. Seit der Zeit, als dieser Schwank kund geworden unter den Memminger Frauen, werden die bösen Männer von ihnen Brummbären genannt.

Wie sie gegen Wissen und Willen in die Stadt Memmingen kommen und dorten Bierbeschau halten.

Die sechs andern Schwaben aber waren weiter gegangen, und standen jetzt vor einem Thor, welches man ihnen, auf ihr Befragen, wie es heiße, Leutkircher-Thor nannte. „Da müssen wir also hinaus," sagte der Nestelschwab, oder ein anderer, gleichviel welcher. Sie gingen also durch das Thor und kamen in die Stadt, ohne es zu wissen und zu wollen. Wie aber kein Unglück ohne Glück ist, so hat sichs auch hier begeben. Denn das erste Haus, das ihnen auffiel, war ein Wirthshaus, vor dem ein Maienbaum stand, und ober der Thür war zu lesen: „Hier schenkt man Märzenbier aus." Als das unsere Schwaben sahen, dachten sie, umsonst sei das Märzenbier mitzunehmen. Der Wirth, der sie kommen sah mit dem großen Spieß, kam ihnen erschrocken entgegen und fragte: was sie schafften. „Sie möchten ein wenig sein Bier kosten," sagte der Allgäuer, und er ging mit den Gesellen in die Zechstube. Der Wirth, vermeinend, sie seien abgesandt von der schwäbischen Kreisregierung, um in Schwabenland das Bier zu beschauen, und zu schätzen, ob es pfennigvergeltig sei — was wohl noth thäte auch zu unsern Zeiten — der holte das beste, das er im Keller hatte, und es war noch nicht gut. Doch tranken die Gesellen eine Bütsche um die andere aus; und wie sies bis auf einen halben Eimer gebracht hatten, sagte der Wirth: „er sehe mit Freuden, daß es ihnen wohlschmecke." Der Blitzschwab meinte, es könnte besser sein und es sei zu wenig Malz und Hopfen drin. „Mit Verlaub, sagt der Wirth, der ein Schalk war; Hopfen und Malz ist nicht zu wenig drin, aber zu viel Wasser." Drob lachten die Gesellen; und dem Blitzschwab fiel der Spruch ein und er sagte ihn:

Zu Langensalz

könnte eben so gut Memmingen heißen, sagte er —

Zu Langensalz
Braut man drei Bier aus einem Malz;
Das erste heißet man den Kern,
Das trinken die Bürgermeister gern;
Das andere heißt das Mittelbier,
Das setzt man gemeinen Leuten für;
Das dritte heißt Covent,
Trink dich potz schlapperment.

Drauf spielte er ein Paar lustige Stücklein auf, dem Wirth zu Ehren. — Nachdem nun die Gesellen vollauf getrunken, so standen sie auf und gingen davon, als wären sie Niemandem etwas schuldig. Der Wirth ließ sie gehen in der obgedachten Meinung; und er sagte, daß es ihm eine große Ehre gewesen, und sie sollten nur das Beste reden von seinem Bier. Das thaten sie denn auch, und sie konnten sich nicht genug verwundern, daß man in Memmingen das Märzenbier ausschenke. Und so ward denn der Wirth gefoppt von seinen Landsleuten, ohne deren Wissen und Willen. Man sagt aber, daß ihm der freie Trunk wohl bezahlt worden sei von andern Landsleuten; wie man denn den Wirthen gern viel Böses nachsagt.

Wie unsere Schwaben durch das blaue Meer schwimmen, ohne zu ersaufen.

Obwohl sonst ein wackerer Schwab, wenn es sein muß, seine fünf Mäßle Bier trinken mag auf Einem Sitz, und er findet doch noch seine Wege und Stege: so haben doch unsere Schwaben zu tief in den Krug geguckt, und ist ihnen nicht recht

just gewesen im Kopf, wie sich aus Folgendem zu ergeben scheint, was eine wahrhaftige Geschichte ist. Denn sie waren kaum außer dem Thor, so verirrten sie sich in den Hopfengärten und verloren die Landstraße, und der Spiegelschwab suchte sie vergebens einzuholen auf dem Weg nach Leutkirch. Wie sie aufs freie Feld kamen, sagte der Allgäuer: „Bygost! es ist Ein Ding; haben wir keinen Weg, so machen wir uns einen; die Iller werden wir doch finden, und dann kann die Brücke auch nicht weit davon sein.“ Und so ging es denn fort über das Brachfeld hopp, hopp! und der Allgäuer blies, der Blitzschwab sang: Ich laß ein klein Waldvögelein ꝛc., der Knöpfleschwab keuchte und stolperte und fiel ein um das andere Mal, und mußte gleichwohl wieder aufstehen. Inzwischen fing es an dunkel zu werden, und sie irrten umher, obwohl der Allgäuer von fern noch den Gründten sehen mochte. Da standen sie auf einmal an einem Abhang, und unten, so däuchts ihnen, lag ein See, der Wellen schlug. Es war aber ein Feld voll Flachses, der in der Blüthe war, und da der Wind heftig blies, so wallte und wogte es wohl; aber es war kein Wasser. „Potz Blitz! rief der Blitzschwab, was ist da zu machen? Durch müssen wir, sonst kommen wir nicht an Ort und Stelle. Allgäuer, mach den großen Christoph und trag uns hinüber.“ „Bygost! sagte der Allgäuer, ins Wasser mag ich wohl gehen, aber weiter nicht als bis an den Hals.“ Der Nestelschwab lamentirte, er könne nur mit Einer Hand rudern, indem er mit der andern die Hosen zu halten habe; und der Knöpfleschwab stand betrübt da und lugte ins Wasser hinab, um zu schauen, ob keine Wallfische drin seien. Das sah der Blitzschwab, und er ging ganz stät hinterrucks auf ihn zu und sagte: „Frisch gewagt ist halb geschwommen,“ und gab ihm einen Stoß, daß er, plumpf! drunten lag. „Der sinkt nicht, sagte der Gelbfüßler, es muß doch nicht tief sein, da kann mans wagen,“ und hupfte

flink und frisch hinunter, wie ein Laubfrosch. Dem folgte der Blitzschwab, nachdem er sich vorher in die Hände gespieen und einen tüchtigen Anlauf genommen hatte. „Bygost! sagte der Allgäuer, der Letzte will ich auch nicht sein," und warf den Spieß voraus und hupfte nach. Der Nestelschwab aber hatte sich an dessen Hosenbändel gehängt und fiel darum unten gemächlicher auf als die Uebrigen; und war dieß das einzige Mal, daß er gescheidt gethan. Da lagen sie nun Alle, anfangs unbeweglich wie Holzblöcke, dann rührten und streckten sie ihre Glieder wie halb zerstampfte Würmer, dann krochen sie allmählig heraus wie Schnecken aus ihrem Häusle, endlich standen sie wiederum da wie andere Menschen, und sagten kein Wörtle, sondern griffen bloß nach ihren Rippen, ob sie noch ganz seien. Und nachdem sie den Spieß aufgefischt hatten, zogen sie querfeldein weiter.

Wie der Allgäuer die Landstraße findet, aber bald ersoffen wäre.

Es war schon finstere Nacht, und sie hatten die Landstraße immer noch nicht gefunden. Endlich rief der Allgäuer: „Bygost! nun haben wir die Straße und sind auf dem rechten Weg.“ Sie standen aber an der Iller, und der Allgäuer hatte den hellen Wasserstreif für die Landstraße angesehen. Und er schritt frisch vorwärts und die Andern blindlings nach. Pflumpf! lag er im Wasser. „Bygost! ich ersauf!“ Mehr konnte er nicht sagen, denn er war schon über den Hals darin. Die Andern sprangen alle weidlich davon; nur der Knöpfleschwab blieb und half. Denn, um nicht immer zu stolpern und zu fallen, hatte er sich mit einem Bändel an den Wiesbaum angeschirrt und konnte darum nicht loskommen, und blieb, so dick und breit er war, auf demselben Flecken. So mochte denn der Allgäuer sich wieder gemächlich heraus arbeiten. Ohne den Knöpfleschwab wäre er sicherlich hin gewesen sammt dem Spieß. Und war dieß das einzige Heldenstück, das der Knöpfleschwab gethan auf der ganzen Fahrt; was aber drum um so weniger verschwiegen werden durfte, um den Schwaben aus jeglichem Gau Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. — Auf das mörderische Geschrei, das die Gesellen erhoben, kam auch der Spiegelschwab herbei, der an der Brücke auf sie gewartet hatte; und da er alle Wege und Stege in der Gegend wußte, so führte er sie auf die rechte Straße; und im nächsten Haus, wo unser Herrgott den Arm herausstreckte, kehrten sie ein und hielten ihr Nachtquartier.

Einige Stückle vom Neſtelſchwaben, woraus hervor zu gehen ſcheint, daß er kein Schwab geweſen.

Es geht die Sage, daß einmal ein Schwab gebeichtet habe; und nachdem er einige Sünden bekannt, habe er plötzlich inne gehalten. Auf die Frage des Beichtvaters, ob ihm noch etwas auf dem Herzen liege, habe der Schwab geſagt: „Ja, Eins drücke ihn noch, aber er ſchäme ſich es zu ſagen.“ Der Beichtvater: „Er ſolle nur frei von der Bruſt weg reden.“ Hierauf der Schwab: „Ich bekenne, daß ich — — ein Schwab bin.“ Darob habe ihn der Beichtvater getröſtet und geſagt: „Nun, eine Sünde iſts eben nicht, aber ſchön iſt es freilich auch nicht.“ — Iſts nicht ein anderer Schwab geweſen, der alſo gebeichtet, ſo iſts ſicherlich der Neſtelſchwab geweſen. Denn der war wirklich ſünddumm, wie ein Schaf; aber auch — zu ſeinen Ehren ſeis geſagt — eben ſo geduldig und von gutmüthiger Art. Darum hatten auch die Andern ihre Fuhr mit ihm, und er mochte es auch wohl leiden. — Einſtmals ſollte er mit dem Gelbfüßler wettlaufen. Das konnte er nicht. Da ſagte er: „Ich glaub es wohl, daß ich Dir nicht nachkomme; Du haſt Stiefele an, mit denen langt man weiter als mit den Schuhen.“ — Ein andermal fragte ihn der Spiegelſchwab: „Wenn er den Hut gäbiſch aufſetze, was dann das Vordertheil und was das Hintertheil wäre?“ Das konnte er nicht herausbringen, obwohl er den Hut hin und her rückte auf dem Kopf, und ihn von vorn und hinten beſah. — Wieder ein andermal fragten ſie ihn, wie ſein Name ſei. Er antwortete: „Meine Mutter hat geſagt, ich heiße wie mein Vater.“ — „Wie aber denn ſein Vater geheißen?“ Antwort: „Wie ich, hat meine Mutter geſagt.“ Man fragte weiter: „Wie ſie mit einander geheißen?“ Da bedachte er ſich und ſagte endlich: „Einer wie der Andere.“ — Die Zigeunerin mochte ihn wohl gekannt haben,

als sie sagte: „Den Esel kennt man an den Ohren;“ und sie hat gewußt, daß Ratzen auf seinen Hirnkasten gekommen. Aber was er für ein Landsmann gewesen, das hat sie doch nicht errathen, sonst hätte sies gewiß gesagt, und wir wüßten nun auch, was wir nicht wissen.

Wie die sieben Schwaben aufgefangen und eingesetzt werden.

Des andern Morgens zogen die sieben Schwaben in guter Laune weiter, und unterhielten sich mit den Abenteuern von nächten, und lachten sich einander wacker aus. Als sie vor Kronburg vorbei kamen, guckte eben der Junker von und auf Kronburg aus dem Fenster und sah die Gespanen vorbeiziehen. Da rief er seinem Schergen und sagte: „Lug einmal, was das für Leute sind; es mögen wohl Landfahrer sein oder sonst so eine Bagasche.“ Der Scherg nahm sieben Bullenbeißer mit und stieg den Berg hinab den Schwaben entgegen. „Sie sollten ihm folgen ohne Umschweif,“ sagte er, und die Hunde bleckten die Zähne. Man muß wohl der Obrigkeit Gehorsam leisten, dachten die sieben Schwaben, und folgten ihm ohne Umschweif. Der Knöpfleschwab allein war saumselig, und er mußte ein paarmal zur Pflicht gehetzt werden. Wie sie vor dem Junker erschienen, fragte der sie: woher? und wohin? und wie? und warum? Und der Seehaas erzählte getreulich: „Wie daß in der Gegend am Bodensee ein schreckliches Thier hause, und da hätten sie sich denn als brave Landsleute und biedere Männer zusammengethan aus allen schwäbischen Gauen, um das Land vom Ungeheuer zu befreien.“ Das glaubte aber der Junker nicht, sondern blieb bei seiner Meinung, sie seien Strolchen und Diebsgesindel, und ließ sie in die Keuche stecken.

So geht es in Schnitzlebutz Häusle,
Da singen und tanzen die Mäusle,
Und bellen die Schnecken im Häusle —

hat der Blitzschwab in der Keuche gesungen, aber ganz still wie ein Mäusle.

Wie die sieben Schwaben sich aus der Gefangenschaft befreien.

Es sagt aber die Geschichte, daß der Junker von Kronburg Tags zuvor, als ihn eben das Zipperlein plagte, den patriotischen Entschluß gefaßt, zur Aufrechthaltung der Ordnung und Sicherheit im schwäbischen Kreis und zur Beförderung der Aufklärung und Sittlichkeit unter dem gemeinen Volk, ein Zuchthaus zu stiften und in seinem Schloß anzulegen; woher es denn kam, daß er, den Kopf noch voll von diesem Plan, die sieben ehrlichen Schwaben als Spitzbuben ansah und einstecken ließ. Denn sonst war er ein gar niederträchtiger, frommer und milder Herr, der sogar seinen eigenen Bauern nicht mehr Wolle abschor, als er eben nöthig hatte, um sich selbst warm zu kleiden. Und so befahl er denn, daß man den Gefangenen Nahrung reichen sollte, so weit sie deß bedürften. Der Spiegelschwab, der ihn wohl kannte und wußte, daß Schmalhans in dessen Küche und Keller hauste, legte seinen Plan drauf an, welchen er den Gespanen mittheilte. Wie also der Scherg Mittags eine große Pfanne voll Milchspätzle brachte, sagte der Blitzschwab zum Knöpfleschwaben: „Die gehört wohl für Dich.“ Der Scherg meinte, das sei für Alle genug. Der Knöpfleschwab aber sagte: „Er wolle lugen, obs für ihn lange.“ Und er aß die Pfanne allein aus, so daß er kein gottiges Spätzle leibte und die Schubet noch zusammen schärrte, als hätts ein Hund ausgeschleckt. Das hinterbrachte der Scherg seinem Herrn und

sagte: „Man müßte nur gleich eine Bränte voll Spätzle auf einmal kochen, und er wette, es sei noch nicht genug.“ Da ging der Junker von und auf Kronburg in sich und meinte, er sei dem schwäbischen Kreis und der Menschheit kein so großes Opfer schuldig, daß er sich aushungern lassen sollte in seinem Schloß um einiger weniger Strolchen willen. Und er befahl, die Sieben sollten sogleich in Freiheit gesetzt werden. Der Amtsherr aber gab ihnen wohlweislich noch einen Steckbrief mit, um andere Leute vor ihnen pflichtschuldigst zu warnen.

Wie die sieben Schwaben einer Heerde Vieh begegnen, und wie der Allgäuer ein Stiergefecht hält.

Bei Leutkirch (ist ein Nest, halb städtisch, halb bäurisch) mußten die sieben Schwaben mitten durch eine Heerde Ochsen und Küh und Kälber und Roß und Huischele und Schaf und Böck, war Alles durch einander, schier wie die schwäbischen Herrschaften. Da, beim Vieh, war der Allgäuer so recht zu Haus, und er zog die Gespanen, sie mochten nun wollen oder nicht, mitten durch, und wist und hott, und hinter sich und für sich. Dieß mochte den Gemeind-Hag verdrießen, und er ging brummend und schwänzelnd auf die sieben Schwaben los. Die nahmen sogleich Reißaus und liefen was sie laufen konnten nach dem nahen Zaun, wo sie sich hinauf schwenkten und sich festhielten an den Stauden, so daß es aussah als nisteten Wiedhöpfe drauf. Nur der Allgäuer räumte das Feld nicht; und wie er denn als ein ganzer Kerl beim Zeug war, wenn ers mit Ochsen zu thun hatte, so ließ er den Mollen ganz geruhig auf sich zukommen, und mir nichts dir nichts hatte er ihn bald beim Kragen, bald beim Schwanz, und zog und wurde gezogen, je nachdem er oder der Stier Herr und Meister war.

Dieß Spektakel dauerte eine ziemliche Weile, und die Wiedhöpfe auf dem Zaun lugten der Unfuhr zu und hatten ihre Gaudi an dem Muth und der Geschicklichkeit des Allgäuers. Das Gefecht kam aber näher gegen den Zaun hin, und der Ochs ersah sich seines Vortheils, so daß der Allgäuer Zeit hatte sich zu ducken und durch den Zaun zu schliefen, sonst wäre er gespießt worden. Der Stier aber, voller Zorn, raunte hier und dort gegen den Zaun an, und hier und dort, wo er anrannte, fiel ein Schwab um den andern herunter. Die schrien Eines Schreiens um Schutz und Hilfe; und der Allgäuer, der sich ihrer erbarmen wollte, hupfte über einen Stiegel und ging wieder auf den Brummer los und schimpfelte mit ihm so lang, bis die Gespanen sich hinter den Zaun gerettet hatten und nun aussahen wie Haasen, die über ihren Jungen hocken. Dann nahm auch der Allgäuer wieder Reißaus; und der Hag und er sahen sich noch lang über den Zaun an, bis jener endlich den Gescheidtern machte und davon ging. Dann holte der Allgäuer den Spieß und die sieben Schwaben zogen wieder fürbaß. Der Seehaas aber dachte in seinem Herzen: Wenns der allein mit einem Ochsen aufnimmt, so kanns uns gar nicht fehlen, da wir unserer Sieben sind.

Noch ein paar Stückle vom Nestelschwaben.

Da den sieben Schwaben eben jetzt nichts begegnet, indem sie Mittagzeit halten, so habe ich Zeit noch ein paar Stückle vom Nestelschwaben zu erzählen. Eines Tags kamen sie vor einem Weiher vorbei, drin abgestandene Fische lagen. Da sagte er: „Es sei doch schade, daß man die schönen Fische habe ersaufen lassen.“ — Wie sie einmal durch ein Dorf gingen, schlug es gerade drei. Da zählte er die Schläge, sagend: „Eins, eins, eins.“ Als die Uhr ausgeschlagen, fragten sie

ihn: „Wie viel es sei?“ worauf er antwortete: „Er wisse es nicht, denn er habe es nicht zusammengerechnet.“ — Einstmals fragte ihn der Blitzschwab, ob er auch schwören könne? und er solle mal einen recht höllischen Fluch thun. Da nahm er die Kappe ab und sagte: „Mit Verlaub, daß dich das Mäusle beiß!“ Und war dieß sein größter Fluch, den er wußte. Der Blitzschwab hätte ihn schon kräftigere Stoßseufzer dieser Art lehren können, denn der konnte fluchen was der Brief vermag; und es wären Beispiele genug anzuführen, wenn nicht zu befürchten wäre, ein christliches Ohr zu ärgern. — Noch ein Stückle: Eines Tages gingen sie vor einem großen herrschaftlichen Weiher vorbei, und ein Schiff war vom Winde losgerissen und zwei kleinere neben dem größern schaukelten hin und her auf dem Wasser. Da schüttelte er den Kopf und sagte: „Kurios, daß doch Alles was klein ist gern schimpfelt und spielt“; vermeinte, daß die kleinen Schiffe neugeboren und das große ihre Mutter wäre. — Diese und andere Stückle erzählt man von ihm; ich kann aber nicht gut stehen daß sie wahr seien; denn es ist böser Leute Gewohnheit, daß sie einem, der einmal ein Klápperle hat, zehn und hundert anhängen.

Von einem fahrenden Schüler, und was er von Schwabenstreichen erfahren.

In der Herberg, wo die sieben Schwaben dießmal übernachteten, trafen sie einen fahrenden Schüler an, und als sie ihn fragten, was er für ein Landsmann sei und was er auf Reisen thue, antwortete er: „Er heiße Adolphus und sei ein geborner Schwab; er habe aber viele Jahre im Norden studirt und ziehe nun im Süden umher, um Geschichten von den bekannten Schwabenstreichen zu sammeln, welche er dann im Druck

ausgehen lassen wolle.“ Der Seehaas sagte: „Er solle nur mit ihnen gehen, da könne er mehr als genug erfahren.“ Der Spiegelschwab aber raunte dem Allgäuer ins Ohr, er solle ihn nur gleich die Streiche fühlen lassen; der aber meinte, man müsse die Gelegenheit nicht vom Zaun brechen, sie werde sich schon finden. Und sie fand sich bald. Nachdem sie nämlich zu Nacht gegessen, legten sie sich auf die Streu, und der Allgäuer kam neben den Studenten Adolphus zu liegen. Der sagte zu ihm, ehe sie einschliefen: „Er solle nicht erschrecken, wenn er des Nachts umher schlage mit der Faust; es sei bloß eine Disputation und habe nichts zu bedeuten.“ Der Allgäuer sagte: „Disputiren sei ja nichts Unrechtes; er thue es auch oft im Traum mit seinen Ochsen, wenn sie nicht vorwärts wollten.“ In der Nacht kam wirklich dem Studenten Adolphus das Disputiren in den Kopf und in die Faust, und er gebärdete sich so hitzig, daß er dem Allgäuer auf die Nase schlug, der darob erwachte. „Bygost! dachte er, der hat schwere Träume, die muß ich ihm wohl vertreiben, wenn ich Ruhe haben soll.“ Und er nahm eine Geißel, die an der Wand hing, und schnalzte lustig auf den Studenten Adolphus los, schreiend: „Hott, Bräunle! Wist, Bläßle! jhi, hott, wist!“ und hieb dabei in die Kreuz und Quer. Der Student Adolphus schrie Zeter Mordjo. Aber der Allgäuer that als ob er forträume, und trieb die Ochsen noch mehr an, indem er den Geißelstecken umkehrte und drein schlug was er konnte. In der Höllenangst wußte der Student Adolphus nicht woan und woaus; da riß er ein Fenster auf und der Allgäuer half ihm nach und gab ihm noch eine Schlappe auf den Weg mit. — Und so hatte denn der Student Adolphus von den Schwabenstreichen genug erfahren am eignen Leib; weiß aber nicht, ob er sie auch eingetragen habe in sein Buch.

Du Stupfer, du Hauſer,
Du Rupfer, du Zauſer,
Du Lecker, du Lauſer,
Du Schlecker, du Mauſer,
So ſoll es dir gehn,
Recht iſt dir geſchehn,
So ſoll es dir gehn.

Wie der Spiegelſchwab einen Tiroler foppt und von ihm wiedergefoppt wird.

In der Herberg, wo ſie übernachtet, war auch ein Tiroler zugegen, der mit Theriak und Schneeberger handelte. Nun ſind, wie bekanntlich, die Tiroler nicht ſo dumm, als wofür ſie ſich ausgeben wollen, ſondern ſie habens fauſtdick hinter den Ohren. Und darum, wenn Andere Schimpf und Glimpf mit ihnen ſpielen und Trumpf ſagen, ſo ſagen ſie Stich. Und ſo geſchah es denn auch, als der Spiegelſchwab ihn aufziehen wollte und ihn fragte: „Welche Sprache die feinere ſei, die ſchwäbiſche oder die tiroler?“ Da antwortete Jener: „Die tiroler ſei von Loden und die ſchwäbiſche von grobem Tuch.“ — Weiter fragte ihn der Spiegelſchwab: „Wenn ein Schwab und ein Tiroler beiſammen ſeien, wer von ihnen wohl der Dümmſte ſein möge?“ „Einer um den Andern,“ ſagte der Tiroler. — Drauf fragte der Spiegelſchwab: „Wann denn die Tiroler anfangen thäten geſcheidt zu werden?“ Der Tiroler ſagte: „Die Schwaben, ſagt man, werden halter im vierzigſten Jahr geſcheidt und die Tiroler im fünfzigſten; aber, ſagt man, die Tiroler holen die Schwaben bald wieder ein.“ — Und ſo foppten ſie denn einander, und blieben demungeachtet beide gute Freunde. Woraus hervorgeht, daß die Schwaben wohl Spaß leiden mögen, wenns mit guter Meinung geſchieht. — Vor dem Abſchied ſagte noch

der Spiegelschwab zum Tiroler: „Laß Dir meinethalb noch ein Käntle Branntwein einschenken.“ Das that der Tiroler, und er trank ihm Gesundheit zu und sagte: „Dank für die Bezahlung!“ Und so mußte denn wohl der Spiegelschwab Ehren halber bezahlen und war wiederum der Gefoppte.

Wie die sieben Schwaben einem Juden begegnen, der sich mit ihnen in einen Handel einläßt.

Zwischen Weingarten und Ravensburg begegneten die sieben Schwaben einem Juden. Wie der Spiegelschwab dessen ansichtig wurde, sagte er: „Den wollen wir schröpfen.“ Sie gingen daher auf ihn zu und hielten ihm den Spieß vor, und der Blitzschwab schrie: „Zahle oder zable.“ Jener sagte: „Bin ein armer Jud; hab nix bei mir als wenig Lumpengeld; das ist nit für ehrliche Leut.“ „Bygost! das sind wir, sagte der Allgäuer; aber beiten mußt Du uns; und mach nur nicht viel Umständ.“ „Na, sagte der Jud, ich beite nicht heute, muß sonst borgen auf morgen und der Morgen schiebts auf Uebermorgen.“ Hat den Spruch, denk ich, sicher von der alten Hex, der Zigeunerin gelernt. „Potz Blitz, sagte der Blitzschwab, hältst Du uns für Lumpen, die nicht bezahlen wollen?“ Drauf der Jud: „Ehrlich wollen wir alleweil sein; wir könnens aber nicht alleweil sein.“ Und so hielt er denn allen ihren Reden Stich; und wenn sie ihm gleich drohten, er müsse sonst morixeln, so sahen sie ihm nicht darnach aus, daß sie mit dem Spieß Ernst machen wollten. Und er blechte nicht aus. Da nahm ihn der Spiegelschwab auf die Seite und sagte zu ihm: „Mauschele, weißt was? wenn Du doch nicht anders willst, so laß uns einen Handel machen; ich will Dir die Bärenhaut da geben.“ Der Jud riß die Augen angelweit auf und spitzte das

Mäule und redete gar freundlich, und sagte: „Na, was mag sie wohl werth sein? Sechs Batzen geb ich drum.“ Und sie wurden des Handels eins um einen Thaler. Der Jud gab das Geld hin, aber der Spiegelschwab die Haut nicht; „denn, sagte er, er habe wohl vorher gesagt, daß er ihm die Bärenhaut geben wolle; jetzt aber sei er eines andern Sinnes geworden.“ Der Jud mußte sichs wohl gefallen lassen, denn es waren ihrer Sieben gegen Einen. Auch hatte er keine sonderliche Ursache, sich um den Thaler zu balgen, wie sichs bald darauf gezeigt hat.

Wie die sieben Schwaben sich die Ravensburger Würste schmecken lassen, und wie sie ihnen bekommen.

Als die sieben Schwaben in Ravensburg angekommen, kehrten sie sogleich im nächsten besten Wirthshaus ein und verlangten sieben Ellen Ravensburger Würste. Und nachdem der Wirth sie gebracht, sagte der Knöpfleschwab: „Um keine Händel zu bekommen während dem Essen, wäre es am besten, ein Jeder nähme das Maaß nach seinem eigenen Leib und die Länge der Wurst darnach.“ Der Allgäuer gab ihm Recht; und wenn der einem Recht gab, so galts. Also vertheilten sie die Würste, und dem Nestelschwaben, an den zuletzt das Messen kam, blieb nur ein kleines Zipfele übrig; das steckte er ein, denkend: „Wenn die Andern nichts haben werden, so werde ich doch etwas haben.“ Der Spiegelschwab — denn so hatten sies ausgemacht — gab den Thaler hin, um den er den Juden beschissen, und verlangte gute gangbare Münze heraus. Als aber der Wirth den Thaler genauer ansah, merkte er, daß er falsch sei; und er schickte insgeheim nach den Stadtknechten, welche kamen und die sieben Schwaben auf das Rathhaus führten. Da wurden sie angeklagt als Falschmünzer und Gaudiebe, und es war drum und

dran, daß sie gehenkt werden sollten. Und da hätte kein „Bygoſt!“ des Allgäuers geholfen, und kein „Potz Blitz!“ des Blitzschwaben, und kein Lamentiren der Uebrigen — wenn nicht der Jud für sie eingestanden wäre. Das ist aber so zugegangen. Der Jud hatte ihnen den Rang abgelaufen und war mit ihnen zu gleicher Zeit in die Stadt gekommen, und er klagte sie bei der Obrigkeit an als Straßenräuber. Den bemerkte nun in einem Eck der Spiegelschwab, und er sagte: „Der ist der Falschmünzer.“ Der Jud mochte läugnen wie er wollte, er wurde beim Schopf genommen und in Eisen geschlagen; denn zur damaligen Zeit hatten sieben Christenmenschen noch mehr Credit als ein Jud, wogegen es in unsern Zeiten der umgekehrte Fall zu sein scheint. Da aber einmal die Gerechtigkeit im Gang war, und überdieß noch der Steckbrief bei ihnen gefunden wurde, so ward im Rath beschlossen, daß jeder von ihnen dreißig Prügel minder einen bekommen solle, und das von Rechts wegen. Darauf wurden sie frank und frei gelassen. Und die Zech für dieses Tractament sind die sieben Schwaben und ihre Landsleute den Ravensburgern noch schuldig. Was aber den Juden anbelangt, so weiß ich nicht, was die Zigeunerin ihm prophezeit hat; ich denk aber, er lebe noch, wenn er nicht gehenkt worden.

Wie die sieben Schwaben vor einem Galgen vorbei gehen und einen Gehenkten befreien.

Außer Ravensburg kamen die sieben Schwaben vor einem Galgen vorbei. Du mußt aber wissen, wenn Du es nicht schon weißt, günstiger Leser! daß es nirgends mehr Galgen gibt im ganzen deutschen Reich, als im Schwabenland; woraus Du jedoch nicht den Schluß machen darfst, daß dort die Spitzbuben

zu Haus seien, sondern sie laufen eben aus allen übrigen Gegenden Deutschlands zusammen, wo sie wissen, daß sie Niemand fängt und henkt. Der Ravensburger Galgen stand aber nur selten leer, und war zu derselbigen Zeit der berühmteste nach dem Buchloer, an dem meistens ein halb Dutzend zugleich hingen. Und so pampelte denn auch einer an jenem Galgen, und er schien noch ein Frischling und nicht über einen Monat alt zu sein. Da fiel dem Spiegelschwaben ein, daß ein Diebsfinger geheime Kräfte habe, und man könne zu Geld kommen, ohne daß man es, was man so nennt, stehle. Er wollte daher dem Patron einen Finger abschneiden, vermeinend, daß er ihm doch nimmer weh thue; er krächselte den Galgen hinauf und setzte sich grattlings auf die Schultern des armen Sünders. Da brach der Strick und er fiel mit sammt dem Todten herunter, der, weil er ganz stärr war, aufrecht an das Lander sich hinlehnte, als wollte

er drüber steigen; und der Spiegelschwab saß noch auf ihm. Das sahen die andern Gesellen; und im ersten Schrecken vermeinten sie, der Schächer sei lebendig geworden und wolle ihnen nachlaufen. Und sie rannten davon wie Spitzbuben, ohne umzuschauen, und rannten immer mehr, da sie hörten, daß wirklich einer hinter ihnen her trotte — es war aber der Spiegelschwab, der auch nicht säumte — und sie wären vielleicht fortgerannt bis ans Ende der Welt, wenn ihnen nicht endlich der Schnaufer ausgegangen wäre. Da sahen sie nun wohl, daß Niemand hinter ihnen her sei; aber nehmen ließen sie sichs nicht, es sei dem wirklich so gewesen, und der Spiegelschwab war derselben Meinung. „Der hat sicher den Gescheidtern gemacht und ist nach Haus gelaufen, und die Ravensburger mögen sehen, wie sie ihn wieder bekommen" — so sagte einer; ich sags aber nicht, wer es gesagt hat.

Wie der Blitzschwab das Heimweh bekommt, und wie der Spiegelschwab ihn davon kurirt.

Seis, daß die letzten Abenteuer, besonders die Stockprügel von Ravensburg, unseren Helden in die Glieder gefahren, oder haben sies zu Gemüth genommen, daß Zeit und Ort, wo sie das halsbrechende Abenteuer bestehen sollten, immer näher kämen, oder was es sonst gewesen sein mag: kurz, sie wurden von Stund zu Stund däsiger, und ließen den Kopf hangen wie Schafe, die man zum Metzgen führt. Besonders aber gebarte sich der Blitzschwab ganz traurig und ächzte und wehleidete, als hätte er das Bauchgrimmen. Es war aber eine Herzenssache, und er hätte wohl singen dürfen, wenn er gemocht hätte:

Ich weiß nit, wie mir ist,
Ich bin nit krank und bin nit gsund,
Ich bin blessirt und hab kein Wund.

Denn er dachte an das Kätherle aus der Grafschaft Schwabeck, und daß er ihr nicht auf die Kirbe kommen könnte. Ob diesen Gedanken wurde ihm das Herz ganz schwer, und er kriegte das Heimweh. Und wie die Andern den Imbiß zu sich nahmen, aß er nichts; und als sie aufstanden und weiter gehen wollten, blieb er hocken und legte den Kopf in die Hände und heinte. Als dieß der Spiegelschwab sah, der sein Freund war, fragte er ihn: was ihm fehle. „Laß mich ungheit!" sagte Jener und fing an laut zu flarren. Sein Freund aber setzte sich zu ihm und tröstete ihn und ließ nicht ab vom Fragen. Jener aber konnte vor lauter Schluchzen nichts vorbringen als: „s Kätherle!" Nun wußte der Spiegelschwab, wie er dran war, und er redete ihm freundlich zu und sagte: „Sei kein Fotzenhut!" — Indem ging so eben der Augsburger Bot vorbei, der die Moysche Ordinari-Postzeitung durch das Reich trug. Wie den der Blitzschwab sah, sagte er: „Mit dem geh ich, und ich laß mich nicht halten, und ich will und muß fort." Da rief der Spiegelschwäb den Boten an: „Landsmann!" Der Bot: „He!" Der Spiegelschwab: „Kennst Du das Kätherle aus der Grafschaft Schwabeck?" Der Bot: „Mein wohl; sie ist ja das schönste Mädle im ganzen Reich." Der Spiegelschwab: „Nu, so sag ihr, ich laß sie grüßen, und wenn sie einen Rotzer zum Mann haben will, so soll sie den da nehmen." „Potz Blitz! rief der Blitzschwab und sprang auf; Bot, halts Maul und lüg nicht, oder daß Dich die Ritt schütt! Du — Du —." Und er hatte den Boten schon an der Gurgel gepackt, der sich seiner genug zu wehren hatte. „Um aller Heiligen willen, sagte der Bot, ich will ja gern das Maul halten, sagt mir nur, was ich ihr sagen soll." „Erstlich, sagte der Blitzschwab, sag ihr,

daß ich ein braver, rechtschaffener Kerl bin; und zweitens, sagte er, sag ihr, daß ich ihr gewiß auf die Kirbe kommen werde; und drittens, sagte er, sag ihr, daß ich sie grüßen lasse.“ Und drauf druckte er dem Boten einen Albus in die Hand und der Bot versprach gute Ausrichtung.

Ich weiß nit, wie mir ist,
Ich hab erst heut den Doctor gefragt,
Der hat mirs unters Gesicht gesagt:
Ich weiß wohl, was dir ist,
Ein Narr bist du gewiß;
Nun weiß ich, wie mir ist.

Hiermit endet das Liedlein.

Wie der Nestelschwab seine Mutter findet, aber seinen Vater nicht.

Vor Markdorf am Weg beim Brunnen saß ein altes Mütterle, die hatte Brillen auf und lugte so vor sich hin, als suchte sie etwas. Und wie die sieben Schwaben vorbei gingen, glaubten sie, es sei die Zigeunerin und gingen auf sie zu. Die sah auf, und als sie einen nach dem andern angelugt, rief sie plötzlich: „Rudeli, liebs Sühnli!“ Der Nestelschwab merkte, daß dieß seine Mutter sei, und sagte: „Mämmeli, do bini jo!“ Jene sagte: „Chetzer! wo bisch denn so lange Zit gsin?“ — „In der Welt!“ sagte der; und er griff in den Sack und gab ihr das Zipfele Wurst hin, das er seinem Maul abgespart hatte in Ravensburg, und sagte: „Gott gsegnis!“ Die Mutter sagte: „Luser, wie siehts auf Dinem Grind us? laß lugen.“ Und Rudeli legte sich demüthig nieder und that seinen Kopf in ihren

Schooß, und die Mutter strählte ihm sein Haar und suchte was sie suchen konnte. — Als die Mutter mit Rudelis Grind fertig gewesen, sagte sie: „Jetzt soll er bei ihr bleiben.“ Der aber fragte den Seehaasen insgeheim; und als dieser ihm zugeredet, sagte er zur Mutter: „Er müsse vorerst noch Thaten thun, und die Mutter solle nur hier auf ihn warten, dann wolle er mit ihr zurück ins Schwyzerland.“ Die Mutter bat: „Rudeli, liebs Rudeli!“ Rudeli aber blieb dabei, er müsse Thaten thun. Und er ging zu den Gesellen und mit ihnen weiter. Unterwegs fragte ihn der Seehaas: „ob er denn also ein Schweizer sei?“ Er antwortete: „seine Mutter sei aus der Schweiz und habe als Marketenderin gedient unter den Rothmäntlern.“ — Und so wissen wir denn bis heutigs Tags noch nicht, was der Nestelschwab für ein Landsmann gewesen, und ob er schon aus der Schweiz keinen Verstand mitgebracht, oder ihn erst in Schwaben verloren hat.

Wie die sieben Schwaben des Sees ansichtig werden, und was sie dazu sagen.

Als die sieben Schwaben des Sees ansichtig wurden, sagte der Seehaas: „Das ist der Bodensee.“ Die blieben stehen und rissen Aug und Maul auf und lugten Eines Lugens. „Bygost! sagte der Allgäuer, das ist eine Lache, so groß, man könnte den Gründten drin versäufen.“ Und der Spiegelschwab fragte den Seehaasen: „ob das Wildenten seien, so man dort in der Ferne sehe?“ Es waren aber Schiffe. Und der Gelbfüßler: „Ob jenseits drüben auch Leute wohnen, wie dießseits?“ Und einer um den andern fragte dieß und jenes, und der Seehaas erzählte und sagte: „Es sei dieß das deutsche Meer —

müßten sie wissen — und es habe einen Umfang von wenigstens hundert Meilen — er lüge nicht, sagte er. — Und der See, sagte er, habe gar keinen Grund und Boden; darum heiße er eben auch der Bodensee, wie leicht zu begreifen sei. Und bei stillem, hellem Wetter, sagte er, sehe man versunkene Städte und Schlösser drin, und ganze Landschaften — er sag es, sagte er. — Und Fische geb es drin, sagte er, so groß wie das Kostnitzer Münster, — er lasse nichts abmarkten, sagte er. — Auch Nixen geb es die Menge, zu Land und zu Wasser — sehen müßt ihrs, sagte er. Und wenn der See aber stürmisch sei, so werfe er Wellen — er übertreibe nicht — so hoch wie der Sentis (ist ein Berg). Und er könnte der Wunderdinge noch viel erzählen, sagte er; aber wers nicht selbst sehe, der glaub es nicht.'' — ,,Potz Blitz!'' sagte der Blitzschwab ein um das andere Mal; die Andern aber sagten kein Wörtle. — Nachdem sie sich nun schier die Augen ausgelugt, so zogen sie fürder, Ueberlingen vorbei, gegen den Wald zu, wo das Ungeheuer hauste. Um sich aber auf dem Weg dahin die lange Weil zu vertreiben und die bösen Gedanken, sang der Blitzschwab das schwäbische Wallfahrtslied, und die Andern stimmten mit ein, wie folgt:

Jetzt stellen die Bauren ein'n Kreuzgang an,
Zu dem muß kommen Jedermann.

Es läuten schon die Glocken ein,
Der Pfarrer will nicht der Letzte sein.

Der legt ein zottlets Hemat an,
Unten und oben Zwickele dran.

Nacher tragt man ein große Stang voraus,
Zoberst hangt ein Fahnen heraus.

Man sagt uns viel vom ewigen Leben,
Und noch viel mehr vom Stuiren-geben.

Da geht man um den Altar hrum,
Daß keiner zspät zum Opfer kumm.

Beim rothen Bären kehrt man ein,
Da muß es auch recht gsoffen sein.

Der Pfarrer der geht da hinten drein,
Und schenkt mit dem Weihwedel ein.

Der Kreuzgang sich dem Dorf zuwendt,
Jetzt hat die Prozession ein End.

Wie die sieben Schwaben zum letzten Mal Mittag halten und dabei Todesbetrachtungen anstellen.

Ehe sie aber in den Strauß gingen, wollten sie noch eine Herz- und Magenstärkung zu sich nehmen, und der Knöpfleschwab sparte weder Schmalz noch Salz, um das Henkermahl recht appetitlich zu machen. Als sie nun so um die Pfanne herum saßen und sich die gerösteten Spätzle schmecken ließen, sagte der Allgäuer, indem er einen Seufzer holte bis vom untersten Zehen herauf: „s ist ein Sach, wenn man bei sich so recht bedenkt, daß man zum letzten Mal in seinem Leben zu Mittag ißt.“ Das Wort fiel dem Blitzschwaben auf das Herz, und er that auch einen Seufzer und sagte: „O Kätherle!“ und sang gar kläglich und beweglich für sich hin:

Soll ich denn sterben,
Bin noch so jung, so jung!
Wenn es mein Mädle wüßt,
Daß ich schon sterben müßt,
Sie thät sich grämen
Mit mir ins Grab.

Der Seehaas redete ihnen Muth zu, sagend: „Liebe Leute, denkt: Tod hilft aus aller Noth. Wer im Grab liegt, dem ist wohl gebettet.“ — „Aber nicht, wer im Rachen liegt des vermaledeiten Thiers,“ sagte der Gelbfüßler. „Doch wir wissen ja noch nicht, ob unser Stündle gekommen ist.“ Der Nestelschwab sagte: „Meine Mutter hat mir oft gesagt, daß mein Stündle gar nie kommen werde.“ Und war noch der Einzige, der sich das Sterben nicht zu Herzen hat gehen lassen. Aber der Allgäuer lugte immer noch finsterer drein und ließ den Kopf immer tiefer hangen, und holte wieder einen Seufzer und sagte: „s ist e Sach!“ und der Knöpfleschwab fing an still vor sich hin zu heinen. Dann holte der Allgäuer zum dritten Mal einen

Seufzer und sagte: „s ist e Sach!“ in so herzbrechender Weise, daß Alle zu flarren anfingen und zu röhren. Nur der Spiegelschwab wußte nicht recht, ob er lachen oder weinen

sollte, weil er sah, wie sich der Knöpfleschwab anstrengte, zugleich das Herz zu leeren und das Maul zu stopfen, so daß er ein Gefriß machte, wäre gut gewesen für einen, der die Kinder erschrecken wollte, daß sie die Fraiß bekämen.

Wie die sieben Schwaben sich in Schlachtordnung stellen.

Es war nun an der Zeit, daß sich die sieben Schwaben in Schlachtordnung stellten. Der Seehaas meinte, sie sollten Alle sogleich in der Reihe losziehen, wie bis hieher; und der Knöpfleschwab gab ihm Recht und meinte, man solle keine Neuerung machen. Aber der Allgäuer sagte: „Er wolle jetzt einmal der Letzte sein, denn er sei lang genug der Erste gewesen.“ — „Kuraſche, sagte der Blitzschwab, habe ich genug im Leib, das könnt Ihr mir glauben, aber ich hab nicht genug Leib für die Kuraſche und die Bestie.“ Der Nestelschwab meinte: „Warum denn gerad einer der Erste sein, und einer der Letzte? sie sollten sich nur Alle in der Mitte halten, so geschehe keinem kein Weh.“ — „Und ich meine, sagte der Spiegelschwab, es sei am allerbesten, daß Einer für Alle sterbe. Knöpfleschwab, sagte er, was meinst? wie ist Dir? Du wärst so der rechte Bissen.“ Der aber schrie und stampfte und zappelte mit allen Vieren, als wenn er schon an dem Spieß steckte. Nun nahm der Seehaas das Wort und sagte: „Liebe Freunde und Landsleute! Frisch gezuckt ist halb gefochten. Es ist nichts besser, denn ein guter Muth in bösen Sachen. Das gute Herz sieget in allem Uebel. Verzagt Mann kam mit Ehren nie vom Plan.“ Drauf wandte er sich an den Gelbfüßler und sagte zu ihm: „Gang Jackele, gang du voran, du hast Sporen und Stiefele an, daß dich das Thier

nicht beißen kann.“ Und der Gelbfüßler ließ sich dazu bewegen; denn er dachte an das Wort der Zigeunerin und er sagte zu sich selbst: „Entweder lauft das Thier davon, dann laufe ich ihm nach; oder es lauft mir nach, dann lauf ich davon, und so kriegen wir uns Beide nicht unser Leben lang.“

Wie die sieben Schwaben den Strauß bestehen.

Da es nun aber an dem ist, daß ich Dir, günstiger Leser, das größte und gefährlichste Abenteuer erzählen soll, welches die sieben Schwaben bestanden: so befinde ich mich in keiner kleinen Verlegenheit, wie ich die Sache der Wahrheit gemäß darstellen soll. Denn weil ich die That, leider! nicht selbst mitgethan, so mußte ich sie eben von Jenen vernehmen, die, wie verlautet, dabei gewesen; absonderlich von dem Seehaasen, dem Anführer der Helden und dem Verkündiger ihres Heldenthums. Der aber, wie Du weißt, ist ein Erzlügner gewesen, ein Windbeutel, ein Ploderer, ein Mährensager von Haus aus. Und die Uebrigen, mit Respekt zu melden! verdienen wohl eben so wenig Glauben; denn Jeder, wie leicht zu vermuthen, wird nur zu eignen Gunsten erzählet und seinen Part am Abenteuer herausgestrichen haben. In solcher Noth, was soll der Geschichtsschreiber thun? Ohne Zweifel das Beste. Und so will ich denn die Historie also nehmen und geben, wie sie mir als die natürlichste und wahrhaftigste erscheint. Andere machen es auch nicht anders im Andern. — Es sei also kund und zu wissen, wie daß die sieben Schwaben in den Strauß zogen, hübsch langsam voran, gegen den Busch zu, wo, wie der Seehaas sagte, der Drach sein Nest hatte. Als sie schon ganz nahe waren, sagte der Spiegelschwab: „Mich grimmts im Bauch und ich

muß abseiten.“ Das wollte der Allgäuer nicht leiden und er sagte: „er sollte mit den Andern mitmachen und nicht apart thun.“ Der Spiegelschwab versetzte: „er wolle ja nur spioniren gehen, wo das Thier stecke.“ „Laß es stecken, sagte der Allgäuer, wo es steckt, und bleib, sag ich.“ „Jetzt seid stät und haltets Maul, rief der Seehaas; und lugt und lost.“ Und wie sie nun gegen den Busch weiter vordringen und lugen und losen, siehe, da liegt ein Haas im Busch, der lugt und lost auch, und macht ein Männle und erschrickt und lauft davon. Die sieben Schwaben aber blieben stehen ganz erstaunt und erstarrt. „Hasts gesehn? hasts gesehn?“ rief einer um den an-

dern; und „es war so groß wie ein Pudelhund — wie ein Mastochs — wie ein Trampelthier“ sagte einer um den andern. „Bygost! sagte zuletzt der Allgäuer, wenn das kein Haas gewesen, so weiß ich den Gürndten von keinem Büchel zu unter-

scheiden.“ — „Nun ja, Haas hin, Haas her! sagte der Seehaas; ein Seehaas ist halt größer und grimmiger als alle Haasen im heiligen deutschen Reich.“ Und das hat er gut gemacht. — Dieses Thiergeschlecht aber, mein ich, wird seit der Zeit wohl ausgestorben sein, wie die Mammuth.

Wie die sieben Schwaben ein Siegeszeichen errichten und in Frieden und Freuden in Ueberlingen einziehen.

Nachdem die sieben Schwaben das Abenteuer glücklich überstanden, wären sie bald einander selbst in die Haare gekommen. Der Seehaas nämlich that Meldung vom Bärenfell und sagte, daß es abgeredtermaßen billig ihm gehöre, denn er sei es doch, der sie Alle angeführt habe (worauf auch die Zigeunerin bildlich angespielt). Das wollten die Andern nicht zugeben und der Gelbfüßler sagte: „Ob er ihn verdiene oder nicht, darüber wollte er nicht streiten; aber er sei einmal an der Spitze gestanden, und mithin —“ „Und ich bin an der Spitze gegangen, sagte der Allgäuer, und: Bygost! sagte er, ich will den sehen, der mir es nimmt.“ Nachdem sie lange Zeit so fort gehadert, nahm der Seehaas das Wort und sagte: „Liebe Landsleute und Freunde, ich will Euch was sagen: Die Welt wird einmal voll sein von unserer That, und es thut darum Noth, daß ein Siegeszeichen vorhanden bleibe auf ewige Zeiten. Weil wir nun aber dem Seehaasen selbst nicht die Haut abziehen konnten, sintemal wir ihn nicht erwischt, sondern fortgejagt haben über den Rhein hinum ins Franzosenland, wo er um sich beißen soll, so viel er mag; so wollen wir statt dessen die Bärenhaut — ist Ein Ding, sagte er — sammt dem Spieß ausstellen in meiner Vaterstadt Ueberlingen, in deren Nähe die That vollbracht

worden. Ists Euch recht, so hebt den Finger auf und saget Ja.“ Die Andern hoben den Finger auf und sagten Ja; und der Allgäuer sagte: „Ich sage nicht Nein,“ und gab die Bärenhaut her, die sie dann an den Spieß steckten. Und so zogen die sieben Schwaben in Frieden und Freuden in Ueberlingen ein, und gingen in die Kirche, wo sie Gott lobten und dankten für die glücklich überstandene Gefahr. Nachher aber gingen sie ins Wirthshaus zum goldenen Kreuz, um auch ihren Leib zu laben mit Seewein.

Dieß Kapitel handelt von den Seeweinen, und was für einen die sieben Schwaben zu guter Letz getrunken.

Man erzählt von einem Schwaben, der nach Rom gegangen, daß, als ihm ein wälscher Wirth einen guten Wein vorgestellt, er ihn gefragt habe: was das für ein Saft wäre? Der Wirth sagte: „Das sind Christi Thränen.“ Drauf soll der Schwab die Augen aufgehoben haben gen Himmel, sprechend: „O Gott, warum hast du nicht auch in unserm Lande geweint! —“ Der hatte wohl nie einen andern Wein getrunken als Seewein, der füglich „Petri Thränen“ heißen mag. — Es giebt aber drei Gattungen von Seeweinen: die erste und beste Gattung heißt der Sauerampfer, schmeckt etwas besser als Essig und verzieht einem das Maul nur ein Bißle und ums Merken; die zweite Gattung heißt der Dreimännerwein, ist schon räßer und saurer als Essig, und heißt so, weil es dabei Noth thäte, daß den, der ihn trinkt, zwei Männer fest hielten und ein dritter ihm den Trank eingießen thäte; die dritte Gattung ist der Nachenputzer, hat die gute Eigenschaft, daß er Schleim und Alles abführt; thut aber dabei

Noth, daß, wer sich mit dem Wein im Leib schlafen legt, in der Nacht sich wecken lasse, damit er sich umkehren möge, sonst möchte ihm der Rachenputzer ein Loch in den Magen fressen. — Wie nun die Gesellen in die Wirthsstube kamen und sieben Schöpple Wein verlangten, fragte der Wirth, was sie für einen wollten und nannte ihnen die Weine bei ihren Namen. „Potz Blitz! sagte der Blitzschwab; ehrlichen Schwaben setzt man keinen Sauerampfer auf; und sieht Er nicht, Gispel, daß wir unserer Sieben sind?“ Der Wirth brachte also sieben Schöpple Rachenputzer, vom extrafeinen (er war aber Schliffel genug, um sich ihn als Sauerampfer bezahlen zu lassen); und die sieben Schwaben zechten redliches Dings und gingen fleißig ab und zu, und tranken lustig fort bis in die späte Nacht hinein. Und der Blitzschwab sang noch zu guter Letz ein Liedlein, das endet:

Mein Gesang will nicht mehr klingen,
Hapus, Hapus, gute Nacht!

Von der Kapel zum schwäbischen Heiland.

Die Ueberlinger, als sie die That ihres Landsmanns vernommen und das erbeutete Siegeszeichen gesehen, beschlossen einmüthiglich eine fromme Stiftung zu machen, und sie erbauten eine Feld-Kapel am See, wo der Spieß aufgehängt werden sollte zum ewigen Andenken. Die Kapel aber wurde erbaut zur Ehre des Erlösers, und ein Bildschnitzer bekam den Auftrag, einen schönen Herrgott aus Holz zu machen, sieben Ellen hoch; das that er, und auf das Gestell schrieb er mit vergoldeten Buchstaben: Heiland der Welt. Aber die Ueberlinger wollten die Inschrift nicht gut heißen, sondern, da der Herrgott

den sieben Schwaben geholfen hätte aus ihren Aengsten und Nöthen, so solle er auch der schwäbische Heiland genannt werden. Und so geschah es denn auch. Der Seehaas aber baute sich eine Hütte neben dem Kirchlein und wurde ein Klausner; und es kamen viele Pilgrime nach Ueberlingen, denen der Klausner die Geschichte der sieben Schwaben erzählte mit allen Umständen, weßhalb noch jetzt die Welt davon voll ist. Und der schwäbische Heiland war zu derselbigen Zeit so berühmt, als der große Herrgott in Schaffhausen. Im Schwedenkrieg aber wurde die Kapel zerstört und die Schweden haben das Siegeszeichen mit sich fortgenommen.

Das letzte Kapitel, womit aber die Geschichte von den sieben Schwaben noch nicht aus ist.

Was aus den andern Gespanen geworden und welche Abenteuer insbesondere der Spiegelschwab noch weiter gehabt, davon handelt ein eigenes Büchlein. Hier sei nur vom Blitzschwaben in Kürze gemeldet, wie daß der Spruch der Zigeunerin an ihm nicht wahr geworden sei, sondern es ist gerade das Gegentheil geschehen, denn er hatte ihren bösen Zauber zerstört. Und er ist versprochener Maßen dem Kätherle aus der Grafschaft Schwabeck auf die Kirbe gekommen, und sie sind Mann und Weib geworden und haben viele Kinder erzeugt und ein langes, langes Leben geführt in Fried und Einigkeit. Und der dieß schreibt, stammt von ihnen her, und sie sind seine Guk-Guk-Aehnle gewesen.

Einige ſchwäbiſche Volkslieder.

Liebesſcherz.

Wo a kleins Hüttle ſteht,
Iſt a kleins Gütle;
Wo a kleins Hüttle ſteht,
Iſt a kleins Gut.
Und wo viel Bube ſind,
Maidle ſind, Bube ſind,
Da iſts halt lieble,
Da iſts halt gut.

Lieble iſts überall,
Lieble auf Erden;
Lieble iſts überall,
Luſtig im Mai;
Wenn es nur mögle wär,
Z'mache wär, mögle wär,
Mei müßt Du werde,
Mei müßt Du ſei.

Wenn zu meim Schätzerl kommſt,
Thu mers ſchö grüße,
Wenn zu meim Schätzerl kommſt,
Sag em viel Grüß.

Wenn es fragt, wie es geht,
Wie es ſteht, wie es geht,
Sag auf zwei Füße,
Sag auf zwei Füß.

Und wenn es freundle iſt,
Sag i ſei gſtorbe,
Und wenn es lache thut,
Sag i hätt gfreit;
Wenns aber weine thut,
Traurig iſt, klage thut,
Sag ich komm morge,
Sag i komm heut.

Maidle, trau nit ſo wohl,
Du biſt betroge,
Maidle, trau nit ſo wohl,
Du biſt in Gfahr;
Daß ich di gar nit mag,
Nemme mag, gar nit mag,
Sell iſt verloge,
Sell iſt nit wahr.

Reichthum.

1.

Mein Schatzerl iſt hübſch!
Aber reich iſt es nit;
Was nützt mir der Reichthum,
Das Geld küß i nit.

Schön bin i nit, reich bin i wohl,
Geld hab i a ganz Beuterl voll,
Gehn mer nur drei Batzen ab,
Daß ich grad zwölf Kreuzer hab!

Mein Schatzerl ist hübsch,
Aber reich ist es nit.

2.

Mein Schatzerl ist fromm,
Ist so herzig, so gut! —
Und giebts mi a Busserl,
So wachst mir der Muth.

Drum gilts mi mehr als alles Gold,
Ist mi mein Schatzerl hold;
Und wenn i stets bei ihm blieb,
Wärs mi um eins so lieb!

Mein Schatzerl so treu,
Wie hab i di so lieb!

Versöhnung.

Mei herzliebstes Schatzerl,
Komm, reich mir dei Tatzerl!
Un gib mir a Schmatzerl,
Un sei wieder gut.

Du bist ja so zierlich,
Un bist so manierlich,
Un hast a Gesichtel,
Wie Milch un wi a Blut.

Un so a hübsch Mädel,
Heißts Stanzel, heißts Käthel,
Heißts Nannel, heißts Annel,
Muß freundli mir sein.

Drum häng nit dei Mäulerl,
Un kuck wi a Eulerl,

Dei Hanſel thut bitte:
„Mei Schatzerl ſchlag ein!"

Ach, herzliebſtes Schatzerl!
Ach, zuckerſüß Katzerl!
Mei Schatzerl, mei Katzerl!
Ich lieb Dich ſo ſehr.

Un wirſt Du mei Banderl,
Un werd i Dei Manderl,
So liebt ſchon das Manderl
Sei Banderl noch mehr.

Verlorene Mühe.

Sie.

Büble, wir wolle auße gehe,
Wollen unſre Lämmer beſehe,
Komm, liebs Büberle,
Komm, ich bitt.

Er.

Närriſches Dinterle,
Ich geh Dir holt nit.

Sie.

Willſt vielleicht å Biſſel naſche,
Hol Dir was aus meiner Taſche;
Hol, liebs Büberle,
Hol, ich bitt.

Er.

Närriſches Dinterle,
Ich naſch Dir holt nit.

Sie.

Thut vielleicht der Durſt Dich plage,
Komm, will Dich zum Brunne trage;

Trink, liebs Büberle,
Trink, ich bitt.

Er.

Närrisches Dinterle,
Es dürst mich holt nit.

Sie.

Thut vielleicht der Schlaf Dich drücke,
Schlaf, ich jag Dir fort die Mücke;
Schlaf, liebs Büberle,
Schlaf, ich bitt.

Er.

Närrisches Dinterle,
Mich schläferts holt nit.

Sie.

Gelt, ich soll mein Herz Dir schenke,
Immer willst an mich gedenke,
Nimms, lieb Büberle,
Nimms, ich bitt.

Er.

Närrisches Dinterle,
Ich mag es holt nit.

In allen Buchhandlungen sind nachstehende **Volksbücher** zu haben:

Geschichte von **Griseldis** und dem **Markgrafen Walther.** Nebst einigen andern Beispielen treuer Liebe. 2 Gr.

Alte und neue **Lieder in Leid und Lust.** (Enthält 50 ausgezeichnet schöne Lieder.) 2 Gr.

Geschichte von der **edlen und schönen Melusina,** welche ein Meerwunder und des Königes Helmas Tochter war. 2 Gr.

Der **Schildbürger** wunderseltsame, abenteuerliche, unerhörte und bisher unbeschriebene Geschichten und Thaten. 2 Gr.

Geschichte von der **schönen Magelone** und dem Ritter **Peter** mit den silbernen Schlüsseln. 2 Gr.

Geschichte vom **Kaiser Octavianus,** welcher sein Ehgemahl und seine zwei Söhne in das Elend geschickt und endlich wiedergefunden hat.

Jedes dieser Volksbücher ist mit schönen Holzschnitten gezieret und wird einzeln für

2 Groschen

verkauft.

Außer den umstehend angezeigten erscheinen noch folgende Volksbücher:

Die **Haimonskinder, Fortunatus, Herzog Ernst, Riesengeschichte, Heinrich der Löwe,** der **hörnene Siegfried, Helena, Genoveva, Hirlanda,** die **sieben weisen Meister, Dr. Faust,** das **Schloß in der Höhle Xaxa, Joachim und Anna, Eulenspiegel, Salomon und Markolf, — Fierrabras, Tristan und Isalde, Pontus, — Heldenlieder, Trinklieder, Kriegslieder, — Märchen, Fabeln** u. s. w.

Druck von Breitkopf u. Härtel.

Volksbücher.

8.

Herausgegeben von G. O. Marbach.

Geschichte

von der

heiligen Pfalzgräfin

Genoveva.

Leipzig, 1838. Bei Otto Wigand.

Geschichte
von der
heiligen Pfalzgräfin
Genoveva.

Wie Siegfried von der heiligen Genoveva Abschied nahm und diese um ihrer Keuschheit willen in ein Gefängniß geworfen wurde.

Unter die Zahl der Frauen, welche von ihren Männern unschuldiger Weise verfolgt worden sind, gehöret die tugendreiche und geduldmüthige heilige Genoveva, deren Geschichte so anmuthig und deren Verfolgung so unbillig ist, daß sie kaum ohne Mitleiden gelesen werden mag. Diese Geschichte hat sich folgendermaßen zugetragen. Zu den Zeiten des Trierischen Bischofs Hudelfus war ein vornehmer Graf, Namens Siegfried, in dem Trierischen Lande, welcher sich mit einem sehr reichen und tugendhaften Fräulein, Genoveva genannt, einer Tochter des Herzogs aus Brabant, verheirathet hatte. Diese beiden jungen

Eheleute lebten in aller Liebe und Freundlichkeit zusammen, als der Mohrenkönig Aberosam mit einer großen Macht in Spanien einfiel, und nachdem er das Land verheeret, auch in Frankreich einbrechen wollte. Als Martellus, König in Frankreich, diese große Gefahr vor Augen sah, befahl er allen ihm untergebenen Fürsten und Grafen, daß sie ihm Hilfe leisten und gegen den Mohrenkönig streiten sollten. Mit diesen mußte auch Graf Siegfried zu Felde ziehen, weil das Trierische Land damals unter den König in Frankreich gehörte. Als sich nun der Graf mit den Seinigen zum Feldzuge fertig gemacht, und nunmehr von seiner lieben Genoveva Abschied nehmen wollte; da war es erbärmlich anzusehen, wie kläglich sich die betrübte Dame gebärdete und mit ihren bittern Zähren alle Gegenwärtige zum Mitleiden bewegte. Ja, als der Graf ihr die Hand geben und die letzte gute Nacht sagen wollte, wurde sie von solchem Herzeleid überfallen,

daß sie halb todt vor Ohnmacht danieder sank. Der Graf war sehr bekümmert, daß er seine betrübte Gemahlin nicht trösten konnte, sprach indeß mit traurigen Worten zu ihr: „Betrübet Euch nicht so sehr über meinen Abschied, meine herzliebe Gemahlin, denn ich hoffe zu Gott, er werde uns mit Freuden wieder zusammenführen. Ich befehle Euch nächst Gott der allerseligsten Jungfrau Maria, welche Euch in meiner Abwesenheit beschützen und in Eurem Leide trösten wird. Ich überlasse Euch auch meinen getreuesten Diener Golo, welcher Euch in meinem Namen fleißig dienen und in Allem bestens besorgen wird.“ Genoveva aber war so voller Herzeleid, daß sie vor häufigen Zähren kein Wort reden konnte, und als ihr der Graf abermals die Hand gab und gute Nacht sagte, fiel sie abermals für todt in eine Ohnmacht. Ihr Herr wendete sich betrübt um und ritt ohne weitern Abschied bitterlich weinend von dannen. Da er nun mit den Seinigen in dem königlichen Lager angekommen war und alle Fürsten und Herren sich versammelt hatten, zog Martellus mit einer Armee von 60,000 Mann zu Fuß und 12,000 Mann zu Pferde gegen das Lager der Mohren, welche wohl viermal stärker waren. Dennoch gab ihm Gott großes Glück, und seine Soldaten schlugen so herzhaft zu, daß dreimal hundert und fünf und sechzig tausend Heiden auf dem Platze blieben, während von den Christen nicht mehr als funfzehn hundert umkamen. Die übriggebliebenen Mohren sammt ihrem Könige flohen in die Stadt Agion und wehrten sich darin so tapfer, daß die Christen die Stadt lange Zeit belagern mußten. Hierdurch geschah es, daß der Graf Siegfried länger ausbleiben mußte, als er vermeinet hatte, indem seine Rückreise sich über ein ganzes Jahr verschob. Unterdessen war die gute Gräfin ganz betrübt, und hatte keinen andern Trost auf dieser Welt als allein in Gott und dem heiligen Gebete. Sie führte gar ein frommes und tugendliches Leben, und trieb alle ihre Diener zur Andacht an.

Der leidige Satan aber, dem ihre Tugend gar zuwider war, bedachte sich auf alle Weise, sie zu stürzen und sie bei aller Welt in Schaden zu bringen, welches er durch folgendes Mittel ins Werk zu richten suchte. Weil der Graf bei seiner Abreise dem Hofmeister Golo seine geliebte Gemahlin anbefohlen hatte, und derselbe täglich um sie war und ihr aufwartete, siehe, da gab ihm der leidige Satan gar unkeusche Gedanken gegen sie ein, und entzündete sein Herz mit solcher Begierlichkeit, daß er endlich der Gräfin seinen bösen Willen entdeckte und sie zur Unkeuschheit anzureizen suchte. Sobald die keusche Dame das bemerkte, sprach sie mit gar zornigen Worten zu ihm: „Schämest Du Dich nicht, Du leichtfertiger Diener, ein Solches von mir zu begehren und das Ehebette Deines Herrn so schändlich beflecken zu wollen? Ist das die Treue, die Du ihm versprochen hast? Und ist dies der Dank, so Du ihm für seine Liebe erweisest? Sei Du nicht so keck, dergleichen mir fernerhin zuzumuthen, sonst will ich gewiß bewirken, daß Dich Deine Thorheit gereuen soll!“ Der gottlose Golo erschrak über diese Antwort und wagte kein Wort mehr von dieser Sache zu sprechen. Gleichwohl war seine Begierlichkeit nicht ausgelöscht, sondern wurde durch den täglichen Umgang mit der Gräfin je länger je mehr entzündet. Als sie nun einstmals ihr Bildniß, welches sie kürzlich hatte malen lassen, beschauete, und Golo von ohngefähr dazu kam, fragte sie ihn, ob er vermeinte, daß diesem schönen Stücke noch etwas abgehe? Da sprach er zu ihr: „Gnädige Frau, wiewohl diesem Bilde keine Schönheit gleich kommen mag, so vermeine ich dennoch, es gehe ihm etwas ab, nämlich daß es lebendig und mir zu eigen sei.“ Genoveva merkte wohl, was der unkeusche Mensch wollte, darum zeigte sie sich im Angesicht ganz erzürnt, und gab ihm einen solchen Verweis, daß er ganz schamroth davon ging. Es vermochte aber dieser Verweis nicht das Feuer der Begierlichkeit in dem sündhaften Herzen auszulöschen, sondern

dasselbige wurde von dem Satan, welcher den Golo beherrschte, so heftig entzündet, daß sich dieser vornahm, das Aeußerste zu wagen, damit er seine Begierde befriedigen möchte. Als daher einstmals die Gräfin nach dem Nachtessen in dem Garten allein lustwandelte, machte sich der Hofmeister allgemach näher zu ihr und liebkosete ihr mit so freundlichen Worten, als er immer vermochte, gab ihr auch endlich genug zu verstehen, daß er von solchem Brand der Liebe gegen sie verzehrt werde, daß er vermeine, er müsse vor der Zeit sterben, wofern er keine Gegenliebe bei ihr fände. Die keusche Dame wurde hierüber mehr als jemals entrüstet, so daß sie ihm ernstlich schwur, wofern er nur ein einzigesmal mit Worten oder Zeichen ihr zu nahe träte, so würde sie gewißlich ihrem Herrn davon berichten. Golo merkte nun wohl, daß er keine Hoffnung habe, zu Befriedigung seiner Begierden zu gelangen; darum veränderte er seine Liebe in einen grimmigen Haß, und bedachte auf alle Weise, wie er sich an der Gräfin rächen könnte. Er gab auf ihr Thun und Lassen fleißig Acht, und bemerkte endlich, daß sie eine sonderliche Neigung zu einem von den Köchen merken ließ, welcher Drago hieß, und der bei seiner Einfalt ein sehr frommer und andächtiger Mann war. Weil nun die Gräfin zu allen frommen Leuten eine sonderliche Neigung hatte, so erzeigte sie sich diesem gottseligen Menschen mehr gewogen als Andern bei Hofe. So oft er vorüber ging, redete sie ihn an; wo sie ihm einen Gefallen thun und in einer Widerwärtigkeit tröstlich sein konnte, da that sie es mit sichtlichem Wohlgefallen. Der schlimme Golo legte dieses ehrbare Wohlwollen nach seiner eignen fleischlichen Liebe aus, und gedachte durch diese Gelegenheit Ursache zu bekommen, seine Herrin zu verklagen. Er sagte mehrmalen zu seinen vertrautesten Freunden, wie die Freundlichkeit der Gräfin gegen den Koch sehr verdächtig sei, und wie er fürchte, dieselbe werde zu einem übeln Ende ausschlagen; er bat auch, sie wollten etwas genauer

Acht haben auf das freundliche Liebkosen, das die Gräfin dem Koche, so oft er bei ihr vorüber gehe, erzeige, so würden sie bald inne werden, was von dieser Vertraulichkeit zu halten sei. Mit diesen und ähnlichen Worten brachte Golo die Tugend der Gräfin bei etlichen Dienern in Verdacht, und richtete so viel aus, daß er endlich einige auf seine Seite brachte. Einstmals sagte er dem Koche, daß die Gräfin, welche eben in ihrem Zimmer allein war, seiner begehre; und als der ehrliche Mensch dies glaubend zu ihr hinauf ging, da kam ihm Golo bald nach, überraschte sie allein in dem Zimmer, und ging ohne ein Wort zu sprechen wieder hinaus. Der Koch, als er vernommen, daß seine Herrin ihn nicht habe rufen lassen, folgte Jenem auf dem Fuße. Alsbald aber berief Golo seine Vertrauten, klagte ihnen mit großem Zorn, wie er den Koch bei der Gräfin in ihrem Zimmer ertappt habe, und versichert sei, daß sie entweder mit einander gesündiget oder zum wenigsten die That im Willen gehabt hätten. „Was ist hier Raths, meine lieben Freunde? sprach er: was ist hier Raths? Wenn wir dem Uebel nicht zuvorkommen, so wird ein größeres daraus entstehen, und wir werden es bei der Rückkehr unsers Herrn nicht zu verantworten vermögen. Ich bin gewiß, daß der Koch unsere Herrin bezaubert, oder ihr Liebesgift in die Speisen gethan habe; darum kann sie nicht von ihm lassen, wenn es ihr schon Ehr und Leben kosten sollte. Deswegen vermeine ich, es wäre rathsam, ja nöthig, daß man den Koch in ein Gefängniß werfe, die Gräfin aber so zurückhalte, daß ihr der Zugang zum Koche versperrt sei. Was dünket Euch hierüber, lieben Freunde, was gebt Ihr mir für einen Rath?“ Sie sprachen: weil ihm der Graf die Sorge über die Gräfin aufgetragen habe, solle er thun, was ihm am rathsamsten zu sein scheine. Hierauf ließ der Hofmeister den Koch vor sich berufen, fuhr ihn mit harten Worten an, und warf ihm vor, wie er die Gräfin bezaubert, ihr in ihre Speisen Liebespulver gethan und sie

mit Gewalt zu seiner Liebe gezogen habe; darum verdiene er, daß man ihn in Eisen schmiede und in den allertiefsten Thurm werfe. Der arme Drago wurde darüber von Herzen erschreckt, schwur hoch und theuer, er wäre dieser Sünde wegen ganz unschuldig, ja, nahm Himmel und Erde zu Zeugen, daß ihm nimmermehr in Sinn gekommen, mit der Gräfin Uebels zu begehen; er mochte aber sagen, was er wollte, so mußte er doch in Eisen und Bande geschmiedet und in ein Gefängniß geworfen werden, in welchem er sein armes Leben im höchsten Elende verzehren mußte, und aus dem er nicht eher herauskam, als bis man ihn todt heraustrug. Mit dieser Grausamkeit begnügte sich der gottlose Golo noch nicht, sondern stürmte mit einigen seiner Gehilfen in das Zimmer der Gräfin, sagend: er habe nun lange genug zugesehen, was für verdächtige Gemeinschaft sie mit dem Koche gehabt habe; darum wolle er dies Uebel nicht länger dulden, um vor seinem Herrn bestehen zu können; darum solle sie auch als eine, die das Ehebette ihres Herrn verunehrt, in das Gefängniß gelegt, und nicht eher als bis auf weitern Befehl des Grafen herausgelassen werden. Hier war nun erbärmlich anzusehen, wie diese hochgräfliche Frau, welche in dem achten Monate schwanger ging, nicht um irgend eines Verbrechens willen, sondern weil sie ihre Keuschheit vertheidiget hatte, von ihrem eigenen Diener gefangen geführt und in einem festen Thurme verriegelt wurde.

Genoveva wird im Kerker von einem Knäblein entbunden.

Wie tief nun diese große Unbill der unschuldigen Gräfin zu Herzen gegangen sei, mag ein Jeder bei sich selbst erachten; aber wie schmerzlich sie dem gerechten Gott ihre Unschuld geklagt habe, das haben die heiligen Engel wohl in Acht genommen. Nun durfte in diesen Thurm Niemand anders hineingehen, als die Säug-

amme des losen Hofmeisters, welche der gefangenen Gräfin täglich eine geringe Nahrung brachte, und dann der Hofmeister selbst, der sie zum öftern besuchte, und alle Mittel anwendete, das keusche Herz zu seiner unkeuschen Liebe zu ziehen. Er drang mit guten und bösen Worten in sie; er lockte sie mit Verheißungen und Bedrohungen; er liebkosete und schmeichelte ihr, als ein erfahrner Buhler: gleichwohl konnte er durch dies Alles nichts Mehres ausrichten, als nur die Gräfin desto standhafter zu machen. Einstmals als er sie freundlich umarmen wollte, stieß sie ihn mit der Faust von sich und sprach zu ihm mit ernstlichen Worten: „Du schändlicher Bösewicht, ist Dir denn nicht genug, daß Du mich unschuldigerweise gefangen gesetzt, willst Du mich auch noch um meine Ehre und Seligkeit bringen? Sei aber versichert, daß Du Dich betrogen findest und alle Mühe vergebens anwendest; denn ich bin bereit lieber tausendmal zu sterben, als das Geringste gegen meine Ehre und Herzensreinheit zu begehen.“ Dieser ernsthafte Entschluß hätte den Buben gänzlich abschrecken sollen; gleichwohl trieb ihn der Muthwille so heftig an, daß er alle Mittel und Wege versuchen wollte, seine Begierden zu stillen. Er stellte deswegen seine Säugamme an, und versprach ihr große Belohnung, wofern sie etwas bei der Gräfin ausrichten würde. Daher lag das lose Weib, so oft sie der Gefangenen Speise brachte, derselben mit Worten an, sie solle dem Hofmeister freundliche Worte geben, damit sie ihrer Gefangenschaft erlediget, oder zum wenigsten mit besserer Nahrung versehen werden möchte. Die standhafte Heldin aber war entschlossen, lieber im Kerker Hungers zu sterben, als ihren Gott zu erzürnen und ihr Gewissen zu beflecken. Inmittelst nahete die Zeit der Geburt herbei, und die geängstete Frau bat die Säugamme, ihre Aufwärterin, sie solle ihr nur ein paar Frauen verschaffen, so ihr in dieser ihrer ersten Geburt beistehen möchten. Das böse Weib aber wollte ihr nicht allein dieses nicht ver-

willigen, sondern ihr nicht einmal eine Windel geben, um ihr neugebornes Kind darein zu wickeln. Solche große Unbarmherzigkeit trieb der heiligen Genoveva die Augen über, und sie klagte mit herzbrechenden Seufzern dem höchsten Gott ihre Noth. Und Gott stand ihr bei. Denn wiewohl sie in der Stunde der Geburt ganz verlassen war, so gebar sie doch ohne einige Gefahr einen feinen jungen Sohn, welchen sie, weil sie keine Windeln hatte, in ein Handtuch einzuwickeln genöthigt war. Sie bat nun inständig, daß man das arme Kind zur heiligen Taufe tragen möchte; weil ihr aber auch dies verweigert wurde, taufte sie es selber und gab ihm den Namen Schmerzenreich. Darnach nahm sie es auf ihre Arme, drückte es an ihr Herz, begoß es mit ihren Zähren und sprach mit großem Mitleiden: „Ach du armes Kind! Ach du mein einziger Schatz! Billig nenne ich dich Schmerzenreich, weil ich dich mit Schmerzen in meinem Leibe getragen und mit Schmerzen geboren habe; aber noch mit viel größern Schmerzen werde ich dich erziehen, und mit den allergrößten Schmerzen werde ich dich verschmachten sehen; denn aus Mangel der Nahrung werde ich dich nicht zu ernähren vermögen, weil ich kaum so viel habe, daß ich mein Leben erhalten mag. Ach du armer Schmerzenreich! Ach du armes unglückliches Kind!“ — Die bestellte Aufwärterin brachte vor Golo die Zeitung, daß er nunmehr im Kerker zwei Gefangene habe, und daß die arme Gräfin vor äußerstem Herzeleide schier verschmachtet sei; darum solle er sich ihrer in etwas erbarmen und ihr eine bessere Labung vergönnen, damit sie sowohl sich selbst, als das schwache Kindlein ernähren möchte. Der mitleidlose Mann aber erbarmte sich über diese trostlose Kindbetterin weniger, als wenn sein Hund Junge geworfen hätte, weil er verhoffte, durch dies äußerste Elend sie zu seiner Liebe zu zwingen. Doch, damit sie nicht gar verschmachten möchte, ließ er ihr etwas mehr Brod geben, als zuvor; sonst aber außer Wasser nichts weiter. So mußte

also die arme Kindbetterin in ihrer großen Schwachheit mit Wasser und Brod vorlieb nehmen, und wurde, anstatt des Trostes, täglich von dem Bösewicht Golo mit Schmähworten gespeiset.

Graf Siegfried kehret zurück und verdammet seine unschuldige Gemahlin zum Tode.

Der Graf hatte von alle dem, was vorgegangen war, noch nichts vernommen, weil Niemand vom Hofe, aus Furcht vor dem Hofmeister, ihm Nachricht gegeben hatte. Sein Ausbleiben hatte sich länger verzögert, als er verhofft hatte, weil er vor Agion eine Wunde bekommen, welche gar schwierig zu heilen war. Damit nun Golo seine Mißhandlungen bei ihm rechtfertigen möchte, fertigte er einen Diener ab, als schon zwei Monate nach der Geburt der Gräfin verlaufen waren, welcher dem Grafen die Zeitung von Allem, was vorgegangen war, überbringen sollte. Der Inhalt des Briefs, den er an den Grafen schrieb, war dieser: „Gnädiger Herr, wenn ich nicht besorgte, Euch zu betrüben, so wollte ich Euer Gnaden eine Sache, die ich mit allem Fleiß zu verhehlen suchte, in diesem Briefe offenbaren. Obschon alle Hausgenossen, und sonderlich der Ueberbringer dieses, großen Fleiß mit mir angewandt, ein großes Uebel zu verhüten, so ist dennoch alle meine Obacht durch die List der Boshaften hintergangen worden. Solches werden mir die Schloßverwandten bezeugen können, und dadurch verhoffentlich meine Treue außer Argwohn setzen, so wie meine fleißigen Dienste genugsam beglaubigen. Euer gräfliche Gnaden belieben von dem Boten, den ich sende, ausführliche Berichte anzunehmen und in seine Erzählung keinen Zweifel zu setzen; was aber Ihro gräfl. Gnaden Wille und Befehl hierüber sei, mir mit Ihrem Diener kund zu thun, damit ich wisse, wie

ich mich in dieser schweren Sache zu verhalten habe.“ Diesen Brief bekam der Graf, als er in einer Stadt in Languedoc seine empfangenen Wunden heilen ließ; und durch die Botschaft wurde er so verstört und entrüstet, daß seine Wunden desto minder heilten und der Schaden desto größer wurde. Der Diener erzählte ausführlich, was für verdächtige Gemeinschaft die Gräfin mit dem Koche die ganze Zeit gehabt, und wie der Hofmeister sie in der Kammer allein ertappt habe. Weil sie Beide aber auf öfteres Ermahnen nicht von einander gelassen hätten, sei der Hofmeister genöthiget worden, sie mit Gewalt zu scheiden und in zwei Gefängnisse zu sperren. Im Gefängniß habe sie einen Sohn geboren, und von allen Hofbedienten werde das Kind keinem Andern als dem Koch zugeschrieben. Der Graf fragte: „wann seine Gemahlin das Kind geboren habe?“ Der Diener aber sprach fälschlich: „es wäre erst ein Monat verlaufen,“ wiewohl sie schon vor zwei Monaten geboren hatte. Weil nun der Graf schon im eilften Monat abwesend war, so mußte er wohl die unschuldige Genoveva für schuldig halten. Er fing an zu wüthen, und lästerte die Gräfin sammt dem Koch, als wenn sie die ärgste Ehebrecherin wäre: „Du verfluchtes Weib! sprach er, sollst du die versprochene Treue so schändlich brechen? sollte ich das von dir vermeinet haben? Du meineidiges Weib, wie fein hast du dich angestellt, als wenn du ganz keusch und heilig wärest!“ Diese und dergleichen Schmähworte stieß der erzürnte Graf gegen die unschuldige Genoveva aus, und stellte sich nicht anders an, als wenn er vor Zorn unsinnig werden wollte. Nachdem er sich lange genug besonnen hatte, auf welche Weise er den begangenen Ehebruch strafen wolle, schickte er den Diener mit diesem ausdrücklichen Befehle zurück: Golo sollte die Gräfin so einschließen, daß Niemand mit ihr reden und zu ihr kommen könne. Den schändlichen Koch aber solle er mit solcher Marter hinrichten lassen, wie er durch seine

Missethat verschuldet hätte. Der Diener kam eilend mit diesem ungerechten Befehle zurück, und verdiente bei dem Hofmeister großen Dank, daß er seinen Auftrag so trefflich ausgerichtet hatte. Damit aber die Hinrichtung kein großes Geschrei verursachte, ließ er dem armen unschuldigen Koch Gift unter seine Speisen mischen, und nachdem er gestorben, ließ er den Leichnam mit sammt den Ketten in eine abgelegene abscheuliche Grube vergraben. Die Gräfin aber brauchte nicht enger eingeschlossen zu werden, als sie schon zuvor eingeschlossen war, weil vom Anfange ihrer Gefangenschaft Niemand als Golo und seine falsche Säugamme hatte zu ihr kommen dürfen. Mit aller dieser verübten Grausamkeit war aber Golo noch nicht zufrieden, weil er fürchtete, seine böse List und Falschheit möchte einmal an den Tag kommen. Denn es waren Viele bei Hofe, welchen die ungerechte Hinrichtung des Kochs und die unbillige schwere Gefängnißstrafe der frommen Gräfin mißfiel und welche viele Klagen darüber führten. Darum sorgte der listige Schalk nicht ohne Ursach, daß wenn der Graf zurückkäme und die Gräfin noch lebend fände, seine Bosheit offenbar und mit einem grausamen Tode bestraft werden möchte. Er wurde auch berichtet, daß der Graf von dem König in Frankreich entlassen worden und bereits auf der Rückreise nach Hause begriffen wäre. Da brach nun dem Golo der kalte Schweiß aus, und er mußte sich kurz besinnen, was er in dieser gefährlichen Sache anfangen sollte. Er setzte sich eilends zu Pferde, ritt seinem Herrn entgegen, und kam nicht eher zu ihm, als bis er schon zu Straßburg angekommen war. In selbiger Stadt wohnte eine alte Hexe, welche sich unter dem Scheine der Heiligkeit für eine gottselige Matrone ausgab. Sie war die Schwester der Säugamme des losen Golo, und diesem daher schon seit vielen Jahren bekannt. Zu ihr ging der Bösewicht, ehe er zu seinem Herrn kam, und erzählte ihr den ganzen Verlauf, dessen was sich mit dem Koch und der Gräfin zugetragen, sagte auch, er

wollte gegen den Abend den Grafen zu ihr bringen, und dann sollte sie ihm ein Trugbild vormachen, daß er glaube, die Gräfin habe mit dem Koch gesündiget. Er gab ihr dafür ein Stück Geld und verfügte sich alsbald hin, seinen gnädigen Herrn zu bewillkommen. Nach gegenseitiger Begrüßung nahm ihn der Graf beiseit, und forderte von ihm völligen Bericht über das Unheil, das sich in seinem Hause zugetragen hätte. Da stellte sich nun der listige Golo, als wenn er vor Leid kaum reden könnte, und die falschen Zähren mußten seinen Lügen einen Schein der Wahrheit geben. Er erzählte nach der Länge Alles, nicht was die fromme Gräfin begangen, sondern was seine Bosheit ersonnen hatte, und zwar mit solchen erdichteten Beweisthümern, daß der gute Graf ohne zu zweifeln glaubte, es müßte Alles wahr sein. Golo setzte auch hinzu, wie er den Koch ohne gerichtlichen Prozeß habe heimlich hinrichten lassen, damit die Schande der Gräfin desto mehr verdeckt und unbekannt bleiben möchte. Der Graf hörte Alles mit großem Kummer an, und weil er dem Golo nicht völlig glauben konnte, fragte er ihn ausführlich nach allen Umständen und Beweisthümern. Golo aber, fürchtend, er möchte in seinen eigenen Worten gefangen werden, sprach zu seinem Herrn: „Wenn Ihro Gnaden vielleicht an meinen Worten ein Mißtrauen haben sollten, so ist in dieser Stadt eine gar heilige und in Offenbarung verborgener Dinge hochberühmte Matrone, diese wollen Euer Gnaden umständlich befragen, so werden Sie einen völligen Bericht des ganzen Verlaufs empfangen. Der Graf ließ sich diesen Vorschlag gefallen, und ging bei anbrechender Nacht mit seinem Hofmeister zu der Matrone, welche eine schändliche Hexe war. Zu dieser sagte er, wie er gegen seine Ehefrau den Verdacht der Untreue hege; weil er aber vernommen, daß Jene wegen ihrer Heiligkeit die verborgenen Dinge erkenne, so möge sie ihm entdecken, ob sich solch großes Uebel zwischen seiner Gemahlin und dem Koch zuge-

tragen habe? Die Zauberin sagte mit verstellter Demuth: Sie wäre zwar keine Heilige, dennoch wolle sie ihm gern so viel, als ihr Gott in dieser Sache offenbaren würde, entdecken. Alsdann führte sie beide Herren in einen dunklen Keller hinab, in welchem ein grünes Licht braunte, das einen blauen Schein von sich gab; hier machte sie mit einem Stecken zwei Kreise auf den Boden, in deren einen sie den Grafen, in den andern aber den Golo stellte. Darnach warf sie einen Spiegel in ein Geschirr voll Wassers, und murmelte darüber so seltsame Worte, daß den Grafen ein Schauder überlief und ihm die Haare zu Berge stiegen. Nach diesem drehete sie sich dreimal vor dem Geschirre herum, hauchte dreimal darein, rührte es mit den Händen um, und machte wunderliche zauberische Segen darüber. Der Graf sah alsdann auf ihr Geheiß in das Wasser, und bemerkte in dem Spiegel klar abgebildet, wie die Gräfin mit dem Koch freundlich

redete und mit lächelndem Angesicht ihn liebkosete. Da sprach er: „Mit einem freundlich reden, ist nichts Unrechtes.“ Die Zauberin aber setzte hinzu: „So wollen wir denn sehen, ob es vielleicht Gott gefalle ein Mehreres zu zeigen;“ machte hierauf die vorigen zauberischen Ceremonien und hieß den Grafen abermals ins Wasser sehen. Da sah er mit Augen, wie die Gräfin dem Koche mit der Hand über die Wangen strich und ihm mehrmals einen freundlichen Kuß gab. Ueber dieses wurde der Graf sehr schamroth und erwartete, was zum dritten Mal herauskommen würde. Als er aber nach den vorigen Ceremonien nochmals in den Spiegel sah, wurde er mit großem Verdruße gewahr, daß der Koch mit seiner Frau schändlicher Weise sündigte. Ueber diese ehebrecherische Schandthat wurde er so arg entrüstet, daß er vor Rachgier gleichsam Feuer spie und die Untreue seiner Frau auf das Grausamste abzustrafen bedacht war. Deswegen gab er dem Golo gemessenen Befehl, er sollte davon reiten und die Ehebrecherin sammt dem Bankert mit einem schändlichen Tode hinrichten. — Niemand war froher als der rachgierige Golo, welcher eilfertig davon ritt und sich ernstlich bedachte, auf welche Weise er die Gräfin sollte umbringen lassen. Kaum war er zu Hause angekommen, so eröffnete er seiner Amme, wie ihm sein Anschlag so glücklich wäre von statten gegangen, und wie er Befehl habe, die Gräfin hinzurichten; sie sollte aber durchaus Niemanden etwas davon wissen lassen, damit kein Aufruhr im Schlosse oder unter der Freundschaft entstehen möchte. Dies Alles hörte von Ohngefähr das kleine Töchterlein der Amme, welche eine bessere Neigung zur Gräfin als ihre Mutter hatte. Dies Mägdlein begab sich eilends zu dem Kerker, und stand vor dem Fenster, durch welches man das Brod und das Wasser hinein langte, und weinte so bitterlich, daß die Gräfin darüber erschreckt wurde. Sie fragte das Mägdlein, warum es also weine? Dieses antwortete: „Ach gnädige Frau! Euer großes

Elend treibet mir die Zähren aus den Augen, denn um Euer Leben ist es geschehen, weil der Golo von unserm Herrn Befehl hat, Euch hinzurichten.'' Die Gräfin sprach voller Schrecken: ,,Was soll darnach meinem armen Kinde geschehen?'' Das Mägdlein antwortete: ,,Dem armen Kinde wird es nicht besser ergehen, als Euch.'' Da erschrak die arme Gräfin so sehr, daß sie schier in Ohnmacht gefallen wäre, und nachdem ihr die Kräfte zurückgekehrt waren, fing sie an untröstlich zu weinen und mit vielen herzlichen Seufzern zu sprechen: ,,Ach mein Gott und Herr, wie habe ich doch ein so großes Uebel um dich verschuldet? Ach! was habe ich gesündigt, daß ich mit meinem unschuldigen Kinde grausamer Weise hingerichtet werden soll? O ich unglückseliges Weib! habe ich nun dies erlebt, daß ich als eine Ehebrecherin sterben soll? daß ich, meinem Herrn die versprochene Treue zu halten, so viel Ungemach bisher habe leiden müssen? Ach mein Gott! komm mir zur Hilfe in dieser Noth! Ach mein Gott, erlöse mich von dem grimmigen Tode!'' Diese und viele andere Klagen führte die betrübte Gräfin, und nachdem sie lange genug geweint hatte, sprach sie zu dem Mägdlein: ,,Mein liebes Kind, gehe doch in mein Zimmer und bringe mir Feder, Dinte und Papier, und für Deine Mühwaltung nimm Dir von meinen Kleinodien soviel als Dir beliebt.'' Sie gab alsdann dem Mägdlein den Schlüssel, und als diese gebracht, was sie verlangt hatte, schrieb sie einen Brief folgenden Inhalts: ,,Gnädiger Herr! herzlieber Gemahl! Nachdem mir berichtet worden, daß ich auf Euren Befehl sterben soll, so habe ich mit diesen Zeilen Euch wollen gute Nacht sagen und einen freundlichen Abschied von Euch nehmen. Ich will zwar gerne sterben, weil Ihrs befehlet, aber es fällt mir sehr bitter, daß Ihr mich unschuldiger Weise zum Tode verdammt. Die ganze Ursache, warum ich sterben muß, ist diese: weil ich meine Euch gelobte Treue nicht habe brechen, noch dem unzüchtigen Hofmeister, der mich zu mehr-

malen fast mit Gewalt zur Unehre hat bewegen wollen, habe willfahren mögen. Ich messe meinem Herrn keine andere Schuld bei, als daß er meinem Ankläger so leichtlich geglaubt und mir zu meiner Verantwortung keine Gelegenheit vergönnt hat. Ich bezeuge aber bei meinem Gott, vor dessen strengem Gericht ich morgen erscheinen werde, daß ich alle mein Lebtag, außer Euch, keinen Mann erkannt, noch auch jemals in dergleichen Gedanken gewilligt habe. Gleichwohl gehe ich unschuldiger Weise zum Tode, weil es der Himmel also verordnet hat, bleibe aber in der sichern Vertröstung, es werde einstmals ein Tag aufgehen, an welchem meine Unschuld ans Licht kommen und meiner Ankläger Falschheit offenbar werden wird. Gute Nacht, gnädiger Herr, liebster Schatz; ich verzeihe Euch von Herzen, und will Gott auch nach meinem Tode bitten, daß mein unschuldiges Blut keine Rache über Euch noch über meine Ankläger schreie. Dies schreibe ich mit zitternden Händen und fließenden Augen, weil mir der bevorstehende Tod das Herz mit Schrecken erfüllt hat, und verbleibe Eure bis in den Tod getreue und um der Treue willen zum Tode verdammte Genoveva.“ — Diesen Brief gab sie dem Mägdlein, ihn in ihre Stube zu tragen und Niemand ein einziges Wort davon zu offenbaren. Die ganze folgende Nacht brachte Genoveva im eifrigen Gebete zu und befahl Gott ihren schweren Kampf und bevorstehenden Tod.

Wie Genoveva ermordet werden soll, aber durch das Mitleiden der Diener beim Leben erhalten wird.

Des Morgens früh berief Golo zwei von seinen getreuesten Dienern, eröffnete ihnen den ernstlichen Befehl seines Herrn, und befahl ihnen, die Gräfin sammt dem Kinde in einen Wald hinaus zu führen und umzubringen, und zum Wahrzeichen des

vollbrachten Befehls, ihr Augen und Zunge auszureißen und selbige mitzubringen. Wofern sie nun dies thun würden, wollte er ihnen ihre Treue reichlich belohnen, widrigenfalls wollte er sie mit Weib und Kind umbringen lassen. Die Diener nahmen den Befehl willig an, gingen alsbald zu der Gräfin in das Gefängniß, legten ihr ein schlechtes Kleid an, bedeckten ihr Angesicht, damit man sie nicht kennen sollte, und befahlen ihr, mit ihnen hinaus zu gehen. Da ging nun die arme Gräfin wie ein unschuldiges Schäflein zur Schlachtbank, und that ihren Mund nicht auf, sich mit einem Worte zu beklagen; sie trug ihr armes unschuldiges Lämmlein auf ihren Armen, drückte dasselbige ohn Unterlaß an ihr Herz, und hatte mehr Mitleiden mit demselben, als mit ihrem eigenen Tode. „Ach du mein armes Söhnlein, sprach sie, ach du mein herzliebstes Englein! O möchte ich

dich so lange auf meinen Armen tragen, als ich dich unter meinem Herzen getragen habe! Nun aber mußt du sterben, ehe du

weißt, was Sterben ist, und mußt unschuldig leiden, obgleich du niemals eine Schuld begangen hast.“ Mit diesen und ähnlichen Worten machte sie den Dienern das Herz so weich, daß sie ein wahres Mitleiden faßten und es ihnen sehr schwer fiel, den Befehl ihres Herrn zu vollziehen. Nachdem sie nun in dem Walde an einen gelegenen Ort kamen, sagten sie zu der Gräfin, wie ihr Herr verordnet habe, sie wegen vollbrachten Ehebruchs hinzurichten, und wie der Hofmeister ihnen den Befehl zu vollbringen anbefohlen habe. Aber sie sollte dieses nicht ihnen anrechnen, sondern sich zu einem seligen Tode bereiten. Die Gräfin, als gehorsam dem Befehle ihres Herrn, kniete demüthig nieder und bereitete sich aus ganzem Herzen zum nahen Tode. Inzwischen ergriffen die Diener das unschuldige Kindlein, zogen die Messer heraus und wollten es umbringen. Die erschrockene Mutter aber stand von ihrem Gebete auf, fiel den Dienern in die Arme und schrie mit beweglicher Stimme: „Haltet ein, haltet ein, o ihr lieben Leute! und schonet doch des armen unschuldigen Blutes, und wenn ihr ja das arme Kind tödten wollt, so bringt doch zuvor mich um, damit ich nicht gezwungen werde, zweimal zu sterben.“ Die Diener erhörten diese ihre Bitte und sagten: „so sollte sie denn ihren Hals entblößen und zum Streiche darstrecken.“ Die arme Gräfin erschrak über diese Worte so sehr, daß sie an allen Gliedern zitterte und mehr todt als lebendig zu sein schien. Dennoch sprach sie unter fließenden Thränen: „O ihr lieben Leute! ich bin zwar bereit zu sterben; aber glaubt mir, daß ihr euch an meinem Tode gröblich versündiget. Denn ich bezeuge euch vor Gott, daß ich unschuldig und von dem Hofmeister fälschlich verklagt worden bin, weil ich seinen bösen Willen nicht habe vollbringen wollen. Ich versichere euch auch, daß, wenn ihr meiner schonet, so wird es Gott euch und euren Kindern mit Gutem vergelten; werdet ihr mich aber umbringen, so wird mein unschuldiges Blut über euch und eure Kinder Rache

schreien.“ Die Herzen der Diener wurden durch diese Worte so tief getroffen, daß ihnen unmöglich war, der Gräfin ein Leid anzuthun. Sie sprachen daher mit freundlichen Worten zu ihr: „Gnädige Frau, wir wollten Euch zwar gerne das Leben schenken, wofern uns nicht von dem Hofmeister bei Lebensstrafe anbefohlen wäre, Euch hinzurichten. Dennoch, wofern Ihr uns versprechen wollet, nimmer an den Tag zu kommen, sondern Euch in dieser oder in einer andern Wildniß unbekannt aufzuhalten, so möget Ihr in Gottes Namen hingehen und unser in Eurem Gebet eingedenk sein.“ Die Gräfin versprach ihnen das mit ganzem Ernst, und dankte von ganzem Herzen für solche Barmherzigkeit. Die Diener stachen einem Windspiel, das mit ihnen gelaufen war, die Augen und die Zunge aus und brachten dieselbe ihrem Herrn zum Beweis der verübten Mordthat. Golo aber begehrte dieselben nicht anzusehen, sondern befahl, sie den Hunden vorzuwerfen.

Wie Genoveva in der Wildniß lebt und von Gott getröstet wird.

Die arme, von allen Menschen verlassene Genoveva ging in dem wilden Walde herum und suchte einen gelegenen Ort, wo sie sich aufhalten und vor den Ungewittern schützen möchte; sie fand aber denselben ganzen Tag keinen, sondern wurde genöthigt, unter einem Baume ihre Nachtherberge zu nehmen. Sie lag allda gar übel und stand in der grausamen Wildniß große Angst und Furcht aus. Sie richtete ihre zährfließenden Augen und zitternden Hände gen Himmel und rief den von Herzen an, welcher ihr in dieser Noth allein beistehen konnte. Die ganze Nacht that sie kein Auge zu und suchte den andern Tag abermals, wiewohl vergebens, eine gelegene Höhle oder hohlen Baum, um darunter zu wohnen. Sie hatte den vorigen ganzen Tag gar nichts gegessen und getrunken, und den andern Tag war bei ihr

der Hunger so groß, daß sie genöthiget wurde, Wurzeln oder Kräuter auszurupfen und roh zu essen. Den dritten Tag ging sie noch weiter in die Wildniß hinein und suchte so lange, bis sie eine steinerne Höhle und nahe dabei ein kleines Wasser fand. Dies nahm sie als einen von Gott bescheerten Ort an und setzte sich vor, ihr übriges Leben in dieser Höhle zuzubringen. Sie machte sich ein Bette von Laub und Aesten der Bäume; sonst hatte sie nichts außer den Wurzeln, was zu ihrer Lebensnahrung hätte dienen können. Weil sie denn ein so kümmerliches und mangelhaftes Leben führen mußte, so entging ihr die Milch, daß sie ihr liebes Kind nicht mehr säugen konnte. Das bekümmerte Lämmlein sog an den Brüsten so lange, bis endlich das Blut heraus ging, und weil es nun nichts mehr zu leben übrig hatte, da fing es an zu verschmachten und dahinzusterben. Das klägliche Weinen des armen Würmleins ging der mitleidigen Mutter so tief zu Herzen, daß auch sie vor Leid zu sterben vermeinte. Weil sie denn diesem unerträglichen Leid nicht länger zusehen konnte, so legte sie das sterbende Lämmlein unter einen Baum und ging weit davon, daß sie es nicht hören und sehen konnte. Allda kniete sie nieder mit aufgehobenen Händen und rief den gütigen Gott so inbrünstig an, daß er sie erhören mußte. „Mein Gott und Erlöser! sprach sie, können denn deine göttlichen Augen ohne Mitleiden ansehen, daß das unschuldige Kind wegen Mangel an Nahrung verschmachten muß? Siehe doch an, o barmherziger Gott! ach siehe doch an, wie das arme Lämmlein so erbärmlich vor deinen Augen liegt und mit seinem milden Weinen dich so treulich um die nöthige Nahrung anruft. Ach erbarme dich doch über das arme verlassene Waislein, welchem sein Vater so hart ist, und seine Mutter nicht helfen kann! Ich habe ja keinen Trost mehr auf Erden, als dieß mein einziges Söhnlein; wenn du mir dieses nimmst, so muß ich ja gar verzagen in dieser wüsten Wildniß. Darum, zu meinem Trost, o Gott, gib mir

dasselbe wieder, damit ichs aufziehen kann zu deinem göttlichen Dienste.“ Als die weinende Mutter dies gefleht hatte, siehe, da kam eine Hirschkuh zu ihr, welche sich als ein zahmes Vieh anstellte und freundlich um sie herstrich; gleichsam als wollte sie sagen: Gott habe sie dahin gesendet, daß sie das Kindlein ernähren sollte. Die betrübte Mutter erstaunte und erkannte alsbald die Vorsehung Gottes, legte das Kind an die Zitzen des Wildes und ließ es so lange saugen, bis es wieder Kraft bekam. Durch diese himmlische Wohlthat wurde die liebe Genoveva so sehr erfreut, daß sie mit vielen süßen Thränen dem gütigen Gott Dank sagte und ihn demüthig um Fortsetzung solcher gnädigen Hilfe anflehte. Ihr Gebet wurde erhört, und die Hirschkuh kam täglich, so lange sie Beide in der Wüste wären, zweimal das Kind zu säugen. Dies war nun die einzige Hilfe, welche das unschuldige Kind sieben ganzer Jahre lang von solcher Kreatur empfing, inzwischen seine Mutter nur von Wurzeln und Kräutern leben mußte. Wer da beherziget, daß Genoveva eine geborne Herzogin und bei dem Wohlleben des Hofes erzogen war, der wird leichtlich erachten, wie schwer und bitter es ihr ankommen mußte, solche elende rohe Nahrung zu sich zu nehmen. Ach! war es nicht mit Bedauern anzusehen, daß eine Frau von so hohem Stande Noth leiden sollte an den Dingen, an denen es sogar den Bettlern nicht fehlt? Ihre gräfliche Wohnung hatte sie vertauscht mit einer wilden Einöde, ihr schönes Zimmer mit einer finstern Kluft; ihre Kammer-Jungfrauen sind die unvernünftigen Thiere; statt wohlschmeckender Speisen hat sie rohe wilde Kräuter; ihr sanftes Ruhebett ist in hartes Laub und Reiswerk, ihre kostbare Person in bittere heiße Zähren, und ihr Scherzen und Lachen in lauter Leid und Traurigkeit verwandelt. Gewißlich hätte Genoveva ein eisern Herz haben müssen, wenn sie dieses äußerste Elend nicht empfunden haben sollte. Ja, wenn sie schon auf das Vollkommenste in der Geduld

geübt gewesen wäre, so hätte sie doch vielmal über ihre große Noth weinen müssen. Im Sommer war zwar ihr Elend einigermaßen erträglicher; im Winter aber ist es fast unbegreiflich, wie sie und das arme Kind die große Kälte haben ertragen und für ihre tägliche Nahrung Wurzeln und Kräuter bekommen können. Wenn sie im Winter trinken wollte, so mußte sie das gefrorne Eis so lange im Munde halten, bis es schmelzte; wenn sie Wurzeln graben wollte, mußte sie den dicken Schnee hinwegräumen und gar mühselig mit einem Holze in die eingefrorne Erde hineingraben; wenn sie sich erwärmen wollte, so mußte sie ihre eiskalten Hände so lange zusammenschlagen, bis sie in etwas erwärmt wurden. Ach Gott! wie müssen dieser verlassenen Frau die Winternächte so lang geworden, und wie schmerzlich wird ihr das unbeschreibliche Elend gefallen sein, ehe sie dessen ein wenig gewohnt wurde? Alle Schmerzen aber, welche die arme Gräfin aus eigener Bedrängniß litt, waren gering gegen diejenigen, die ihr mütterliches Herz ob dem Elend ihres Kindes empfand, sonderlich, da es allgemach anfing in etwas zu erwachsen und sein eigenes Elend zu empfinden. O wie oft drückte die mitleidige Mutter diesen ihren Schatz an die Brust, seine von Frost erstarrten Glieder zu erwärmen! Und wenn sie dann sah, wie der ganze Leib des Kindleins vor Kälte bebte, so ging ihr dies so tief zu Herzen, daß sie vor großer Trauer nicht aufhören konnte zu weinen. „Ach mein liebes Kind! ach mein armes Kind! sprach sie, wie viel Ungemach mußt du unschuldiger Weise leiden und mußt deiner unglücklichen Mutter wegen so unglücklich leben!“ Wenn nun die trostlose Mutter so verzagend weinte, so fing auch das arme Waislein zu weinen an, und wenn die Mutter trauerte, so trauerte auch das arme Waislein, wenn es sich schon noch keine Rechenschaft über sein Elend zu geben vermochte. Gleichwohl tröstete sich Genoveva allezeit wieder in Gott und legte all ihr Elend in seine heiligen fünf Wun-

den. Nach und nach gewöhnte sie sich an diese großen Mühseligkeiten und dankte Gott, daß er sie aus der Gefahr der Welt errettet und in diese Wüste geführt hatte. Sie brachte die meiste Zeit in heiligem Gebete zu und übte sich je länger je mehr in der Andacht und göttlichen Liebe.

Einstmals, als sie bei ihrer Höhle knieend ihre Augen starr gen Himmel gewendet hatte, sah sie einen Engel von der Höhe zu ihr herabfliegen, welcher ein gar schönes Kreuz in seinen Händen trug, an welchem der gekreuzigte Christus aus schneeweißem Elfenbein so künstlich gebildet war, daß man leichtlich erachten konnte, solche Arbeit wäre von Engelshänden gemacht worden; denn die Gestalt Christi war so sprechend gebildet und ausgearbeitet, daß sie Niemand ohne herzliches Mitleiden anschauen

konnte. Dieses himmlische Kreuz reichte ihr ein Engel, mit freundlichen Worten also zu ihr sprechend: „Nimm hin, Geno-

veva, dies heilige Kreuz, welches Dein Erlöser Dir zum Troste vom Himmel herabsendet. In diesem sollst Du Dich beschauen, an diesem sollst Du Dich spiegeln, und vor diesem sollst Du Dein Gebet verrichten. Wenn Du betrübt bist, so tröste Dich mit diesem Kreuz; wenn Du angefochten wirst, so flehe zu diesem Kreuz; und wenn Dich eine Ungeduld überfällt, so erinnere Dich an die Geduld dessen, der da hängt an diesem Kreuz. Dies Kreuz wird Dir sein ein Schild gegen alle Pfeile der Feinde, und wie ein Schlüssel, der Dir den Himmel eröffnen wird.“

Nachdem der Engel dies geredet hatte, ließ er das Kreuz vor ihr stehen und verschwand vor ihren Augen; das Kreuz aber stellte sich von selbst auf einen Altar in ihrer Höhle, welchen die Natur selbst in einem Felsen gebildet hatte. Genoveva fiel vor diesem Kreuze demüthig nieder, betrachtete ihren gekreuzigten Heiland von Haupt bis zu den Füßen, und wurde von dem Anblick des leidenden Herrn mit so großem Mitleiden verwundet, daß sie vermeinte, ihr Herz im Leibe müßte ihr zerberften. Einstmals, als sie im inbrünstigen Gebete vor dem Kreuze auf ihren Knieen lag, war es ihr, als strecke der gekreuzigte Heiland seinen rechten Arm nach ihr aus und lege ihr betrübtes Haupt mild an seine Brust; worauf denn ein wahrhaft himmlischer Trost in ihre Seele sich ergoß. An diesem Kreuze hatte nun Genoveva ihren höchsten Trost, und vor demselben saß sie immerdar in Betrachtung des Leidens Christi. Dasselbe zierte sie im Sommer mit grünen Maien und feinen Waldblümlein, im Winter aber mit Tannen, Walddisteln und Wachholderstauden.

Einstmals, als sie in Erinnerung ihres großen Elends sehr betrübt war, setzte sie sich vor dieses heilige Kreuz nieder und klagte ihrem Heilande ihre innerliche Betrübniß, sprechend: „Ach mein gekreuzigter Jesu! was habe ich doch gesündiget, daß du mich so hart heimsucheſt? oder wie habe ichs doch um dich verschuldet, daß du mich als eine Ehebrecherin von Haus

und Hof vertrieben und in die Wildniß verstoßen hast?“ Auf diese ihre Klage antwortete alsbald eine Stimme, die kam von dem Kreuz und tönte wieder in ihrem Herzen: „Was habe ich denn gesündiget, daß mich mein Vater so hart heimgesuchet hat? oder wie habe ichs um ihn verschuldet, daß er mich als einen boshaften Sünder aller meiner Ehren beraubt und an das Kreuz hat nageln lassen? Bist Du denn unschuldiger als ich? oder habe ich mehr gesündiget als Du? So tröste Dich denn mit mir und gedenke, daß ich unschuldiger Weise ungleich mehr gelitten habe, als Du jetzt leidest und noch inskünftige leiden wirst.“ Durch diese freundliche Bestrafung Christi wurde Genoveva höchlich beschämt und beklagte sich hinführo nicht leicht mehr, wie übel es ihr auch erging, sondern übte sich so starkmüthig in aller Geduld, daß sie ihre äußerste Armseligkeit für lauter göttliche Wohlthaten achtete.

Inmittelst erwuchs ihr lieber Schmerzenreich und lernte allgemach reden und gehen. Denselben unterrichtete sie in aller Andacht, und hatte mit ihm manche Kurzweil und herzlichen Trost; denn es hatte ihn auch Gott und die Natur mit einem sonderlichen Verstande begabt, so daß er vor der Zeit anfing klug zu werden und Alles, was ihm die Mutter sagte, leichtlich begreifen konnte. Es war aber kläglich anzusehen, daß das arme Kind meistens nackend und barfuß ging, denn die schlechten Tüchlein, darein es die Mutter von seiner ersten Kindheit an eingewickelt, und die Stücken Tuch, so die Mutter von ihren eigenen Kleidern abschnitt, waren schon alle zerrissen. Darum kam es endlich so weit, daß Mutter und Kind ganz nackend und barfuß gehen mußten und nur mit Moos und Zweigen ihre Blöße bedecken konnten. Ueber die Blöße des armen Kindes erbarmte sich unser lieber Herr Gott, indem er einen Wolf daher schickte, der trug die Haut eines Schafs im Maule und warf sie vor dem Kinde nieder. Die Mutter nahm

dieses Geschenk mit großer Dankbarkeit von Gott an und wickelte den lieben Schmerzenreich darein so gut sie konnte. Es fingen auch die wilden Thiere von selbiger Zeit an mit ihnen gar vertraut zu werden; daher sie täglich zu ihnen kamen und dem lieben Kinde manche Kurzweil machten. Es ritt vielmal auf dem Wolfe, der ihm das Schafsfell gebracht hatte, und spielte oftmals mit den Haasen und andern Thieren, so um das Kind furchtlos herumliefen. Die Vöglein flogen ihm auf Hand und Haupt, und erfreuten Kind und Mutter mit ihrem lieblichen Gesange. Wenn das Kind ausging, für die Mutter Kräuter zu suchen, so liefen mancherlei Thiere mit ihm, und zeigten ihm mit ihren Füßen, welches gute Kräuter wären. Es hatte auch die fromme Mutter große Freude an seinen kindlichen Reden, und verwunderte sich vielmal über seine weislichen Fragen und Antworten; sie lehrte es auch das Vater Unser und andere Gebetlein beten, und unterwies es, wie es Gott fürchten, lieben und ehren sollte. Niemals aber sagte sie ihm, von was für einem Geschlechte es abstammte, damit sie ihm sein Kreuz nicht vermehrte, oder vielleicht in ihm die Neigung erweckte, in die Welt zurückzukehren.

Einstmals, als sie mit ihm ein freundlich Gespräch hielt, sagte der liebe Schmerzenreich zu ihr also: „Mutter, Ihr befehlet mir so oft, ich soll sagen: Vater Unser, der du bist im Himmel: saget mir doch, wer ist denn mein Vater?“ — „Liebes Kind! sprach die Mutter: Dein Vater ist Gott, welcher droben, wo Sonne und Mond scheinen, wohnet.“ Das Kind sprach: „Kennet mich auch mein Herr Vater?“ — „Freilich, antwortete die Mutter, kennet er Dich und hat Dich auch herzlich lieb.“ — „Wie kommt es denn, sagte das Kind, daß er mir nichts Gutes thut und uns also in der Noth stecken läßt?“ — „Mein lieber Sohn, antwortete Genoveva, wir sind hier im Jammerthal und müssen leiden; wenn wir aber in den Himmel kom-

men, alsdann werden wir alle Freuden haben.“ Schmerzenreich fragte weiter: „Liebe Mutter, hat mein Herr Vater noch mehr Söhne neben mir?“ Sie sprach: „Ja freilich.“ Er aber sagte: „Wo sind sie denn? ich meinte, wir wären nur allein in der Welt.“ Sie antwortete: „Ob Du schon niemals aus diesem Walde hinausgekommen bist, so sollst Du doch wissen, daß außerhalb desselben noch viele Städte und Länder sind, darin allerhand Leute wohnen, deren etliche Gutes, die andern aber Böses thun; die, welche Böses thun, kommen in die Hölle, darinnen sie ewig Strafe leiden werden.“ Der Knabe sprach endlich: „Mutter, warum gehen wir nicht zu den andern Leuten? warum bleiben wir denn in diesem Lande allein?“ Genoveva antwortete: „Das thun wir, damit wir unserm himmlischen Vater desto besser dienen und desto gewisser in den Himmel kommen mögen.“ Diese und dergleichen Reden führte das kluge Kind gar vielmals und fragte seine Frau Mutter Alles vorwitzig aus.

Im siebenten Jahre ihres Einsiedlerlebens wurde die gottselige Genoveva tödtlich krank und vermeinte nicht anders, als daß sie sterben müßte; denn die große Noth und der äußerste Mangel aller Sachen hatten ihren Leib so abgezehrt, daß sie sich selbst nicht mehr gleich sah, ja ein Schatten des Todes zu sein schien. Es kam ein gar heftiges Fieber über sie, welches das wenige in ihren Adern noch übrige Geblüt dermaßen entzündete, daß sie an allen Gliedern ganz kraftlos und voller Schmerzen war. Als nun der arme verlassene Schmerzenreich seine arme Mutter allgemach dahin sterben sah, warf er sich über ihren halbtodten Leib hin und erhob ein so jämmerliches Leidwesen, daß sich die sterbende Mutter von ganzem Herzen ihres armen Kindes erbarmen mußte. „Was fange ich an, o herzliebste Mutter, schrie das Kind kläglich, und wo soll ich hin, wenn Du mir stirbst? wenn ich in dieser Wildniß allein bin und keinen Menschen in der Welt kenne? Ach herzliebste Mutter! bitte doch den

lieben Gott, daß er Dich länger leben lasse; denn wenn Du stürbest, so müßte ich vor lauter Herzeleid gar verkümmern!" Die sterbende Genoveva wollte ihr jammervolles Kind trösten, darum sagte sie zu ihm, was sie zuvor allezeit verschwiegen hatte: „Mein lieber Sohn, betrübe Dich nicht wegen meines Todes und beklage nicht so sehr Deine traurige Verlassenheit; denn Du sollst wissen, daß außer dieser Wildniß, nahe bei Trier, Dein Herr Vater wohnet, zu welchem Du Dich nach meinem Tode verfügen und ihm sagen sollst, daß Du sein Kind seist. Er wird Dich leichtlich erkennen und für sein Kind annehmen, da Du ihm so gar ähnlich bist, daß Dich alle Leute für seinen Sohn ansehen werden." Darnach erzählte sie ihm ausführlich, wie sie in diese Wildniß gekommen wäre, und was für große Unbill ihr der böse Golo angethan hatte. Gleichwohl bat sie den Knaben, er wolle die ihr zugethane Unbill nicht an dem Golo rächen, sondern ihm um Gottes Willen von Herzen verzeihen. Indem nun die arme Kranke augenblicklich den Tod erwartete, siehe, da kamen zwei glänzende Engel in die Höhle, deren einer zu der Lagerstatt der Genoveva trat und sie mit der Hand berührend sprach: „Du sollst leben, Genoveva, und jetzt nicht sterben! denn also ist des allerhöchsten Gottes Wille." Auf diese Worte verschwanden sie sogleich und hinterließen die Gräfin gesund.

Wie der Graf Siegfried seine Gemahlin Genoveva betrauert hat.

Nachdem wir uns nun gar lange bei der gottseligen Genoveva in der Wildniß aufgehalten, so wollen wir uns auch einmal wieder nach Hofe begeben und sehen, was inmittelst der Graf Siegfried macht. Als dieser von der langwierigen Reise von Straßburg wieder an seinen Hof gelangt war, erzählte ihm sein Hofmeister, wie er die Ehebrecherin sammt dem Bastard heim-

lich in einem Walde habe umbringen lassen. Damit war der Graf gar wohl zufrieden und lobte auch die Vorsichtigkeit seines Hofmeisters. Kaum aber waren etliche Tage vergangen, da fing ihn an sein Gewissen zu ängstigen und das Andenken an Genoveva sehr zu betrüben. Er gedachte bei sich, vielleicht möchte ihr unrecht geschehen sein, und er sich sehr an ihr versündiget haben, weil er ihre Sache nicht habe gerichtlicher Weise untersuchen lassen. Folgende Nacht hatte er einen schweren Traum, welcher ihm seine Aengste sehr vermehrte, weil er im Schlafe sah, wie ihm ein Drache seine geliebteste Gemahlin hinwegriß, und Niemand war, der ihr in dieser Noth Hilfe leistete. Diesen Traum erzählte er des Morgens dem Golo, welcher denselben nach seiner Argliſtigkeit fälschlich auslegte, sagend: Der Drache bedeute den Koch, welcher ja Drago geheißen wäre, das zu deutsch Drache bedeute, und seiner Treue vergessend, die Gräfin ihrem rechtmäßigen Herrn entzogen hätte. Er beredete auch den Grafen, er sollte solchen melancholischen Träumen hinfort keinen Glauben beimessen, sondern festiglich dafür halten, die Gräfin sammt dem Koch hätten wohl noch einen üblern Tod verdient. Damit nun der Graf seine traurigen Gedanken in den Wind schlagen möchte, stellte der Golo allerhand Kurzweil an, als Jagen, Rennen, Gastereien, Tanzen, Besuchung der Freunde und Alles wovon er wußte, daß es den Grafen erlustigen konnte. Diese Dinge erfreuten wohl die Sinne des Grafen, sie konnten aber die Wunden des angsthaften Herzens nicht heilen, welche je länger je größer und unheilbarer wurden.

Eines Tages kam der Graf in das Zimmer seiner ehemaligen Gemahlin und fand unter andern Schriften denjenigen Brief, welchen sie in dem Kerker, ehe sie hinausgeführt werden sollte, geschrieben hatte. Der Graf las diesen Brief mit höchster Aufmerksamkeit und erkannte darin die gänzliche Unschuld seiner lieben Genoveva. Nach Ablesung dieses Briefs wurde er

zu solchem Mitleiden gegen die arme Gräfin bewegt, daß er bitterlich zu weinen anfing, und vor Herzeleid krank zu werden vermeinte. Er wurde auch dermaßen gegen den Golo erzürnt, daß, wenn derselbe gegenwärtig gewesen wäre, er ihn auf der Stelle durchstochen hätte. Er schalt ihn einen falschen Verräther und gottlosen Mörder und verfluchte und verwünschte ihn in den Abgrund der Hölle.

Der arglistige Golo floh auf einige Tage von dem Hofe, und kam nicht eher wieder, bis er vernahm, daß der Zorn des Grafen sich gelegt hätte. Alsdann wußte er dem Grafen so arglistig zuzusprechen und den Brief der Gräfin so lügenhaft zu verkehren, daß der Graf seinen Worten mehr als dem Briefe glaubte. Unter Anderem sagte Jener: „Genoveva bezeugt in dem Briefe, sie sei unschuldig und habe nimmer dergleichen That begangen. Ei wohl eine schöne Verantwortung! Wenn das Läugnen genug ist, so sind alle Diebe und Ehebrecher unschuldig.“ Mit diesen und dergleichen Worten besänftigte er den Grafen und brachte sich selbst wieder zu den vorigen Gnaden. Aber nicht lange währte die innerliche Ruhe des Grafen, sondern die vorigen Zweifel kamen bald wieder, ja nagten je länger je mehr an seinem Gewissen. Denn es kam ihm vor, als ob ihm immer einer in seine Ohren sagte: „Du hast Genoveva umbringen lassen; Du hast das unschuldige Kind tödten lassen; Du hast den frommen Koch hinrichten lassen.“ Und dieses Nagen des Gewissens war ihm so schmerzlich, daß er in keinem Dinge Ruhe fand, sondern immerdar als einer, der verzagen will, umherirrte. Er rief vielmal mit kläglichen Worten: „Ach, Genoveva! wo bist Du? wo bist Du hingekommen, mein liebster Schatz? Ach! Du bist unschuldig um Dein Leben gekommen und ich bin die einzige Ursache Deines elenden Todes.“ Der arglistige Golo merkte, daß die Sache je länger je ärger wurde; dar-

um machte er sich bei Zeiten vom Hofe, ja gar aus dem Lande hinweg, damit ihn der Graf nicht erreichen könne.

Nach diesem allen trug sich noch eine erschreckliche Begebenheit zu. Der Graf lag eine Nacht in seiner Schlafkammer; da hörte er in seinen bösen Träumen ein Gespenst mit starkem Schlage die Thür aufmachen und in seine Kammer, vernehmlich mit den Füßen rauschend, hineinkommen. Wiewohl nun der Graf nichts sah, so kam gleichwohl endlich eine solche Angst über ihn, daß er am ganzen Leibe zitterte, indem er vermeinte, der Geist sei zu ihm ins Bette gekommen, lege sich mit seinem eiskalten Leibe hart an ihn, ja umfange ihn mit seinen eisigen Armen so fest, als ob er ihn erdrücken wollte. Der Graf schrie im Traume laut auf, als ob er um sein Leben komme; da eilten seine Diener herbei und weckten ihn. Siegfried sah nun, daß es ein Traum gewesen war, schickte die Diener fort und fiel wieder in Schlummer. Aber damit kehrte auch sein Traum zurück; der Geist kam zum andernmal, schlug die Kammerthür auf, ging in dem Zimmer auf und ab und schleifte an Händen und Füßen lange Ketten nach sich. Es kam dem Grafen vor, als ob er den Geist mit Augen sähe, wie er ganz bleich und mager an der einen Thür stand und ihm winkte. Dem armen Grafen war so bange, daß ihm der kalte Schweiß ausbrach und er vor Aengsten nicht wußte, was er thun oder lassen sollte. Der Geist winkte ihm abermal und drohte ihm mit einem Finger. Da dachte der Graf: ich stehe auf und folge dem Geiste! Der ging voran, winkte ihm nachzufolgen, und führte den Grafen an einen tiefen abgelegenen Ort; allda deutete er mit dem Finger auf die Erde und verschwand ohne ein Wort vor seinen Augen. Als der Graf am folgenden Morgen erwachte, da stand der Traum noch ganz lebhaft vor seiner Seele und er wußte auch noch den Ort, an welchen ihn der Geist geführt hatte. Darum rief er seinen Dienern, führte sie an jenen Ort und hieß sie nachgraben. Sie gruben kaum ei-

nen Schuh tief hinein, da fanden sie einen ganzen todten Körper, der an Händen und Füßen lange Ketten hatte, und erkannten, daß dieses der Koch wäre, welchen der Golo mit Gift umgebracht hatte. Der Graf ließ die Gebeine herausnehmen, auf dem geweihten Kirchhofe begraben und für die arme Seele Messe lesen. Da nun der Graf fernerhin keine Erscheinung hatte, so sah er auch hierin ein klares Zeichen von der Unschuld des Kochs, und die Unruhe seines Gewissens wurde noch größer. Bald aber sollten ihm noch klarere Beweise zu Theil werden.

Das Weib nämlich, welches zu Straßburg den Grafen durch ein falsches Gesicht betrogen hatte, wurde nach einigen Jahren eingezogen und gerichtlicher Weise als eine Zauberin zum Feuer verdammt. Als sie nun hinausgeführt und bereits an den Pfahl gebunden worden war, bat sie die Richter, daß sie ihr vergönnen möchten, noch vor ihrem Ende ein Wort zu reden. Nach erlangter Erlaubniß sprach sie also: „Obschon ich mein Lebtag viele schwere Sünden begangen, so schmerzt mich keine so sehr, als daß ich einstmals den Grafen Siegfried schändlich betrogen und seine Gemahlin Genoveva als eine Ehebrecherin bei ihm angegeben habe, welche deswegen sammt dem frommen Koch unschuldiger Weise hingerichtet worden ist und als eine Ehebrecherin mit ihrem Kinde hat sterben müssen. Dies hat mich seither tausendmal geschmerzt, und betrübt mich bis in den Tod. Ich widerrufe aber mein Wort und bekenne, daß die Gräfin sammt dem Koch unschuldig sei. Ich bitte Euch, Ihr wollet dieß dem Grafen berichten und ihm zu wissen thun, daß ich durch Anstiftung des Golo ihn betrogen habe.“

Nachdem nun dieses dem Grafen in aller Eil berichtet worden war, stellte er sich nicht anders an, als wenn er vor Leid verzweifeln wollte. Jetzt erkannte er nun klärlich, wie ihn der verfluchte Golo bezaubert und seine arme Gemahlin sammt seinem einzigen Kinde unschuldig in den Tod gebracht hatte. Die Erin-

nerung hieran that ihm so weh, daß er vor großem Herzeleide schier von Sinnen gekommen wäre. Da hörte man aus seinem Munde nichts als: „Ach! ach! Genoveva! ach! ach! mein lieber Schatz! nun erkenne ich, daß ich Dir unrecht gethan und Dich sammt meinem lieben Kinde unschuldig habe hinrichten lassen. Ach Gott! was habe ich gethan? Ach Gott! wie will ichs verantworten können? Ich beschwöre Dich bei Gott, Du wollest mich bei dem Richterstuhl Gottes nicht verklagen, sondern mir meine große Missethat aus Barmherzigkeit verzeihen! Du aber, Du falscher Golo, bist von alle dem die einzige Ursache. Du bist ein grausamer Mörder meiner liebsten Gemahlin und meines herzigen Söhnleins; wie kann ich mich denn genugsam an Dir rächen, und was für einen Tod soll ich Dir anthun?“ Diese und viel andere mitleidige und zornige Worte stieß der Graf damals aus, damit er seinem Leid und Grimm ein wenig Luft verschaffte.

Nun war der Golo schon zwei Jahre vom Hofe weg, und der Graf wußte nicht, wie er diesen listigen Fuchs fangen sollte. Er schrieb ihm daher zum Schein einen sehr freundlichen Brief, in welchem er sich verwundert stellte, warum er seinen Hof verlassen, da er ihm doch allezeit große Liebe und Ehre erwiesen habe? Golo entschuldigte seine Abwesenheit mit unvermeidlichen Geschäften, welche er vorgefunden hätte. Der Graf schrieb ihm darauf zu verschiedenenmalen ganz freundlich, verbarg allen seinen Widerwillen und gab ihm zu erkennen, wie sehr er seines freundlichen Umgangs begehre. Dieser Briefwechsel währete eine geraume Zeit, so daß Golo meinte, der Graf sei ihm wieder in Gnaden gewogen. Endlich stellte der Graf gegen den heiligen Dreikönigstag eine herrliche Jagd und Mahlzeit an, wozu er alle und jede seiner Freunde einladete. Unter diesem Scheine ladete er auch den Golo, bittend, er wolle an gemeldetem Tage erscheinen. Der sonst listige Fuchs war hierinnen nicht klug genug, sondern lief freiwillig in das zubereitete Netz. Der Graf

hieß ihn freundlich willkommen und freute sich gar höchlich über seine Ankunft. Sie führten einige Tage gar freundliche Gespräche und erwarteten die übrigen Gäste, welche geladen waren.

Wie Genoveva wieder gefunden wird.

Es waren sieben ganzer Jahre verflossen, seit die gottselige Genoveva in die Wüste verstoßen und von Allen für todt geachtet worden war. Da kam der heilige Dreikönigstag, der Tag, welchen der Graf zu dem Feste bestimmt hatte. Damit nun die ankommenden Gäste desto besser bewirthet werden möchten, wollte der Graf auch mit einem Wildpret die Tafel zieren und ritt deswegen zu jagen hinaus. Er nahm nebst seinen Dienern auch den Golo mit sich, und sie ritten in der Wildniß hin und her und befleißigten sich ein Jeder ein Stück Wild aufzutreiben. Der Graf sah von ohngefähr eine treffliche Hirschkuh, setzte derselben durch Hecken und Gesträuch nach und verfolgte das Wild so lange, bis es endlich zu der Höhle Genovevas seine Zuflucht nahm. Der Graf kommt zu dieser Höhle, sieht in dieselbige hinein und wird gewahr, daß neben dem Wild ein nackendes Weib steht. Er erschrickt von ganzem Herzen und vermeint es sei ein Gespenst, bezeichnet sich mit dem heiligen Kreuze und spricht voller Aengsten: „Bist Du von Gott, so komm zu mir heraus und sage mir wer Du seiest?“ Genoveva, welche den Grafen sogleich erkannte, von ihm aber nicht erkannt wurde, gab zur Antwort: „Ich bin von Gott, aber eine arme Sünderin und nackendes Weib. So Ihr nun wollt, daß ich zu Euch hinauskomme, so werft mir ein Kleid herein, damit ich meine Blöße bedecke.“ Der Graf warf ihr seinen Mantel hinein, darein wickelte sie sich so gut sie konnte, ging zu ihm vor die Höhle, und zugleich mit ihr das unerschrockene Wild. Der Schmerzenreich aber war

eben nicht gegenwärtig, sondern hinausgegangen, Kräuter und Wurzeln zu suchen. Der Graf verwunderte und erbarmte sich über ihre jämmerliche Gestalt und abgemagerten Leib und fragte: wer sie sei? Sie sprach: „Mein Herr, ich bin ein armes Weib, aus Brabant gebürtig, und bin aus Noth hieher geflohen, weil man mich sammt meinem armen Kinde unschuldiger Weise hat umbringen wollen.“ Der Graf sprach: „Wie ist denn dies zugegangen? und wie lange ist es, daß dies geschehen ist?“ Sie sprach: „Ich war verheirathet mit einem großen Herrn; dieser warf auf mich einen Argwohn, als wenn ich ihm untreu wäre, und befahl seinem Hofmeister, er sollte mich mit dem Kinde, das ich von meinem Eheherrn empfangen hatte, umbringen lassen. Die Diener aber schenkten mir das Leben, und ich versprach ihnen, daß ich nimmer vor meinen Herrn kommen, sondern in diesem Walde Gott dienen wollte, und dies sind nun schon sieben Jahre.“ Ueber diese Rede hatte der Graf tausenderlei Gedanken und fing an zu muthmaßen, daß dies wohl seine Genoveva sein möchte. Er sah ihr näher ins Antlitz, konnte sie aber wegen ihres elenden Aussehens nicht erkennen; darum sprach er weiter zu ihr: „Meine liebe Freundin, sagt mir doch, wie ist Euer Name und wie ist der Name Eures Eheherrn?“ Sie sprach seufzend: „Ach! mein Eheherr hieß Siegfried, ich Armselige aber nenne mich Genoveva.“ Diese wenigen Worte erstarrten den Grafen mehr, als hätte ihn ein Donnerstreich getroffen; darum fiel er vom Pferde urplötzlich zu Boden und lag auf der Erde auf seinem Angesichte, als wenn er ganz ohne Sinnen wäre. Bald darauf richtete er sein Haupt auf und sprach auf den Knieen: „Genoveva! ach Genoveva! seid Ihr es?“ Sie sprach: „Lieber Herr Siegfried! ja, ich bin die unglückselige Genoveva.“ Da war nun dem Grafen vor herzlichem Mitleiden nicht möglich, die Zähren zurückzuhalten, noch vor Erstaunen ein Wort hervorzubringen. Nach vielem heißen Weinen aber sprach er noch knieend:

„Ach meine herzliebste Genoveva! wie finde ich Euch in solchem Stande? Ach daß Gott im Himmel erbarme! daß ich Euch also wiedersehen muß. O über mich gottlosen Bösewicht! ich bin nicht werth daß mich die Erde tragen soll, ja ich bin nicht werth daß sich die Erde unter mir aufthue und in den Abgrund der Höllen verschlinge; denn ich bin die einzige Ursache von all Eurem Elend, ich bin der boshafte Mann, der seine unschuldige Gemahlin wegen falschen Verdachts umzubringen befohlen hat. O wehe meiner armen Seele! wie will ich bei Gott es abbüßen und Euch den erlittenen Schimpf und Schaden wieder einbringen können? Verzeihe mir, o liebe Genoveva! ach verzeihe mir um des gekreuzigten Jesu willen, der am Stamme des heiligen Kreuzes seinen Feinden gnädiglich verziehen hat; ich bin zu der Genugthuung bereit, Euch tausendmal mehr Liebe und Ehre zu erzeigen, als ich Euch Leid und Unheil zugefügt habe. Ich stehe nicht auf vor Euren Füßen, bis ich vor Euch

Gnade erlangt habe, und kann mich nicht eher trösten, bis Ihr mich mit einem freundlichen Worte erquickt!“

Die gottselige Gräfin war durch die Zähren und beweglichen Worte Siegfrieds so gerührt worden, daß sie vor Mitleiden und häufigem Weinen nicht gleich antworten konnte, bis sie endlich die Thränen nach Möglichkeit einhaltend mit halbgebrochenen Worten sprach: „Nicht betrübt Euch, mein Herr Siegfried, betrübt Euch nicht so sehr! Es ist nicht durch Eure Schuld, sondern durch Verordnung Gottes geschehen, daß ich in diese Wüste gekommen bin; ich verzeihe Euch von Herzen und habe Euch schon von Anfang verziehen. Der barmherzige Gott wolle uns Beiden unsere Sünden verzeihen und uns seiner göttlichen Gnade würdig machen!“ Darnach reichte sie dem Grafen die Hand und hob ihn von der Erde auf. Hier stand nun der betrübte Graf, anschauend das kranke und vermagerte Angesicht, und vermeinte, sein betrübtes Herz müßte ihm vor Schmerz zerspringen, weil das holdselige Angesicht, das vor Zeiten den Engeln glich, jetzt so gar entstellt aussah. Sein Herz war so voller Ehrfurcht gegen Genoveva, als ob er vor einer großen himmlischen Heiligen stünde; und wiewohl sie ihm alle Freundlichkeit erzeigte, so konnte er doch vor Demuth kaum mit ihr reden. Nach einigen tiefen Seufzern sprach er zu ihr: „Wo ist denn das arme Kind hingekommen, welches Ihr im Kerker geboren habt; ist es denn nicht mehr am Leben?“ Sie sprach: „Daß es noch lebet, ist ein großes Wunder von Gott. Denn nach natürlicher Weise hätte ichs nicht zu ernähren vermocht, weil mir gleich Anfangs aus großem Mangel die Milch ausging; der gütige Gott aber hat mir dieses Wild geschickt, welches das Kind täglich zweimal gesäuget und also aufgezogen hat.“

Indem sie dies redete, kam der liebe Schmerzenreich, in seiner Schafshaut eingewickelt, barfuß daher und hatte seine beiden Hände voll wilder Wurzeln; als er aber den Grafen bei seiner

Mutter sah, ward er erschreckt und rief: „Mutter! was ist das für ein Mann, der bei Euch steht? ich fürchte mich vor ihm!“ Die Mutter sprach: „Fürchte Dich nicht, mein lieber Sohn! komm nur unerschrocken her, der Mann thut Dir nichts.“ Hierauf sprach der Graf zu Genoveva: „Ist dies unser lieber Sohn?“ Sie sprach: „Ach, daß Gott erbarm! dies ist das arme Kind.“ Sollte nun nicht dem Grafen vor Leid das Herz zerspringen, als er seinen einzigen gräflichen Sohn in seinem Elende daher kommen sah? Leid und Freude waren so groß bei ihm, daß er selbst nicht wußte, welches größer war. Als das Kind herbeikam, sagte die Mutter zu ihm: „Siehe, das ist Dein Herr Vater; gehe zu ihm hin und küsse ihm die Hände!“ Als das Kind dieß that, nahm es der Graf auf seine Arme, drückte es an sein betrübtes Herz, küßte es innig ohne Unterlaß, und konnte vor Leid und Freude nichts mehr sagen, als: „Ach mein herzlieber Sohn! ach mein herzgoldenes Kind!“

Genoveva wird mit Ehren zurückgeführt und der Bösewicht Golo gerichtet.

Nachdem sich nun Siegfried in Umhalsung des Kindes eine Weile gesättigt hatte, blies er stark in sein Jägerhorn und rief die Jägerburschen zusammen. Diese kamen eilfertig und verwunderten sich höchlich, als sie die wilde Frau bei ihrem Herrn sahen und das Kind auf seinen Armen wahrnahmen. Der Graf sprach: „Was dünkt Euch von diesem Weibe, solltet Ihr sie wohl kennen?“ Als sie Alle nach einigem Beschauen Nein sagten, sprach er weiter: „Kennt Ihr denn meine Genoveva nicht mehr?“ Auf diese Worte überfiel sie Alle eine solche Verwunderung, daß sie nicht wußten, was sie sagen oder denken sollten. Es ging Einer nach dem Andern hin zu ihr, hieß sie freundlich willkommen

sein und erfreute sich von ganzem Herzen, daß Diejenige noch lebte, wegen welcher der ganze Hof schon sieben Jahre lang getrauert hatte. Zwei von ihnen ritten eilends nach Hause und brachten eine Sänfte, die in ihrem Elende schwach gewordene Gräfin darin zu tragen, und Kleider, sie damit zu bedecken, wie ihr geziemte. Unter allen Dienern, welche zum Grafen kamen, war Golo der letzte; denn es ahnete ihm, daß nichts Gutes für ihn vorgegangen sei. Darum schickte ihm der Graf Zwei entgegen mit dem Befehle: er sollte geschwind kommen, denn er hätte ein wunderseltsames Thier gefangen. Als er nun endlich kam, sprach der Graf zu ihm: „Golo, kennst Du dieses Weib?“ Er wurde ganz erschreckt und sprach: „Ich kenne sie nicht.“ Der Graf sprach: „Du schändlichster Bösewicht, der unter der Sonne ist! kennst Du denn die Genoveva nicht mehr, welche Du fälschlich bei mir verklagt und unschuldig zum Tode verurtheilt hast? O Du mörderischer Bösewicht! wie soll ich Dich genug strafen dafür, daß Du mich in solches Herzeleid und meine theure Gemahlin sammt meinem lieben Söhnlein in das äußerste Elend gebracht hast? Wenn ich schon Dir die schrecklichsten Qualen anthäte, so könnte ich Dich dennoch nicht genug peinigen; ja wenn ich Dir schon tausend Tode anthäte, so hättest Du doch noch mehr verschuldet.“ Golo lag inzwischen auf der Erde und bat mit weinenden Augen um Barmherzigkeit. Der erzürnte Graf aber befahl, man sollte ihn hart binden und als den größten Uebelthäter gefangen führen.

Nach diesem bat der Graf, Genoveva wolle sich gefallen lassen mit ihm nach Hause zu gehen; sie ging aber zuvor in ihre Höhle, und mit ihr alle Gegenwärtige, fiel vor dem vom Himmel gebrachten Krucifix nieder, dankte Gott für alle an diesem Orte empfangenen Wohlthaten und nahm zuletzt von ihrem geliebten Kreuze mit vielen herzlichen Küssen einen freundlichen Abschied. Darnach nahm sie der Graf bei der Hand; ein edler

Ritter trug den jungen Grafen nach, und man ging also langsam und gemächlich, bis ihnen die Sänfte entgegen kam. Die lieben Vögel flogen über sie her und gaben mit Flattern der Flügel genugsam zu verstehen, wie ungern sie Genoveva sammt dem jungen Grafen von sich ließen. Die Hirschkuh aber folgte der Gräfin wie ein sanftmüthiges Lamm nach und wollte keine Paar Schritte weit von ihr weichen. Ein Stück Weges waren sie fortgegangen, als ihnen die Sänfte entgegen kam, sammt einem großen Haufen aller derer, die im Schlosse wohnten, weil ein Jeder dieser allgemeinen Freude beiwohnen und die Gräfin mit Ehren heimbegleiten wollte.

Als man nun nahe zum Schlosse kam, begegneten dem Grafen zwei Fischer, welche ihm einen Fisch von ungewöhnlicher Größe verehrten, in dem man, als man ihn öffnete, einen goldenen Ring fand, welcher Genovevas Trauring war, den sie, als sie von den Dienern zum Tode geführt wurde, mit großer

Betrübniß in das Wasser geworfen hatte. Dieses neue Wunder verursachte neues Erstaunen bei allen Anwesenden, besonders aber in dem Gemüthe des Grafen, welcher Gott nicht genug loben konnte, daß er durch dasselbe die Ehre seiner Ehe bekräftige und erneuere.

Die heilige Genoveva war kaum im Schlosse angekommen, da war das große Zeichen schon allbekannt, und ein Jeder wollte die wundervolle Heilige sehen; besonders aber kamen die Freunde und geladenen Gäste in großer Anzahl auf das Schloß, wo sie größere Ursache zu frohlocken hatten, als sie je hätten hoffen können, indem sie ihre liebe Verwandte gleichsam von den Todten auferstanden antrafen und die wunderbare Weise, durch welche Gott ihre Unschuld offenbart hatte, vernahmen. In diesen Freuden wurde die ganze Woche hingebracht und war nichts, was dieselbe gestört hätte, nur daß Genoveva von den köstlichen Speisen und Getränken nichts genießen konnte; denn sie vermochte so ungewohnte Nahrung nicht mehr zu vertragen, und man mußte ihr aus Wurzeln und Kräutern Speise bereiten. Während dieser Freuden befahl der Graf eines Tages, den Golo aus dem Gefängniß herauszuführen und allen Freunden vorzustellen. Als dies geschehen, sprach der Graf: „Sehet, meine lieben Freunde! das ist der verruchte Bösewicht, welcher so viel Uebel angerichtet, daß ich vor Zorn nicht Alles erzählen kann. Er hat meine liebste, fromme Gemahlin entehren wollen, sie als eine Ehebrecherin ohne mein Wissen in den Kerker geworfen, sie mit Wasser und Brod die ganze Zeit kümmerlich versorgt, in ihren Kindesnöthen sie ohne Hülfe gelassen, das arme liebe Kind nicht wollen taufen lassen, sie fälschlich bei mir mehrmals angeklagt, mich durch eine Zauberin gegen sie verhetzt, den frommen Drago mit Gift umgebracht, meine liebe Genoveva sammt dem Kinde umzubringen befohlen, sie in ein siebenjähriges Elend gestürzt, mich ihres lieben Umgangs und unser gräfliches Haus der erlangten Er-

ben beraubt, und endlich unsere ganze Freundschaft zu Schanden gemacht. Nun urtheilet Ihr, was für eine Strafe ein solcher scheußlicher Böſewicht verdient habe?" Darauf rief die ganze Freundschaft Rache über den boshaften Verräther und verurtheilte ihn zum allergrausamsten Tode. Der gottlose Böſewicht warf sich zu den Füßen Genovevas und bat um Christi Willen, sie wolle ihm verzeihen und für ihn um Gnade bitten. Die barmherzige Frau wurde durch diese Demuth erweicht und bat inständig sowohl ihren Herrn als die sämmtlichen Gäste, sie wollten diesem armen gedemüthigten Sünder um ihretwillen Gnade erweisen und ihm das Leben schenken. Der Graf sprach darauf: „Allerliebste Gemahlin, Eure Tugend erfordert weit mehr von mir, und ich wollte Euch gern die begehrte Gnade vergönnen, damit dies Freudenfest mit keiner Traurigkeit verunstaltet würde. Weil aber diese Sache nicht mich allein, sondern auch die ganze gräfliche Freundschaft betrifft, so muß ich derselben die Vollziehung dieses Urtheils anheimstellen." Die Freunde aber wollten dem Böſewicht durchaus keine Gnade bewilligen, damit nicht in künftigen Zeiten gesagt werden möchte, Golo sei unschuldig gewesen und darum habe man ihm das Leben nicht nehmen können. Deßhalb verurtheilten sie ihn, daß er in ihrer Gegenwart von vier Stieren zerrissen werden sollte. Da band man an jede Hand und jeden Fuß des Sünders einen Strick und diese Stricke wurden an vier Stiere gefesselt, welche man nach den vier Theilen der Welt trieb. So ward der boshafte Golo in Kurzem in vier Theile zerrissen. Gleich darauf wurden auch alle diejenigen, die es mit dem Golo gehalten und bei der Gräfin Verläumdung geholfen hatten, von dem Henker mit dem Schwert hingerichtet und ihre Kinder aus der Grafschaft vertrieben. Diejenigen aber, welche der Gräfin treu geblieben waren oder ihr einen Dienst erwiesen hatten, wurden reichlich belohnt; unter diesen war das Mägdlein, welche der Gräfin in das Gefängniß Feder und

Dinte gebracht, wie auch der eine von den Dienern, welche ihr das Leben geschenkt hatten. Der andere war schon gestorben; aber seine Kinder haben dessen Lohn empfangen.

Genovevas ferneres Leben und seliges Ende.

Nach diesem lebte die heilige Genoveva mit ihrem Herrn in höchster Heiligkeit, und der gute Graf wußte nicht, wie er ihr genugsam dienen und sie ehren sollte. Er liebte sie als seine auserwählteste Gemahlin, er ehrte sie als eine große Heilige und diente ihr als einer durchlauchtigsten Fürstin. Es konnte aber diese heilige Frau der irdischen Freuden und des glänzenden Hoflebens nicht mehr froh werden, weil ihre Sinne nicht nach dem Irdischen, sondern nach dem Himmel gerichtet waren. Sie war so krank, daß sie zu ihren vorigen Kräften nicht mehr kommen konnte, darum mochte sie auch nicht länger als nur ein Vierteljahr bei ihrem Herrn leben. Eines Tages, als sie im Gebet begriffen war, erschien ihr eine Schaar vieler heiligen Frauen und Jungfrauen, unter welchen die Mutter Gottes am glorwürdigsten daherging. Eine jede von diesen Heiligen bot ihr ein himmlisches Blümlein dar; die Mutter Gottes aber hielt in ihrer Hand eine mit köstlichen Edelsteinen besetzte Krone und sprach: „Geliebte Tochter! beschaue diese Krone, welche Du erworben hast durch jene Dornenkrone, die Du in der Wildniß getragen. Empfange sie von meinen Händen; denn nunmehr ist es Zeit, daß sich bei Dir anhebt die Ewigkeit Deiner Freuden.“ Mit diesen Worten setzte sie ihr die Krone auf das Haupt und erhob sich mit ihrer Begleitung wieder gen Himmel. Ueber diese Erscheinung wurde Genoveva höchlich erfreut, vorzüglich weil sie nun versichert war, daß ihr Elend bald ein Ende nehmen würde. Sie sagte aber ihrem Herrn nichts davon, damit er sich nicht vor

der Zeit betrüben möchte. Was sie aber zu verschweigen gedachte, das ist von selbst an den Tag gekommen. Bald danach befiel sie ein Fieber, und sie mußte sich, wie lange sie sich auch wehrte, endlich zu Bette legen. Der fromme Graf Siegfried wurde hierüber sehr betrübt und ließ alle Mittel, die nur helfen könnten, anwenden; sie richteten aber nichts aus gegen die Krankheit. Wie nun der gute Graf sammt seinem lieben Sohne sah, daß die Krankheit je länger je mehr zunahm: da fingen die beiden liebenden und betrübten Herzen ein so großes Leidwesen an, daß Alles was im Schlosse war mit ihnen trauerte. „Ach über mich armen betrübten Mann! sprach der Graf; bin ich denn so gar unglückselig, daß ich all mein Lebtag in Trauern zubringen muß? Habe ichs denn um Gott verschuldet, daß er mich Alles dessen, was mich erfreuet, beraubt? Ich habe meine liebste Gemahlin kaum ein paar Monate gehabt, und siehe, schon nimmt er sie mir wieder hinweg. Ich habe kaum angefangen mich zu erfreuen, und siehe, schon stürzt er mich wieder in die tiefste Traurigkeit! Es wäre ja besser gewesen, ich hätte sie niemals gesehen, als daß ich sie so bald wieder verlieren muß! Ach, meine herzliebste Gemahlin! sprach er zu ihr, wollt Ihr denn so bald von mir scheiden und mich wieder von ganzem Herzen betrüben? Ach! habt doch Mitleiden mit meinem unaussprechlichen Herzeleid und bittet den lieben Gott, daß er Euch noch eine Weile bei mir lassen wolle.“ Genoveva aber sprach zu ihm: „Mein lieber Schatz! trauert doch wegen meines Todes nicht so sehr, weil Ihr damit nichts anders ausrichtet, als daß Ihr mich mit Euch betrübt. Ihr seht ja wohl, daß es nicht anders sein kann, darum ergebt Euch willig in den göttlichen Willen. Was mich bei meinem Tode am meisten betrübt, ist dies, daß ich Euch und meinen herzlieben Schmerzenreich in solcher Bekümmerniß sehen muß; wenn Ihr Beide getrost wäret, so wollte ich mit Freuden sterben und mein elendes Leben mit einem bessern vertauschen. Darum aber bitte

ich Euch abermals, liebster Gemahl und liebster Sohn! seid in Gott getrost und gedenkt, daß ich zu Gott gehe, allwo ich Eure Fürbitterin sein will.“ Weil nun die Krankheit zunahm, so ließ sie sich bei Zeiten die heiligen Sakramente geben und brachte ihre Zeit in lauter Andacht zu. Sie ließ Alle, welche im Schlosse waren, zu sich rufen, gab ihnen viel heilsame Lehren und ertheilte ihnen Allen ihren mütterlichen Segen. Vor Allen aber tröstete und seguete sie ihren allerliebsten Schmerzenreich, dessen Verlassenheit ihr am allermeisten zu Herzen ging. Endlich den 2ten April im Jahre des Herrn 750 gab sie ihren seligen Geist auf und vertauschte das zeitliche Leben mit dem ewigen.

Sobald sie verschieden war, fielen der betrübte Graf und sein Sohn über den todten Leichnam hin und weinten und klagten so herzzerreißend, daß man fürchtete, sie würden Beide vor großem Herzeleid sterben. Es klagten und trauerten auch mit ihnen alle Diener und Dienerinnen so schmerzlich, daß wer solches Leid hörte, mit ihnen zu weinen bewegt wurde. Alle schmerzte es am meisten, daß sie eine so heilige Frau verloren hatten und ihres süßen Umgangs nicht länger hätten genießen können. Der arme Graf aber, der nebst dem Golo die meiste Schuld an ihrem frühern Elende trug, glaubte fest, Gott habe seine Sünden durch diesen Tod strafen wollen und ihn nicht würdig geachtet, eine so heilige Frau länger bei sich zu haben. Deswegen führte er auch so gewaltige Klagen, daß ihn weder die Geistlichen noch die Weltlichen trösten konnten; er ging keinen Schritt von dem Leichname weg, sondern lag immer vor demselben auf seinen Knieen so betrübt, und weinte mit zusammengeschlossenen Händen so beweglich, daß man meinte, er müsse die Verstorbene durch seine heißen Zähren wieder lebendig machen. Als man hernach den heiligen Leichnam mit den Todtenkleidern bekleiden wollte, fand man auf ihrem bloßen Leibe ein rauhes härenes Gewand, das

hatte sie zu Ehren Gottes getragen. Darin erkannten alle Anwesenden einen neuen Beweis ihrer Heiligkeit.

Die arme Hirschkuh, welche bis dahin allezeit im Schlosse geblieben und von Allen geliebt worden war, begann, sobald die Gräfin gestorben war, zu trauern und sich so betrübt zu stellen, daß es kläglich anzusehen war. Als man aber den heiligen Leichnam hinaus trug, ging sie ganz traurig mit gesenktem Kopfe der Leiche nach und schrie so erbärmlich und beweglich, daß alle Menschen Mitleiden mit ihr hatten, und dies Schreien und Heulen währte so lange, bis der heilige Leichnam begraben war. Nach dem Begräbniß aber legte sich das arme Thier auf das Grab, heulte noch viel kläglicher und ließ nicht eher ab, bis es vor lauter Trauern auf dem Grabe gestorben war. Diese wunderbare Begebenheit bewegte alle Menschen, besonders aber den betrübten Grafen so sehr zum Mitleid, daß sie klar erkannten, wie billig um Diejenige zu wehklagen sei, welche auch von wilden Thieren so schmerzlich betrauert wurde. Es hatte auch der Graf zum Gedächtniß dieses Wunders auf dem Grabstein unter dem Wappen der Gräfin den Hirsch aushauen lassen, damit die Nachwelt bei Betrachtung desselben diese Begebenheit niemals vergessen sollte.

Mit der heiligen Genoveva war dem Grafen alle Lust und Freude begraben, denn nichts in der Welt vermochte ihn zu trösten, noch ihm zu genügen; er ging daher als einer, der vor Leid ganz vergehen wollte, und that nichts anders als seine liebe Genoveva immer beklagen. Er saß in der Kirche allezeit vor ihrem heiligen Grabe, und in dem Schlosse verschloß er sich in ihre Kammer, allda bildete er sich ein, als wenn er sie vor Augen hätte, und führte dann mit ihr ein Gespräch, daß man besorgte, er möchte gar den Verstand verlieren. Sein größtes Herzleid war, daß er sie in ihrem Leben so hart verfolgt hatte und hernach in der That erfahren mußte, welch eine keusche und heilige Frau sie gewesen war. Er meinte, wenn er sie nur länger hätte

am Leben behalten und die zugefügte Schmach mit Gegendienst abtragen können, so würde er noch einigen Trost gefunden haben; weil sie ihm aber so bald gestorben und ihm alle Gelegenheit ihr zu dienen benommen war, so konnte er niemals ein Ende der Trauer finden.

Sein Trauern bewegte auch Gott zum Mitleiden, so daß er ihm einen Engel vom Himmel herabschickte, der ihn trösten sollte. Dieser kam zu ihm in eines Pilgers Gestalt, hielt um die Nachtherberge an und wurde von dem Grafen freundlich angenommen; unter dem Nachtessen aber, als der Graf, vermeinend, er sei ein Pilger, sich neben ihn gesetzt hatte, redete er ihn mit langem Gespräch tröstlich zu, daß er sich fortan besser in Geduld fassen müßte. Des Morgens, als der Graf weiter mit ihm reden wollte, war er nicht zu finden, hatte aber zur Danksagung seine Pilgerskleider in der Kammer hinterlassen. Einstmals ging der Graf hinaus zu der Höhle Genovevas und fand daselbst einen Hirsch stehen, welcher, wiewohl die Hunde gegen ihn bellten, dennoch sich nicht fürchtete und stehen blieb. Der Graf aber ging in die heilige Höhle, benetzte dieselbe mit seinen Zähren und sprach weinend bei sich selbst: „Ach! das ist der Ort, an welchem Genoveva eine Sünde gebüßet, welche sie niemals begangen hat! das ist die Höhle, welche erfüllt worden ist von den Seufzern einer verlassenen Unschuld. So deine unschuldige Gemahlin allhier fremde Sünden abgebüßt hat, warum solltest du denn nicht allhier deine eigenen Sünden abbüßen?“ Dies sagte er bei sich und faßte durch die Eingebung Gottes den Vorsatz, in dieser Höhle ein Einsiedlerleben zu führen; und als er hierauf vor dem Krucifix, das der heiligen Genoveva vom Himmel gebracht worden war, betete, sah er ein Wunder: wie dasselbe seine rechte Hand von dem Kreuze ablöste und ihm den heiligen Segen gab, wodurch sein Herz so voller Freuden wurde, daß er vermeinte im himmlischen Paradiese zu sein. Er reiste gleich darauf

nach Trier, erbat sich Erlaubniß von dem heiligen Bischof Hidulfus, eine Kapelle an jenem Orte zu bauen, und offenbarte ihm auch in Geheim seinen Vorsatz. Der Bischof willigte gar gern in sein heiliges Begehren, und der Graf baute eine schöne Kirche, sammt zwei oder drei Einsiedlereien für Diejenigen, die daselbst Buße thun wollten. Nach Vollendung derselben weihte der Bischof die Kirche zu Ehren der Mutter Gottes und nannte sie mit Namen: Unserer lieben Frauen Kirche. Zu dieser heiligen Kirche wurden viele Processionen jährlich unternommen.

Nach Einweihung der Kirche wurde der Leichnam der heiligen Genoveva in dieselbe gebracht, auf daß sie eben da im Tode ruhen möge, wo sie vorher ein so strenges Leben geführt hatte. Der heilige Leichnam lag in einem schweren marmornen Sarge, und sechs Paar Stiere hätten ihn fortzubringen vermocht, aber durch ein Wunder geschah es, daß ihn zwei Rosse fortzogen, als ob er gar kein Gewicht gehabt hätte. Wo der heilige Leichnam vorbei gebracht wurde, da neigten sich die Menschen in Ehrfurcht, ja es blieben die Thiere stehen, und es war als ob Hekken und Bäume mit Aesten und Gipfeln in Ehrfurcht vor ihm sich niedersenkten. Also ward dieser gebenedeiete Leichnam an dem Orte niedergesetzt, welcher ihn aufzunehmen bereitet war, und das himmlische Kreuz wurde auf dem Hochaltar der Kirche aufgerichtet. — Nachdem aber der Graf nach Hause zurückgekehrt war, traf er alle Verordnungen, gleichwie wenn sein Tod nahe bevorstände; hierauf rief er seinen Herrn Bruder zu sich und sprach zu ihm in Gegenwart seines lieben Sohnes: „Mein theuerster Herr Bruder, Ihr habt schon eine geraume Zeit her an mir merken können, daß ich nirgends mehr Ruhe haben kann, als allein im Betrauern und Beklagen meiner heiligen Genoveva. Damit ich nun dieser meiner Herzensneigung desto besser willfahren könne, habe ich beschlossen, die Welt zu verlassen und an dem Orte, wo meine heilige Gemahlin gelebt hat,

zu leben und zu sterben. Deswegen setze ich Euch zum Vormund über meinen lieben Sohn Schmerzenreich, und bitte, Ihr wollet an ihm thun, als wenn er Euer eigener Sohn wäre. Er wird Euch auch allen Gehorsam und Ehrerbietung erzeigen, wie ein Kind gegen seinen Vater zu thun schuldig ist.“ Darnach sprach er zum Sohne: „Du hörst nun, herzliebstes Kind, daß ich die Welt zu verlassen begehre und Dir meine ganze Grafschaft überlasse; dieser Dein Oheim soll hinführo Dein Vater sein, und demselben sollst Du alle Ehre und Gehorsam erzeigen, wie Du mir bisher erzeigt hast.“ Da sprach der liebe Schmerzenreich: „Liebster Herr Vater, meint Ihr denn, daß es recht sei, daß Ihr wollt den Himmel für Euren Theil erwählen und wollt mir für meinen Theil nur ein wenig Erde hinterlassen? Nein! Herr Vater, das thuet nicht, sondern gönnet auch mir die Seligkeit, nach welcher Ihr strebet; wo Ihr leben wollt, da will ich auch leben, und wo Ihr sterben wollt, da will ich auch sterben.“ Der Vater verwunderte sich über seinen Sohn und sprach mit weinenden Augen: „Mein liebster Sohn, das strenge Leben wird Dir schwer fallen, und Du wirst es wegen Deiner Zartheit nicht zu ertragen vermögen.“ — „Besser wohl als Ihr, mein Herr Vater, sprach Schmerzenreich, da ich schon sieben Jahre lang mich in demselben versucht habe. Darum bleib ich bei meinem Entschluß und will da leben und sterben, wo ich von meiner heiligen Mutter auferzogen worden bin. Euch aber, mein Herr Vetter, überlasse ich meine ganze Grafschaft, daß Ihr sie frei beherrschen und den Armen davon Gutes thun sollt.“ Ueber dieses Vorhaben verwunderten sich Vater und Vetter und umfingen Beide das liebe Kind mit herzlicher Liebe. Der Vater that die Pilgerskleider an, welche ihm der Engel auf Gottes Anordnung hinterlassen hatte, und ließ dem Schmerzenreich ähnliche Kleider verfertigen. Darnach nahmen Beide Abschied unter großem Trauern und Weinen der ganzen Verwandtschaft und

verfügten sich in die rauhe Wildniß, allda Gott zu dienen bis an ihr Ende. Sobald Schmerzenreich daselbst ankam, erkannten ihn seine vorigen Gespielen, die wilden Thiere, welche in großer Menge kamen und sich seiner Ankunft erfreuten. Allhier haben Vater und Sohn ihr Leben heilig zugebracht und sind auch daselbst gottselig in dem Herrn entschlafen.

Wenn den Leser die Geschichte von der heiligen Genoveva mit Bewunderung und Ehrfurcht gegen die Tugend und Frömmigkeit dieser heiligen Frau erfüllt; so stellt sie ihm andrerseits das Bildniß eines Menschen vor Augen, dessen Liebe in sündhafte Begierden ausartete, durch welche er sich zu den abscheulichsten Verbrechen hinreißen ließ. Es wird daher dem Leser nicht unangenehm sein, im Gegensatze gegen den schändlichen Golo, das Beispiel eines andern Liebenden zu erfahren, welcher, obgleich der Gegenstand seiner Liebe gänzlich in seine Hand gegeben wurde, sich eben so edel und tugendhaft bewies, wie Golo schmachvoll und sündhaft; dadurch wird dann der Unterschied recht klar werden, welcher zwischen einer wahren Liebe und der gemeinen Sinnlichkeit, die sich fälschlich für Liebe ausgiebt, obwaltet; ich meine die

Geschichte
von dem
tugendhaften Ritter Gentile Carisendi.

Es lebte einst in Bologna, einer ansehnlichen Stadt in der Lombardei, ein Ritter, welcher durch Tugend und vornehme Abkunft gleich ausgezeichnet war und Herr Gentile Carisendi hieß. Derselbe liebte in seiner Jugend eine edle Dame, Namens Madonna Catalina, welche jedoch nach dem Willen ihrer Aeltern

einen andern Ritter, der Niccoluccio Caccianimico hieß, heirathen mußte. Darüber war Herr Gentile sehr betrübt und fast trostlos; er gab aber jede Hoffnung auf den Besitz der Dame auf und begab sich, um auf keine Weise die Ruhe seiner Geliebten zu stören, nach Modena. In dieser Zeit, und während Niccoluccio nicht in Bologna war, seine Frau aber, weil sie guter Hoffnung war, sich auf eine ihrer Besitzungen, etwa drei Miglien von der Stadt begeben hatte, geschah es, daß sie plötzlich von einem heftigen Anfall ergriffen wurde, welcher von der Art und von solcher Gewalt war, daß er jedes Zeichen des Lebens in ihr verlöschte. Sogar die Aerzte erklärten sie für todt; und weil ihre nächsten Blutsverwandten von ihr zu wissen behaupteten, daß sie noch nicht so lange schwanger sei, daß das kleine Wesen seine Reife erlangt haben könnte, so setzte man sie, so wie sie war, in ein Grabgewölbe der nahen Kirche unter vielem Klagen und Weinen bei. Alles dieses wurde sofort von einem Freunde dem Herrn Gentile gemeldet, der darüber vor Schmerz und Betrübniß ganz außer sich wurde; denn obgleich er niemals auch nur die geringste Gunst von der edlen Frau weder gefordert, noch erlangt, und obwohl er sie nun schon längere Zeit nicht mehr gesehen hatte, so war doch darum die innige Liebe zu ihr nicht in seinem Herzen erloschen. Endlich sprach er zu sich selbst: „Siehe, nun bist Du todt, meine Catalina, und hast mich, so lange Du lebtest, keines liebevollen Blickes gewürdigt. Ja, ich selbst bin vor Dir geflohen, damit meine Liebe nicht durch sträfliche Bemühungen um Deine Gunst, Deiner Tugend und Reinheit unwürdig würde. Nun aber bist Du todt und meine Liebe wird Deine Ruhe nicht mehr stören; darum, die ich im Leben floh, will ich im Tode suchen, und auf Deine Lippen, welche ich im Leben niemals berührte, will ich im Tode einen Kuß unsterblicher Liebe drücken.“ Nachdem er dieses gesagt hatte, gab er noch in derselben Nacht die nöthigen Befehle,

damit seine Abreise verschwiegen bliebe, und stieg dann mit einem seiner Diener zu Roß. So gelangte er ohne Aufenthalt zu der Gruft, wo die von ihm geliebte Frau begraben lag. Er ließ das Grabmal öffnen und ging vorsichtig hinab, kniete neben der Todten nieder, näherte sein Angesicht dem ihrigen und küßte es mehremal unter vielen heißen Thränen. Darauf schaute er sie lange mit liebenden Blicken an, um ihr holdes Gesicht recht tief in sein Gedächtniß zu prägen. Da kam es ihm vor, als wäre dasselbe nur blässer, übrigens aber noch ganz in den unverstellten Zügen einer Lebenden; ja es schien ihm, als ob die feine Leinwand, mit welcher die Todte vom Halse herab bedeckt war, durch den noch athmenden Busen leise bewegt würde. Anfangs kam ihm ein Grauen an; bald aber besann er sich und beobachtete die schwache Bewegung der Leinwand aufmerksamer; und als er sich überzeugt hatte, daß er sich nicht betrüge, legte er die Hand an die Stelle des Herzens seiner Geliebten. Da fühlte er deutlich, wenn auch leise, das Herz noch schlagend, und er war bald überzeugt, sie sei gewiß nicht todt, wie schwach und gering auch der Hauch des Lebens in ihr sein möchte. Deshalb hob er sie denn, so leise er nur konnte, mit dem Beistand seines Dieners aus dem Grabmal, nahm sie vor sich auf sein Pferd und brachte sie so heimlich in sein Haus nach Bologna. Hier war seine Mutter, eine würdige und verständige Dame, die, nachdem sie von ihrem Sohn Alles ausführlich gehört hatte, von Mitgefühl bewegt, still mit mächtigen Belebungsmitteln und einem passenden Bade das verlöschende Leben in ihr zurückrief. Als Catalina wieder zu sich kam, stieß sie erst einen langen Seufzer aus und rief dann: „Wehe mir, wo bin ich?“ — Die treffliche Frau antwortete ihr hierauf: „Fasse Muth, Du bist an guter Stelle.“ — Als sie nun völlig zu sich gekommen war, blickte sie umher, und da sie nicht erkannte, wo sie war, wohl aber Herrn Gentile vor sich sah, bat sie voller Erstaunen die

Mutter desselben, ihr zu sagen, auf welche Weise sie hieher gekommen sei. Nun erzählte Herr Gentile ihr Alles der Ordnung nach. Schmerzlich betrübt hierüber, stattete sie ihm doch den Dank ab, dessen sie fähig war, und beschwor ihn endlich bei der Liebe, die er sonst zu ihr getragen hätte, und bei seiner ritterlichen Tugend, dafür zu sorgen, daß ihr in seinem Hause nichts geschähe, was zur Beeinträchtigung ihrer Ehre, oder der ihres Gatten gereichen könne, und endlich, daß er sie, sowie der folgende Tag erschienen sei, in ihr eignes Haus zurückkehren lassen möchte. „Madonna, antwortete ihr hierauf Gentile, was auch in vergangener Zeit mein Wunsch gewesen sein mag, so beabsichtige ich doch nicht, weder jetzt noch in aller Zukunft, da Gott mir die Gnade erwiesen hat, Euch aus dem Tode dem Leben wieder zu übergeben, und zwar um der Liebe willen, die ich sonst für Euch gefühlt habe — Euch anders zu behandeln, weder hier noch anderswo, denn als eine theure Schwester. Doch die Wohlthat, die ich in dieser Nacht an Euch ausüben konnte, verdient einigen Lohn, und darum bitte ich, daß Ihr mir eine Gunst nicht abschlagt, um die ich Euch ersuchen will.“ Wohlwollend entgegnete die Dame hierauf, sie sei dazu bereit, wofern sie es vermöchte und wofern sein Verlangen ein ehrbares wäre. — „Madonna, sagte Herr Gentile, alle Eure Verwandte und ganz Bologna glaubt und hält Euch gewiß für todt; Niemand erwartet Euch darum mehr in Eurem Hause, und darum fordere ich als eine Gunst von Euch, daß es Euch gefalle, hier so lange bei meiner Mutter zu verweilen, bis ich von Modena heimkehre, was bald geschehen wird. Die Ursache, warum ich dies von Euch fordere, ist die, weil ich beabsichtige Eurem Gemahl in Gegenwart der angesehensten Bürger dieser Stadt ein werthes und feierliches Geschenk mit Euch zu machen.“ Die Dame, welche sich dem Ritter so verpflichtet sah und diese Bitte für ehrbar erkannte, entschloß sich, wie sehr sie auch ver-

langte, mit ihrer lebenden Erscheinung ihre Verwandten zu erfreuen, doch zu thun, was Herr Gentile begehrte. Wenige Tage darauf geschah es, daß Catalina von einem überaus schönen Knaben entbunden wurde. Nachdem sie nun völlig wieder genesen war kehrte Herr Gentile nach Bologna zurück und feierte seine Ankunft daselbst mit einem Festmahle, zu dem er auch den Gemahl der Catalina eingeladen hatte. Als die Tafel schon fast zu Ende war, begann er also zu reden: „Ihr Herren, ich erinnere mich einmal gehört zu haben, daß es in Persien einen freundlichen Gebrauch gibt, welcher darin besteht, daß, wenn Jemand einen Freund aufs Höchste ehren will, er ihn in sein Haus ladet und ihm hier zeigt — sei es nun die Frau, eine Geliebte, eine Tochter oder was es immer sei — was ihm das Theuerste ist, indem er dabei versichert, daß, so wie er ihm dies zeigt, er ihm gern, wenn er es nur könnte, sein Herz selbst zeigen möchte. Eben diesen Gebrauch will ich meiner Seits nun in Bologna beobachten. Ihr habt durch Eure Gunst mein Fest geehrt, und ich will Euch nun auf persische Art wieder ehren, indem ich Euch das Theuerste zeige, was ich auf der Welt besitze oder was ich je besitzen könnte. Bevor ich dies jedoch thue, bitte ich Euch, mir zu sagen, was Ihr von einem Zweifel haltet, den ich Euch vortragen will. Es ist Jemand, der in seinem Hause einen guten und treuen Diener besitzt, welcher gefährlich krank wird. Jener Mann, ohne das Ende des kranken Dieners abzuwarten, läßt ihn mitten auf die Straße hinaustragen und bekümmert sich weiter nun nicht um ihn. Ein Fremder kommt dazu, und von Mitleid für den Kranken ergriffen, nimmt er ihn mit sich nach Hause und verschafft ihm durch große Sorgfalt und mit vielen Kosten seine vorige Gesundheit wieder. Nun möchte ich von Euch wissen, ob sein Herr sich wohl nach guter Billigkeit über den Zweiten beklagen oder beschweren könnte, wenn er den Diener bei sich behielte und seine Dienste benutzte, und wenn er ihn, zurückgefodert, nicht

wieder herausgeben wollte.“ — Die edeln Männer sprachen Mancherlei hierüber unter sich, und nachdem sie alle endlich Einer Meinung geworden waren, trugen sie dem Niccoluccio Caccianimico, welcher ein guter und zierlicher Redner war, die Antwort auf. Dieser, nachdem er zuvor den Gebrauch Persiens gelobt hatte, versicherte, er sei mit den Andern in der Meinung einstimmig, daß der frühere Herr kein Recht mehr auf den Diener habe, weil er ihn in diesem Falle nicht blos verlassen, sondern völlig preisgegeben und weggeworfen habe, und daß der Diener, durch die Wohlthaten, die der Zweite auf ihn verwendet, mit Recht der Seinige geworden zu sein scheine, weßhalb denn dieser auch, wenn er ihn behielte, dem Ersten keine Beeinträchtigung, keine Gewalt und keine Verletzung anthue. Alle Uebrigen, welche bei Tafel zugegen waren, und es waren treffliche Männer darunter, sagten einstimmig, auch sie hielten das, was Niccoluccio geantwortet hätte, für recht. Der Ritter, zufrieden mit dieser Antwort und besonders damit, daß gerade Niccoluccio dieselbe gegeben hatte, versicherte, auch er sei dieser Meinung, und fuhr dann fort: „Doch jetzt ist es Zeit, daß ich meinem Versprechen gemäß, Euch ehre.“ — Und nun rief er zwei seiner Diener herbei, schickte sie zu der Dame, die er köstlich hatte kleiden und schmücken lassen, und ließ sie bitten, daß es ihr gefallen möchte zu kommen und diese edlen Herren mit ihrer Gegenwart zu erfreuen. Ihr schönes Söhnlein im Arm und von zwei Diener begleitet, erschien sie nun im Saal und nahm, wie es ihr der Ritter zuvor gesagt, zur Seite eines würdigen Mannes ihren Sitz ein, während Gentile sprach: „Ihr Herren, dies ist nun der Gegenstand, den ich für theurer halte und immer zu halten gedenke, als irgend einen andern. Sehet nun, ob ich Euch recht darin zu haben scheine?“ — Die edlen Herren ehrten und priesen sie viel und versicherten dem Ritter, einen solchen Gegenstand müsse er allerdings werth halten, und

fingen dann an sie genauer zu betrachten; und allerdings war Mancher darunter, der wohl gesagt hätte, sie wäre die, die sie wirklich war, hätten nicht Alle jene bestimmt für todt gehalten. Vor allen Andern aber schaute sie Niccoluccio an, und brennend vor Begierde zu erfahren, wer sie sei, und unfähig sich länger zurückzuhalten, fragte er sie, als der Ritter sich etwas entfernt hatte, ob sie aus Bologna sei oder eine Fremde. Als die Frau sich so von ihrem Manne fragen hörte, enthielt sie sich mit Mühe der Antwort; dennoch schwieg sie, um die verabredete Ordnung zu beobachten. Ein anderer der Gäste fragte sie hierauf, ob dies ihr Söhnlein sei, und ein Dritter, ob sie Gentiles Frau oder auf andere Art ihm verwandt sei. Allen diesen gab sie jedoch keine Antwort. Als aber Herr Gentile wieder herbei kam, sagte einer der Gäste zu ihm: „Herr, schön ist dieser Euer Schatz, aber sie scheint stumm: ist dem so?“ — „Ihr Herren, antwortete Gentile, daß sie bis jetzt nicht gesprochen hat, ist kein geringer Beweis ihrer Tugend. Diese edle Frau ist der gute und treue Diener, wegen dessen ich Euch kurz zuvor die Frage vorlegte. Sie, von den Ihrigen wenig werth gehalten und wie ein verächtliches unnützes Ding mitten auf die Straße geworfen, wurde von mir aufgenommen und durch meine Sorge und Hilfe den Krallen des Todes entrissen, und Gott, der auf meine gute Absicht blickte, ließ sie unter meinem Beistand wieder so gesund und schön werden, wie Ihr sie jetzt sehet. Doch damit Ihr klarer erkennt, wie dies Alles zugegangen sei, so will ich es Euch in der Kürze deutlich machen.“ — Und nun, von seiner Liebe für sie anhebend, erzählte er ausführlich zum großen Erstaunen seiner Zuhörer Alles, was bis jetzt geschehen sei, und fügte dann hinzu: „Um dieser Gründe willen ist denn, wofern Ihr nicht etwa Eure Meinung von vorher nun geändert habt, und besonders Niccoluccio, diese Dame von rechtswegen mein, und Niemand kann sie von hier mit gerechtem An-

spruch zurückfordern.“ Hierauf antwortete Niemand, und Alle erwarteten vielmehr aufmerksam, was er weiter sagen würde, indem Niccoluccio und Andere, welche gegenwärtig waren, so wie auch die Dame vor Rührung weinten. Doch nun erhob sich Herr Gentile, nahm den kleinen Sohn in seine Arme und die Dame bei der Hand, und indem er mit ihnen zu Niccoluccio hintrat, sprach er: „Erhebe Dich, Freund; ich gebe Dir Deine Frau, welche Deine und ihre Verwandte wegwarfen, nicht wieder — sondern ich schenke Dir hiermit diese Dame, meine Gevatterin, mit ihrem kleinen Sohne, welcher, wie ich weiß, von Dir abstammt, und ich bitte Dich, laß sie Dir darum nicht minder werth sein, weil sie in meinem Hause nahe an drei Monate verweilt hat; denn ich schwöre Dir bei dem Gott, der mir vielleicht einst diese Liebe zu ihr einflößte, damit dieselbe die Ursache ihrer Rettung werde, daß sie niemals, weder bei ihrem Vater noch bei ihrer Mutter, noch auch bei Dir, ehrbarer lebte, als sie bei meiner Mutter und in meinem Hause gelebt hat.“ — Nachdem er dies gesagt hatte, wendete er sich zu der Dame und sagte: „Madonna, jetzt löse ich Euch von jedem Versprechen, das Ihr mir gegeben habt, und überlasse Euch frei davon dem Niccoluccio.“ — Hierauf übergab er die Dame und das Kind den Armen des Niccoluccio und kehrte zu seinem Sitze zurück.

Liebevoll empfing Niccoluccio Gattin und Sohn, um so glücklicher, je ferner er von jeder Hoffnung gewesen war; und wie er konnte und mußte, dankte er dem Ritter. Auch die Andern, welche vor Mitgefühl weinten, lobten und priesen ihn sehr, und gepriesen wurde er von Jedem, der dies hörte. Die Dame wurde mit großen Festlichkeiten in ihrem Hause empfangen und lange Zeit hindurch wie eine Wiedererstandene mit Bewunderung von ganz Bologna betrachtet; Herr Gentile aber lebte immer als ein Freund des Niccoluccio und seiner Verwandten, so wie der Verwandten der edlen Catalina.

Druck von Breitkopf u. Härtel.

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 114034678